

KZ Sachsenhausen

Das Auto fährt auf Oranienburg zu. Das Ziel ist also Sachsenhausen. Ein böser Ort! Wie war das doch? Reyersbach, der Schwager unserer Cousine ist dort an „Kreislaufstörung“ gestorben, gerade sollte er entlassen werden. Der Berliner Arzt, Dr. Plonsken, ist bald nach seiner Einlieferung zugrunde gegangen. Selbstmord? Der „Stammvater“ kam damals verstört zu mir „Haben Sie schon einmal einen Apotheker gesehen, der statt eines Heilmittels Gift gibt? Hier sehen Sie einen. Der Mann war grundlos denunziert worden und nach Prag geflohen. Der Staatsanwalt hat mir versichert, daß er ruhig nach Berlin zurückkommen könne, das Verfahren sei eingestellt. Ich habe mich noch bei der Gestapo vergewissert, daß sie kein Interesse an Plonsken habe. Dreimal haben sie mir erklärt, er könne zurückkehren, und ich Ochs habe den Verbrechern geglaubt. Auf meinen Rat ist er zurückgekommen. Und am Bahnhof haben sie ihn verhaftet. Heut' ist er tot. Selbstmord? Ermordet haben sie ihn! In Sachsenhausen: „Aus Sachsenhausen haben wir ein paar Unverbrannte bekommen.“ – „Tritt in die Nieren“, hatte mir der Kollege von der Urnen-Kommission gesagt. Schöne Aussichten das, aber wie haben wir in Baden-Baden gesagt? „Wir wollen lernen, uns das Fürchten abzugewöhnen“.

Was werden sie nur mit uns machen? Wenn sie uns abknallen, dann hoffentlich rasch und ohne Quälerei. Es ist ein bißchen früh, 38 Jahre, und die Welt ist interessant. Eigentlich habe ich noch Manches vorgehabt. Die große Rechnung bleibt unbeglichen. Adolf hat gesiegt. Aber es hilft ja nichts. Jetzt die Ohren steif halten und sich anständig benehmen, nur den Banditen kein Schauspiel geben, wie es der Verrückte eben aufgeführt hat. Was wird als nächstes kommen? Die Dachauer haben mir immer vom „Empfang“ erzählt, der soll es in sich haben. Und dann kommt das „Bürsten“. Dabei ist Dr. Fels in Dachau zu Tode gebürstet worden. Wie werde ich bloß vom Wagen herunterkommen? Dabei sollen sie immer so liebevoll nachhelfen.

War das nicht eben Oranienburg? Das verfluchte alte KZ! Mit den Steinsärgen und den Foltern von 1933! Da hat Mühsam⁹⁰ geendet, Lumpenpack! Hier sind wir neulich erst mit dem Auto durchgefahren, irgendwohin ins Grüne. Aus ist's mit der Fahrt ins Grüne, meine Herren. Sie sind jetzt Gefangene! „Für mich sind Sie kein Gefangener“, hat der Beamte gesagt. Freundlicher Mann.

Seit gestern abend habe ich nichts gegessen. Vielleicht kann ich ein Stückchen Schokolade aus der Manteltasche ziehen. Furchtbar eng ist das hier. Wie das rüttelt! Nun müssen wir doch bald da sein. Ja, Eva wird Augen machen, wenn sie

⁹⁰ Der anarchistische Schriftsteller Erich Mühsam, 1919 führend an der Münchener Räterepublik beteiligt und deswegen anschließend zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt, wurde im Februar 1933 verhaftet und nach monatelanger Folter im Juli 1934 im KZ Oranienburg ermordet.

mich heute abend nicht findet. So ein böser Schreck! Aber ich kann ihr doch nicht helfen. Jetzt ist's aus. Ich kann niemand mehr helfen. Es ist zu Ende. Wir sind so gut durchs Leben gestapft. Jetzt ist's zu Ende. – 38 Jahre – ein bißchen früh!

Neben mir beginnt jemand zu sprechen, leise, stockend, aber gefaßt. Er hat seinen Nebenmann erkannt und redet ihn an, um sich Mut zuzusprechen: „Mein Anwalt ist da, mein Arzt ist da, wir werden zusammenhalten. Ein gutes Gewissen haben wir ja, wir werden schon durchhalten, nicht wahr? Wachtmeister, wohin kommen wir?“ Der Wachtmeister sagt: „Sie kommen nicht weg. Sie bleiben in Berlin.“ Halbe Lüge, denke ich, aber gut gemeint, und ich sage: „Nach Sachsenhausen kommen wir, müssen bald da sein, ist nicht weit von Oranienburg.“ Der Anwalt (Kurt Holtheim) antwortet mit einer Stimme, die eine wohlthuende Bierruhe verrät: „Sie haben ganz Recht, wir sind ja so viele. Geht alles. Waren ja Soldaten.“ „Ich bin bloß nicht gesund“, meint der andere, „hab' Angina pectoris; jeden Tag bekomme ich Spritzen.“

Das Auto bremst, die Achsen kreischen, der Wagen fährt durch ein Tor. Noch hält das Auto nicht, da kreischt eine widerwärtige Stimme, die sich überschlägt: „Schnauze gerade aus!“ und der Mann mit der Angina pectoris hat zwei wuchtige Faustschläge im Nacken. Das geht ja gut an. Die Planen werden weggerissen, und ich sehe bei strahlender Bogenlampen-Beleuchtung unsere Henker im Halbrund. Die Uniformen sind mir fremd; sie sind khakibraun, nicht schwarz, wie man die SS von ihrer Paradeuniform her kennt. Das ist die Totenkopf-Brigade⁹¹; „Gestählt im täglichen Dienst am Feind“, hieß es in einem Parade-Bericht vom letzten Parteitag. 40, 50 solche Burschen stehen grinsend und lauernd am Tor.

„Runter vom Wagen! Wollt ihr laufen! Ihr Drecksäcke, ihr Lumpenpack, ihr Judensäue!“ Dabei hagelt es Püffe, alles stürzt im dunklen Lastauto durcheinander und sucht vom Wagen hinabzuspringen. Es wird kräftig nachgeholfen. Geile Arme greifen in den Wagen hinein und zerren herunter, wen sie erwischen. Wer zu Boden stürzt und sich scheuert, bekommt Stiefeltritte. Dazu wird gejoht und gekreischt, gerissen, geschlagen und mit keifender Stimme 20, 30 Mal hintereinander gebrüllt: „Wollt ihr laufen, ihr Drecksäcke!“ Bei diesem turbulenten Treiben stürzt Bankdirektor Lux aus Beuthen so unglücklich, daß er sich das Bein bricht. Er wird ins Revier getragen, wo er während seines ganzen Lageraufenthaltes danieder liegt. Heut geht er mit einem ernsten Beinschaden durch die Straßen von London. Es gab, wie wir später hörten, eine ganze Anzahl ähnlicher Unfälle, auch ein oder zwei Schädelbrüche. Ich sah unmittelbar nach diesem „Empfang“ einen hageren Mann, dem das Gesicht vom Auge bis zum Kinn aufgeschlagen war. Die Backe klappte blutig-weit. „Dreh dich mit dem Gesicht zur

⁹¹ Seit März 1936 hießen die SS-Wachverbände für die Konzentrationslager SS-Totenkopfverbände. Ihre Stärke betrug Ende 1937 rund 11 000 Mann. Vorschriftenmäßig trugen sie eine erdgraue Uniform, die Hans Reichmann im Lampenlicht möglicherweise als braun erschienen sein mag.

Wand“, brüllte ein SS-Scharführer. „Damit Sie mich von hinten schlagen!“, antwortete der mutige Naivling. Im Nu hat man ihm die Kehrtwendung beigebracht.

Ich bin gut vom Wagen herunter gekommen, geschickt abgesprungen, habe mich nur an der Hand leicht gerissen, aber die kleine Wunde lohnte sich, mich hat weder ein Faustschlag noch ein Stiefeltritt erwischt. Man hetzt uns auf die Lagerstraße. Wir stehen da in langer Reihe, militärisch ausgerichtet. Die SS, mit Revolvern bewaffnet, zum Teil mit Stöcken in der Hand, patrouilliert vor unserer Front. Es sind auch Uniformierte mit Achselstücken da, SS-„Offiziere“, in ihrem Benehmen unterscheiden sie sich nicht von ihren Mannschaften. Sie froheln und lachen unflätig, gelegentlich setzt es eine Ohrfeige. Aber der Hohn trifft mich tiefer – „Was bist du von Beruf?“, schreit einer, der ein Zuchthäuslergesicht hat. Ich lerne ihn später als den „Eisernen Gustav“⁹² kennen. Sehr leise und betreten, antwortet mein Vordermann: „Ich habe keinen Beruf mehr“. – „Hier wirst oan kriegn: Schubkarrenschieber“, und er heult fast vor Lachen über den ausgezeichneten Witz. Ein anderer Edelmensch tänzelt an uns vorüber: „Ihr, Jordanplantscher! Ihr Saujuden. Dös is oane Sippschafft!“ Einer seiner Kameraden muß sich auch vor uns produzieren: „Doa hoabn wir die Elite bekommen, doa soan's ja, die Kinder Israel! Na woartet nur, ihr Strolche, ihr Halunken!“ Sie schlendern unsere Front entlang: „Hoast schon mol gearbeitet? Wir werns euch beibringen, ihr Drecksäcke, hier werdet ihr lernen, woas Arbeit heißt, ihr Schweine!“, – „Im Laufschrift, marsch marsch! Wollt ihr laufen! Wollt ihr wohl laufen, ihr Säue, ihr Lumpen!“

Vor mir läuft Patentanwalt Haase. Der Wind bläht seinen Mantel auf, das graue Haar flattert im Scheinwerferlicht. Jener Haase war einst deutsch bis zum Chauvinismus, stolz auf den Opfertod seines 16jährigen Sohnes Rudolf, den die Polen im oberschlesischen Aufstand in Rybnik erschossen hatten. Hans Christoph Kaergel⁹³ hatte von Gesinnung, Tat und Ende des Jungen, doch nichts von seiner Abstammung gehört. So hat er ihn als Ideal des Hitler-Jungen vor die deutsche Jugend gestellt, die gleiche Jugend, die jetzt den Vater vor sich her hetzt.

Wir alle sind barhäuptig. Wer den Hut aus Versehen auf dem Kopf behalten, dem hat ihn eine Faust heruntergeschlagen. Neben uns, hinter uns laufen die braunen Teufel. Ihre Stimmen klingen nicht mehr menschlich, sie krächzen heiser, so haben sie sich überschrien. Es geht durch ein Tor. Wir werden über einen großen dunklen Platz gejagt. Wer strauchelt oder nicht mitkommt, hat sofort

⁹² Der wegen seiner brutalen Vernehmungsmethoden berüchtigte SS-Rapportführer Gustav Sorge wurde von den Häftlingen der „Eiserne Gustav“ genannt.

⁹³ Hans Christoph Kaergel (1889–1946), Volksschullehrer, machte sich als schlesischer Heimatdichter einen Namen, bevor er sich in den Dienst des Nationalsozialismus stellte und Bücher wie „Der Volkskanzler. Das Leben des Führers Adolf Hitler für Jugend und Volk erzählt“ publizierte. Der Roman „Einer unter Millionen“, auf den Reichmann hier wohl anspielt, erschien 1936.

eine Stiefelspitze in seinem Körper, wohin der Tritt gerade trifft. Ich laufe gut. Aber der Anblick der alten Männer, die da gehetzt werden, ist furchterlich. Wir werden vor Holzbaracken getrieben, wieder wird eine Front gebildet, Gruppen werden abgeteilt. Es ist stockdunkel geworden, wohl sieben Uhr; aber die Baracken sind taghell erleuchtet, und über die Lagerstraßen fegt ein Scheinwerfer. Vor uns, neben uns, hinter uns stehen wieder Braune. Da schlagen sie hinterücks, dort stoßen sie jemand das Knie ins Gesäß und brüllen, brüllen. Wir stehen stumm und warten.

Die Offiziere folgen einem barbarisch aussehenden Kerl in schwarzer SS-Uniform mit blaugrauen Aufschlägen. Das dicke Ungeheuer mit seinem Wildschweinkopf ist Baranowski, genannt „Vierkant“, SS-Oberführer, also Generalmajor, unser Herr über Leben und Tod⁹⁴. Auf der unförmigen Figur mit dem groben Schädel wirkt die Phantasieuniform besonders lächerlich: Fleischermeister Golombek aus Koslowagora als General! Er geht behäbig, breitbeinig und massig an uns entlang. Er brüllt nicht, schlägt nicht selbst, stellt nur Fragen und grinst uns an.

Wir warten! Plötzlich werden wir in Gruppen von zwanzig Mann in die Baracken getrieben. Kaum ertönt das Kommando „Rechts um, marsch!“, da kracht und zetert es schon wieder: „Wollt ihr wohl laufen! Ihr Drecksäcke!“ Man kann gar nicht laufen. Von der Front bis zur Baracke sind es nur zehn Schritte, und wenn eine Gruppe von zwanzig Mann läuft, stößt einer den anderen und der Eintritt verzögert sich. Wir sind in der Schreibstube. Zwanzig Maschinen stehen da, und hinter jeder sitzt ein Mann in einem alten blauen Polizeiwaffenrock.

„Hintereinander, rasch, alle Fragen beantworten und raus, wird's bald!“, brüllt ein SS-Mann. Der Maschinenschreiber fragt leise mit einer warmen Stimme: „Wie heißt du, Kamerad?“ Endlich ein menschlicher Ton; ein Kamerad, ein Leidensgenosse! Die Gesichtszüge der Schreiber zeigen Spuren geistiger Arbeit. Sie waren kommunistische Funktionäre, wie ich später erfuhr. Es tut mir wohl, ihre freundlichen Stimmen zu hören. Das da draußen sind keine Menschen, das sind Wölfe, braune Wölfe. „Wo wohnst du? Was bist du von Beruf, und wer ist dein nächster Angehöriger?“ Ach so, wegen der Benachrichtigung

⁹⁴ Hermann Baranowski (1884–1940), genannt „Vierkant“, ging mit 16 Jahren zur Kaiserlichen Marine und diente sich in zwanzig Jahren bis zum Leutnant zur See hoch. Infolge der Beschränkung der deutschen Armee durch den Versailler Vertrag schied Baranowski aus der Marine aus und schlug sich im Zivilleben als Vertreter für eine Lebensmittelfirma durch. 1930 trat er der NSDAP bei und meldete sich zur SS. Der Endvierziger machte innerhalb der Konzentrationslager-SS noch einmal Karriere, obwohl er sich nur schwer der geforderten Disziplin beugen konnte. Sein Vorgesetzter Eicke beschrieb ihn als „Typ eines alten, hartköpfigen Marinesoldaten“ mit einer „krankhaft-ehrgeizigen Veranlagung“. Von seinem Posten als Kommandant des KZ Lichtenburg wurde er 1936 quasi als Schutzhaftlagerführer zum KZ Dachau strafversetzt und galt dort als besonders grausamer SS-Führer. Nachdem er sich „bewährt“ hatte, ernannte ihn Eicke im März 1938 zum Kommandant des KZ Sachsenhausen, wo er bis zu seinem Tod im Februar 1940 blieb.

für den Fall... Kreislaufstörung und so. – Ja, ich kann Eva das nicht ersparen, ich habe sonst niemand. Neben mir sagt einer: „Nächster Angehöriger: Major Freiherr von...“ Der gleiche Mann antwortet auf die Religionsfrage: „Jüdisch?“ Schneidend: „Nein, evangelisch“. Also die sind auch dabei. Es ist noch ein zweiter Fragebogen auszufüllen. das geht wie am laufenden Band. Die Prozedur dauert noch nicht drei Minuten, dann sind wir schon wieder draußen. Aber wo bleibt denn die Einverständniserklärung zur Verbrennung für den Todesfall? Die soll doch in Buchenwald immer verlangt werden.

Man hat uns zehn Schritt weiter getrieben, und wir stehen vor einem zweiten Barackeneingang. Drinnen ist fürchterlicher Lärm, ein Dutzend SS-Stimmen brüllen durcheinander, dazwischen knallt es und klatscht es. Ach, da wird wohl untersucht! Ein feiner Arzt muß das sein, der sich dieses Schreien gefallen läßt. In Fünfergruppen laufen die Kameraden hinein. Nach zehn Minuten stürzt, nein, fliegt einer nach dem anderen durch die Tür heraus. In die erste Tür rennt man als Zivilist mit wallendem Haar, aus der zweiten fliegt man in Zuchthäusleruniform mit kahlgeschorenem Schädel. Eine böse, böse Altweibermühle! Das also ist der berühmte Empfang, der mir so oft geschildert wurde. Wie viel Viertelstunden noch, und auch ich stehe da drinnen und mein mühsam gepflegtes Haar ist fort. Ich will es noch einmal fühlen und streiche mir über den Scheitel. Irgend etwas an dieser Verwandlung kommt mir komisch vor trotz des Gebrülls und des Klatschens, das man immer wieder hört und dessen Ursache ich mir nicht erklären kann. Drei Stunden stehen wir schon wieder in der kalten Nacht. Wir warten und warten.

Nun ist meine Fünfergruppe an der Reihe, wir springen in die Baracke und werden an die Wand gestellt. Ein etwa 22jähriger SS-Scharführer baut sich vor uns auf und keift uns an: „Wertsachen und Geld sind abzugeben, alle Taschen leeren, ausziehen und die Lagersachen in Empfang nehmen! Sie haben nichts zu fragen!“ Der Bursche brüllt, als ob er betrunken wäre, Er ist es aber nicht. Ein anderer Rausch hat ihn und seine Kameraden gepackt: sexueller Prügelwahn. Seine Augen sind unterlaufen, sein Gesicht ist wie im Fieber gerötet, die Lippen hängen ihm herunter. ein Blick, eine Bewegung von uns, und er wird zuschlagen. Unsere Gruppe hat Glück; vielleicht ist er zu müde. Keiner von uns bekommt etwas ab.

Ich reiche einem bayerischen SS-Scharführer meine Wertsachen und mein Geld. Der bayerische Dialekt herrscht auch hier vor. „Dös is doch koa Geld, dös is oane Minz, dös gehört zu den Wertsoachen, net zum Geld.“ Er weiß nicht, daß ein Zweimarkstück mit Lutherkopf, zu irgend einem Gedenktag ausgegeben, gültiges Geld ist. Ich sage schüchtern: „Das ist ein gültiges Zweimarkstück.“ Er antwortet mit einer Ohrfeige, die ich übrigens kaum spüre. Ich stehe vor dem nächsten Scharführer, der die eben abgenommenen Wertsachen und das Geld registriert. „Warum hast du die Minz zu den Wertsoachen gelegt, du Trottel? Dös is doch Geld!“ Und schon hab ich eine zweite Ohrfeige. Ich wende leise ein: „Der Herr da hat mich eben angewiesen...“, aber schon bin ich weitergeschoben.

An einem langen Tisch stehen Häftlinge, die meine Kleidung abnehmen, bündeln und verschnüren. Die Schuhe dürfen wir behalten, sonst aber stehen wir im Adamskostüm vor dem „Arzt“. Der „Arzt“ ist kein Arzt. Zwei SS-Sanitäter, beide etwa 25 Jahre alt, dreißig Zentimeter lange Metallpincetten in der Hand, mustern uns und brüllen die bekannten militärischen Fragen. Vor mir wird Dr. Alexander Katz „gemustert“. Er hat eben ein paar Püffe bekommen und wehrt sich mit einem letzten Aufbegehren: „Ich war Hauptmann im Kriege.“ Die Sanitäter, beide hochrot und im gleichen Fieber wie all die anderen, grinsen: „Hauptmann war er! Sieh mal an, Hauptmann!“ Und jeder schlägt ihm mit den Metallpincetten auf die Brust und den Rücken. Jetzt weiß ich, woher die Leute kamen, die ich mir vorher nicht erklären konnte.

Vom Beginn der Prügel Szenen an kämpften in mir die natürliche Widerstandsregung und die Vernunft, die man auch Feigheit oder Verantwortungsbeußtsein nennen kann. Ich hatte keine andere Waffe als zwei ausgestreckte Finger. Wenn ich die einem dieser Teufel in die Augen... , gewiß das wäre Selbstmord, aber Paul Katz hatte mir auch erzählt, daß für einen erschossenen SS-Mann zehn unschuldige Häftlinge umgelegt wurden. Ich zwang meine Wut nieder – und blieb ruhig.

An den SS-Sanitätern vorbei jagen wir ins Bad. Im Halbrund sitzen auf Schemeln zwanzig Häftlinge, jeder eine Haarschneidemaschine in der Hand. Wir werden auf eine Holzbank gezwungen. Und binnen zehn Sekunden ist die Lokenpracht dahin. „Komm, Kamerad“, sagt der Friseur – wieder ein menschlicher Laut mitten im Geheul wilder Tiere –, „Und jetzt geh rasch unter die Dusche.“ Ich greife zu einer der Strohbürsten, die in großen Wannen bereit liegen. Das sind die Dachauer Bürsten, mit denen man den Neuankömmlingen die Haut herunterscheuert. Rasch selbst scheuern, denke ich, dann komme ich um das Gebürstetwerden herum. Ichbürste mich unter der Dusche und freue mich über das lauwarme Wasser. Plötzlich spüre ich einen eisigen Strahl im Rücken. Ich pruste. „Kehrt!“ kreischt jemand. Und ich sehe durch das Wasser, das mir von oben aus der Dusche über den Kopf rieselt, einen SS-Mann mit einem Gartenschlauch, der einen eiskalten scharfen Strahl in mein Gesicht, in den Mund, in die Augen, auf den Bauch und die Beine jagt. „Wie gefällt dir das?“ Ich antworte nicht und überlege. Wenn ich ernst bleibe oder Zeichen von Unbehagen gebe, wird er grinsen und weiter mit mir spielen. Wenn ich lache, wird er sich ärgern, daß die Kur so wenig Eindruck macht und wird noch länger und ausgiebiger spritzen. Schließlich lache ich ihn doch an, es ist ja so gleichgültig, was man tut.

„Hast du sowas in Berlin auch?“

Ich antworte noch immer nicht.

„Kehrt!“

Er spritzt mit dem scharfen Strahl in den Rücken und wartet auf einen Ausbruch. Er kann lange warten.

„Kehrt“.

Jetzt geht es wieder in den Mund.

„Ob du sowas in Berlin auch hast, sollst du sagen!“

Wieder überlege ich: „Nein“ bedeutet, daß er die Behandlung fortsetzt, weil ich ja in Berlin die Wohltat des Spritzens nicht habe. „Ja“ wäre eine Frechheit. Aber Frechheit scheint mir, dazwischen ja und nein doch kein Unterschied ist, noch angebrachter, und so antworte ich: „Ja“. Jetzt spritzt er ganz toll und kommt mit dem Schlauch immer näher, das Wasser macht mich fast blind, ich versuche unter Prusten immer noch zu lächeln. In diesem Augenblick flüstert mir ein Häftling, der Badewärterdienst macht, zu: „Lauf!“

Und ich renne zur nächsten Station, wo Häftlinge die Lagerkleidung austauschen. (Der „Wasserspieler“ hatte sein Mütchen an mir gekühlt, nun kam der nächste dran, der ihn gerade zu seinem heiteren Treiben reizte. Nicht jeder wurde mit einer Spritzkur geehrt.) Man drückt mir ein minderwertiges Hemd und eine schlechte Unterhose in die Hand. Ich prüfe die schäbige, dünne Wäsche eine Sekunde, ein Wäscheausgeber sieht das, springt auf mich zu und fragt leise: „Was bist du, Kamerad?“ Als ich ihm meinen Beruf nenne, nimmt er das schlechte Zeug fort und bringt mir ein gutes Trikothemd und eine anständige Unterhose. „Und hier das Wichtigste: Deine Nummern. Halt sie ganz fest, sie sind sehr wichtig.“ Hinter mir brüllt es: „Wollt ihr euch wohl anziehen, wollt ihr wohl machen, ihr Schweine!“ Und obwohl ich so schnell in die ungewohnten Sachen zu kommen suche wie noch nie in meinem Leben, setzt es zwei Püffe in den Rücken. Ich drehe mich, unmilitärisch lächelnd um und sage: „Ich mache schon, so schnell es geht; aber die Hose ist zu eng.“ Trotz der unverschämten Antwort gibt es keinen weiteren Puff. Ich springe zu dem freundlichen Kameraden und zeige ihm meine feldgraue Hose, die etwa 20 cm zu eng ist und im Winkel vor dem Bauch offen steht. „Ich kann jetzt nichts machen. In den nächsten Tagen kannst du tauschen.“

„Wollt ihr machen, daß ihr raus kommt!“ Wieder stehen wir auf der Lagerstraße und versuchen uns am dunklen Boden die Schuhe zuzuschnüren und den Zuchthäuslerrock zu knöpfen. Es ist die „schöne“ Uniform des Zuchthauses, blau und grau gestreift. Ich sehe mir meine Kameraden an. So sieht man also ohne Haare aus. Langsam fahre ich mir über den Kopf, der jetzt eine Kratzbürste ist. Tut's zu dem übrigen! Der Scheinwerfer fegt über den Platz. Links von uns stehen die Zivilisten, die in einer Viertelstunde auch verwandelt sein werden. Immer neue Rudel von barhäuptigen Menschen mit wehenden Mänteln werden über den Platz getrieben. Wieviel mögen sie wohl heute noch anbringen?

Plötzlich sehe ich, wie X. in der Gruppe neben mir, die noch ihre Zivilkleidung hat, mit einem hastigen Ruck in seine Westentasche greift, etwas herausreißt und in den Mund führt. Gift? Ich kenne den Sanguiniker gut und traue ihm zu, daß er das Spiel schon so früh verloren gibt. Ich möchte zu ihm springen, darf mich aber nicht aus meiner Gruppe entfernen. Wie gelähmt starre ich auf ihn; er muß doch gleich umsinken. Als ich mich unbeobachtet glaube, flüstere ich zu ihm hinüber: „Was ist Ihnen?“ Er antwortet: „Nicht gut.“ Jetzt wird seine Gruppe in die Baracke gejagt, und X. springt mit. Also kein Gift! Ich atme befreit auf.

Bei dem Versuch, mich mit den Augen durch die Dunkelheit zu tasten, erkenne ich die Umrisse vieler Holzbaracken. Aber ich kann nicht lange suchen; denn schon sind sie wieder da, die braunen Teufel. „Sieh mal an, sieh mal an! Da hat sich einer ein Kissen für seine Hämorrhoiden mitgebracht! Das brauchst du hier nicht, wir haben alles, fein, fein. Klubsessel! Glaubst du nicht? Und Couches! Alles extra für euch angeschafft! Ein Kissen hat er sich mitgebracht, ha, ha, ha!“ Und das Kissen klatscht dem kranken Kameraden um die Backen.

Es sind jetzt wohl fünf Stunden, seit ich im Lager bin, und schon hundert Mal ist mir angesichts der SS die gleiche Frage durch den Kopf geschossen: wo kommen nur solche Menschen her? Ich kenne das deutsche Volk doch auch. Gewiß, der Ton hier ist das alte Hep-Hep⁹⁵, das sich vom Mittelalter her durch die deutschen Generationen vererbt hat. In der Kindheit haben mir meine Mitschüler dieses „Jude“ – „Itzig“ um die Ohren geknallt, wenn unser Zank sich zur unveröhnlichen Heftigkeit steigerte. Ich kenne den Ton aus der Studentenzeit, ich kenne ihn aus dem Gerichtssaal, ich kenne ihn aus dem politischen Kampf. Aber das hier ist ein unvergleichbares Furioso! Wer hat diesen Auswurf ausgelesen, zum Haufen des Verderbens zusammengefeigt? Alle Verbrecher Deutschlands scheinen sich hier ein Stelldichein zu geben. Wir unrecht ich mit diesem Vergleich den Verbrechern tat, wußte ich damals noch nicht.

Plötzlich tastet sich eine leise, eindringliche Stimme an uns heran: „Laßt euch nicht provozieren! Sie treiben es heute toll. Habt keine Angst, wir helfen euch.“ Die Stimme schweigt. Aber da kräht es schon wieder, und wippend tänzelt ein SS-Mann heran. Er raucht eine Zigarette: „Naaah? Wollt ihr eine Zigarette haben? Wer will denn noch eine Zigarette? Keiner? Aber ihr raucht doch sicher! Naaah? Sagt's doch schon! Wer will denn noch eine Zigarette?“ Die Stimme kräht widerwärtig. Der braune Teufel zieht die höhnenden Worte wie Kaugummi. „Wer will denn von euch in die Kirche gehen? Keiner? Eine schöne Kirche haben wir her, eine feine Kirche!“ – Schweigen. „Naaah, sagt schon, wer will denn am Sonntag in die Kirche gehen – oder in die Synagoge?“ Jetzt erst ist ihm eingefallen, daß wir Juden sind. Aber auch mit der Synagogenlockung bricht er unser Schweigen nicht. Endlich macht er sich fort.

Wieder spricht die leise Stimme: „Das war der Richtige. Ihr habt es schon erkannt. Gut, daß ihr nichts gesagt habt. Laßt euch nur nicht provozieren, das will er bloß. Bleibt zusammen! Laßt euch nicht abdrängen! Daß keiner allein geht! Nicht auf den weißen Weg gehen, das ist der Todesweg, da knallen sie euch ab!“ Als der Scheinwerfer für Sekunden den Sprecher beleuchtet, taucht aus dem Dunkel ein untersetzter Mann. Es ist ein Häftling in grüner Jacke, der den Waffenrock der früheren preußischen Schutzpolizei trägt. Es ist einer von den Blockältesten, der zu uns gesprochen hat. Als unsere Gruppe auf etwa 100

⁹⁵ „Hep-Hep“ lautete der antijüdische Schmähruf, mit dem die Juden in Mitteleuropa über Jahrhunderte hinweg verfolgt und gedemütigt wurden. Die Herkunft des Wortes ist unklar und vieldeutig. Vgl. dazu Katz, Hep-Hep-Verfolgungen, S. 28 f.

Kahlgeschorene angewachsen ist, geht es im Laufschrift über einen weiten dunklen Platz. „Halt! In Fünfergruppen antreten!“

Vor uns steht ein Mann, dessen Züge ich nicht erkenne. Als der Scheinwerfer ihn streift, sehe ich, daß auch er einen grünen Uniformrock trägt. Er spricht: „Ihr seid hier in einem deutschen Konzentrationslager. Ich kann mir denken, was ihr denkt. Beißt die Zähne zusammen! Es wird schon gehen. Ihr werdet es schon aushalten. Das drüben da ist euer Block, Block 16. Dort warten 140 eurer Rassekollegen auf euch. Die sind schon seit Juni hier, und leben auch noch. Ich bin euer Blockälteste und bin mit euern Rassekollegen so weit ganz zufrieden. Wir werden auch ganz gut miteinander auskommen.“

Jetzt wird die Stimme laut, der Blockälteste kommandiert scharf militärisch: „In Reihen gesetzt, links um, marsch!“

„Halt“, brüllt eine Stentorstimme, „Was machen Sie da?“

„Ich bringe den Häftlingen die Lagerordnung bei, Herr Blockführer.“

„Gut“, und nun übernimmt der SS-Mann das Kommando. „Laufschrift – Schwenken – Laufschrift – Laufschrift – Halt!“

Marschübungen in der stockdunklen Nacht. Mir kommt aus den Schilderungen meiner vielen Dachauer, Lichtenburger und Esterwegener die Erinnerung an stundenlangen Dauerlauf und Freiübungen, die man bewußt zur Folter gemacht hat. Diesen ersten Dauerlauf hier schaffe ich; wenn es nicht schlimmer wird... Der Scharführer entfernt sich. Der Blockälteste hat das Kommando wieder: „Rührt euch! Ich werde euch jetzt mit der Lagerordnung bekannt machen.“ Und wieder schallt die laute Stimme durch die Nacht: „Jeder SS-Angehörige ist zu grüßen. Das Grüßen geschieht durch Abnehmen der Mütze, sechs Schritt vor dem SS-Angehörigen bis zu sechs Schritt hinter ihm. Das Kommando lautet: ‚Mützen ab‘ und wird...“ Dann wird die Stimme leiser: „Ich sitze hier schon fünf Jahre, hab keine Lagerstrafe. Ich weiß nicht, warum ich hier bin. Am Tor da draußen steht irgendwo: ‚Arbeit macht frei‘. Ich davon noch nichts gemerkt. Wenn ihr hier mit den Häftlingen exerziert, dann macht nur hübsch mit. Wir sind eure Kameraden. Es ist besser, ihr exerziert mit uns als mit denen da. Wir üben jetzt.“

Unvermittelt geht die wohlthuende Stimme in Kasernenhofen über: „Mützen ab, Mützen auf! Mützen ab, Mützen auf! Das muß besser klappen, noch einmal! Mützen ab, Mützen auf!“ Aha, es ist wieder einer von den Bellern da!

„Was machen Sie da?“

„Ich bringe den Häftlingen die Lagerordnung bei.“

„Gut“, und die schweren Stiefel stapfen davon. Wir marschieren. Die Leuchtuhr am Turm zeigt ein Uhr. Wieder kommt einer:

„Ihr möchtet wohl gern schlafen gehen? Könnt euch so passen! Gechlafen wird heut nicht, kommt nicht in Frage. Vor fünf kommt hier keiner weg. Los! Dauerlauf!“

Auch dieser Dauerlauf geht vorüber. Wir sind wieder „unter uns“, und der Blockälteste sagt:

„Na, ich denke, in einer Stunde sind wir soweit, daß wir abrücken können. Wir wollen doch heut noch ein bißchen schlafen. Betten habt ihr zwar nicht, aber wir haben Stroh für euch beschafft. Ein bißchen eng wird es ja werden. Aber die Hauptsache, ihr könnt euch noch etwas ausruhen. Heißer Tag, was?“

Plötzlich wendet er sich um. Wir hören aus etwa 200 Schritt Entfernung ein monotones klatschendes Geräusch in regelmäßigen Abständen. „Eine exemplarische Lagerstrafe“, sagt der Blockälteste. Wir können nicht erkennen, was dort vor sich geht, aber wir vernehmen dumpfe Schreie. Der erste Jude war „über den Bock gegangen“⁹⁶. In der Gruppe, in die unsere Vettern Kurt Pick und Ernst Reichmann eingereiht sind, hatte ein Privatdozent der Mathematik Dr. Remak die Haltung verloren. Er hatte das ausgesprochen, was jeder von uns dachte und keiner zu sagen wagte: „Ein Skandal, mit anständigen schuldlosen Menschen so umzugehen, eine Heldentat!“ Dann hatte er die SS-Leute angegrünzt. Für jeden verständigen Menschen war klar, daß hier ein psychopathischer Ausbruch vorlag. Ein Mann mit einer Idiosynkrasie gegen Militär brach aus der furchtbaren Spannung dieses Tages in ein sich immer wiederholendes irres Grunzen aus. Der Kommandant aber macht sich nicht die Mühe psychologischer Einfühlung, sondern verkündete: „Ich bestrafe den Juden Remak mit 15 Stockhieben.“ Den Bock hatten die lüsternen Gesellen schon bereit gestellt; in zehn Sekunden lag der Unglückliche über den Bock geschnallt, und die Stahlruten zerfetzten ihm das Gesäß. Zwei Männer sanken bei dieser Execution, die drei Schritt vor ihren Augen stattfand, ohnmächtig zu Boden. Bis zu seiner Entlassung trug Remak die blutunterlaufenen Spuren dieses Empfangs. Angeblich soll er später gestorben sein; ich habe das aber nicht nachprüfen können⁹⁷.

„So, jetzt exerziert noch ein bißchen mit einem Kameraden“, sagt der Blockälteste. Ein anderer Mann steht vor unserer Front. Wir können ihn nicht sehen, aber wir hören, daß es ein Freund ist. Mit einer ungewöhnlich tiefen, wärmenden, ja gütigen Stimme spricht er zu uns:

„Jungs, das ist eine bittere Sache. Heut früh habt ihr noch in eurer schönen Wohnung am Frühstückstisch gesessen, und jetzt seid ihr im KZ. Aber wartet nur, auch für euch wird die Sonne wieder scheinen. Ihr kommt hier schon wieder raus, ich weiß nicht wann, aber es ist alles nicht so schlimm. Seht mal, ich bin ein alter BVer, Berufsverbrecher, wie das hier heißt. Ich sitze schon zwei Jahre hier und lebe auch noch. Man kann alles aushalten. Wir helfen euch schon. Paßt auf Jungs, es kommen wieder bessere Tage, dann sieht die Welt wieder anders aus. Auch für euch wird die Sonne wieder scheinen.“

⁹⁶ Der „Bock“ war ein hölzerner Schemel, auf dem die Häftlinge festgeschnallt und ausgepeitscht wurden. „Über den Bock gehen“ bezeichnete im Lagerjargon diese brutale, mitunter sogar tödliche Strafe, die die SS verhängte.

⁹⁷ Der Zusammenbruch und die Bestrafung Remaks wird in dem Bericht des ehemaligen jüdischen Häftlings Georg Ruhstadt aus dem Juni 1945 gleichfalls geschildert (Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, III/7). Robert Remak ist laut Häftlingskartei der Gedenkstätte Sachsenhausen Anfang Januar 1939 entlassen worden.

Von dieser heiseren Stimme strömt Güte aus, und wir alle haben ein tiefes Dankgefühl. Einer ruft in die Nacht:

„Du hast uns wohl getan, wir danken dir sehr.“ Wir anderen fallen ein: „Ja, ja!“ Der Baß wehrt ab: „Laßt mal Jungs, wir sind doch Kameraden.“ Dann laut: „Mützen ab, Mützen auf! Wenn ein SS-Angehöriger kommt, dann habt ihr ihn unbedingt zu grüßen, ganz gleich, ob Charge oder nicht. Das Grüßen geschieht...“

Wieder stapfen schwere Stiefelschritte auf uns zu. Anscheinend ist der Braune mit dem Drill zufrieden und entfernt sich. Gegen 1 Uhr 30 fegt eine neue Gruppe heran. Sie wird mit unserer vereinigt, und wir machen gemeinsam ein oder zwei Runden Laufschrift. Dann führt uns der Blockälteste zu der hell beleuchteten Baracke. Im Marschieren spricht er uns beruhigend zu: „Viele von euch sind freigekommen, weil sie ausgewandert sind, manche auch ohne Auswanderung. Paßt auf, Ihr kommt auch frei. Von meinen Juden sind nur noch die Hälfte da. Wie lange es dauern wird, weiß ich nicht; aber einmal geht alles zu Ende.“

Wir stehen im Block 16. Licht, Wärme, Stubenwärme! Ein Gefühl der Geborgenheit überkommt uns. An langen Tischen sitzen Häftlinge, die noch einmal unsere Personalien aufnehmen. Einer, der „der Lehrer“ genannt wird, fragt schwäbelnd: „Mosaisch?“ Draußen wird das Wort Jude in den Kot gestampft. Er will uns mit diesem ‚mosaisch‘ höflich kommen. Wir werden in einen Barakenraum geführt, auf dessen Boden Stroh liegt.

„Legt euch mal hin! Es ist eng, aber es wird schon gehen!“

Aus einer Ecke winkt mir jemand zu. Es ist Gerhard Rosen, ein Breslauer Bundesbruder, mit dem zusammen ich vor mehr als zwanzig Jahren aktiv geworden bin. Ich drücke ihm die Hand und lege mich neben ihn. Wie Heringe in der Tonne liegen wir da, aber diese Enge hat etwas Grotesk-Lustiges, geradezu etwas Gemütliches, und ich schmunzele.

Ein Gefangener, der Blockschreiber, Sigwart Friedmann, verliest unsere Namen: „Alfieri, Hirsch, Walter, – Lachmann, – Lilienthal, – Werner Schindler, – Preiser, – Rathenau, – Zwillenberg...“ An Bekannten ist kein Mangel. Da haben sie einen guten Fischzug gemacht. „Kohn, Ludwig, – Cohn, Fritz.“ Es durchzuckt mich schmerzhaft: Das sind ja Namensvettern der Görlitzer Brüder, und das Schicksal des unglücklichen Ludwig Cohn steht vor mir. „Lissener, Adolf“ – also ‚Tschimulpo‘ ist auch da. Seit Rostock habe ich ihn nicht mehr gesehen. Der Namensaufruf ist beendet, 150 Mann liegen in unserem Flügel. Das Licht verlöscht. „Gute Nacht, Rosen.“ – „Gute Nacht.“ Ich bin müde, aber ich kann noch nicht schlafen. Zu aufwühlend waren diese 24 Stunden!

Das also ist das KZ! Fünfeinhalb Jahre hatte mich das Bewußtsein nicht verlassen, daß mein Weg mich eines Tages dorthin führen werde. Nun hatte sich das Tor hinter mir geschlossen. Aber steht da nicht an meiner Seite ein Mann in dunklem Wintermantel, mit grauem Hut, der mich unverwandt anblickt?

„Wie behagt dir das KZ?“, fragt der Doppelgänger.

„Ich kann noch nichts sagen, der Anfang verspricht viel.“

Der Mann im schwarzen Mantel führt fort: „Versuch hier durchzukommen! Gelingt's, so ist's dein Glück. – Gelingt es nicht, nun... 'Sterben ist nicht schwer', das weiß du doch von Hoche. Und fühlst du nicht Entlastung, Ruhe, Freiheit? Nun ist das Treiben den ganzen Sommer hindurch gegangen. Wer hat dich nicht alles um Hilfe gebeten! Hoffnungen enttäuscht! Hier hast du Ruhe. Hier wird dich niemand mehr bitten, dein Kampf für die anderen ist ausgekämpft.“ Ich fühle, daß der Mann im schwarzen Mantel recht hat. Trotz allem, was der Tag gebracht, trotz der Begegnung mit der Bestialität, trotz des Entsetzens – die Qual der Spannung ist von mir gewichen. Ich bin gelöster als am Morgen. Ich werde nicht mehr fragen müssen, ob sie kommen, wann sie kommen. Ich werde nicht mehr ins Morgengrauen horchen wie jeden Tag in diesem Sommer, ob die Schergen nahen. Sie sind gekommen, der Weg hat sein vorgezeichnetes Ende gefunden.

Unser kleiner Oberlehrer Kober hat uns einmal von dem Hochgefühl völliger Freiheit gesprochen, das in den Stunden vor jedem Sturmangriff über ihn gekommen sei. Sein Leben sei für ihn abgeschlossen gewesen, er habe sich über den Tod zu erheben vermocht, dessen Nähe ihm Gewißheit schien. Das Leben, das er noch fühlte, war ihm das köstliche Geschenk eines Zufalls. So habe er diese Minuten ganzer Freiheit völlig gelöst und entspannt, ausgekostet. Als Junge habe ich dieses Gefühl nachzuempfinden versucht. Uns Kinder-Soldaten haben sich ja solche Gedanken aufgedrängt. Aber jetzt erst, im Lager, verstand ich den kleinen Kober zum erstenmal. (Sein Bruder, geschätzter Anwalt in Breslau, verstand ihn übrigens nicht. Als er am 10. November verhaftet werden sollte, hat er sich das Leben genommen.) Dieses innere Gelöstsein, diese Entspannung, waren während der ersten Lagerwochen in mir. Sie wichen erst, als die Hoffnung aufzuglimmen begann, daß wir noch einmal die Freiheit wiedersehen würden. In diesem Augenblick erwachten der Lebensdrang neu – und mit ihm die Lebensangst. Vielleicht klingt Euch diese Begegnung mit mir selbst wie ein literarischer Einfall. Sie ist es nicht. Ich habe mich vom ersten Tag an neben mich gestellt, ich bin neben mir einhergegangen, habe mich beobachtet, und der Mann, der vor dem 10. November ein freier Zivilist war, hat sich in jeder Minute den Häftling Nummer 7687 angesehen, hat ihn auf seine Haltung scharf geprüft, hat ihn korrigiert und manchmal zur Ordnung gerufen. Hier in London sprach ich einen Kollegen, der in Buchenwald das gleiche Erlebnis hatte. Auch ihm ist die Distanz zu sich selbst gut bekommen.

Ein plötzlicher Lichtschein weckt mich. Ich hatte also geschlafen. Das Licht ist eingeschaltet worden: Wecksignal. Wir schnellen vom Lager oder was man so nennt, reiben uns die Augen und mustern einander. Der Blockälteste Karl Lennertz wünscht uns guten Morgen. Jetzt erst können wir sein Gesicht näher sehen. Ein hübscher Mann mit intelligenten Zügen, 40 Jahre alt. Er spricht westfälischen Dialekt. Hans Goldschmidt aus Hamburg, das enfant terrible der „alten Juden“ – so nennt man die Häftlinge der Juni-Aktion –, soll uns begrüßen. Er weiß nichts anderes, als ein ordinäres Gedicht aufzusagen. Niemand lacht.

Waschen können wir uns nicht, es war an diesem ersten Tag noch kein Handtuch da. Wir verlassen den Schlaf- und gehen in den Tagesraum. Dort stehen Tische und Bänke, die für 60 oder 70 Mann ausreichen mögen, aber wir sind mindestens 150. Der bereits erwähnte Blockschreiber Siegwart Friedmann, ein junger Frankfurter Jude, hält eine Ansprache. Er redet sehr viel und tut sich wichtig; er gefällt mir nicht. Wir sollen die Nummern an unsere Röcke nähen, und außerdem werden Winkel ausgegeben. Das sind ja prächtige Abzeichen! zwei dreieckige Winkel, der gelbe Judenwinkel und der rote politische, sind so zusammengenäht, daß sie einen Davidstern ergeben. Einer dieser Orden kommt auf die Jacke, der andere auf das rechte Hosenbein. Über den Davidstern ist auf Jacke und Hose die Nummer zu nähen, die auf weiße Leinwand gestempelt ist. Das Nummernschild ist etwa 8 x 15 cm groß, der Davidstern 12 x 12; wir werden herrlich geziert und sehen aus wie Zirkusclowns. Ich bin nur Nummer 7687 geworden. Da es nur zwei oder drei Nähadeln gibt, vergehen dieser, der nächste und der übernächste Tag, bis wir die Abzeichen angeheftet haben. Ich merke bald, daß es gut ist, sich nicht zum Nähen zu drängen; denn die Außenarbeit kann erst beginnen, wenn man durch die Winkel erkennungs- und fluchtsicher gemacht ist. Einige „Künstler“ brauchen zwei Wochen, ehe sie sich maskiert, d. h. numeriert haben.

Wir stehen im Tagesraum, begrüßen Bekannte, alles ist gedrückt und ernst. Ich höre oberschlesische Laute. Drei Stubenälteste sind Oberschlesier. Ich versuche, mich zu orientieren. Wir sind also in Block 16. Durch die Fenster sieht man links und rechts gleiche Blocks, Holzbaracken, kunstgerecht gebaut. Sie haben nur ein Erdgeschoß. Jede hat zwei Eingänge, die beide auf einen Zwischengang führen. An ihm liegt eine kleine Gerätekammer, links davon der Waschraum, rechts die Latrine. Das eine Ende des Ganges führt in den A-Flügel, das andere in den B-Flügel. Jeder Flügel hat einen Tages- und einen Schlafräum und ist für 60 – 70 Menschen berechnet. Der Waschraum hat eine Dusche, zwei Abwaschbecken und zwei Wasserfontänen, die ihre Strahlen in große runde Bassins geben. Fliesenleger, Gefangene sind dabei, zehn Fußbade-Beken zu legen. Die Latrine hat zehn einfache Sitze mit Wasserspülung. Sie dient gleichzeitig als Brennholzspeicher. Wascheinrichtung und Latrine sind ordentlich, besser jedenfalls als in unserer Breslauer Werder-Kaserne, wo man auf Stangen sitzen mußte. In den Tagesräumen steht ein eiserner Ofen, die Schlafräume sind unheizbar. Alles ist für eine Belegschaft von 140 Mann berechnet, und wir sind heut schon 300: 140 „alte Juden“ und 160 Aktions-Juden. Bis zum nächsten Morgen sollen noch 50 Westfalen hinzukommen. 350 Menschen sollen hier nebeneinander leben, d. h. essen, sitzen, schlafen, sich waschen und die Latrine benutzen. Das wird schwierig werden.

Mittags werden wir zum Appell hinausgeführt. Er wird in einer Lagerstraße abgenommen, die durch je vier Baracken zur Rechten und Linken gebildet wird. Drüben auf dem Appellplatz stehen viele hundert Zivilisten barhäuptig. „Die stehen noch von gestern Abend da“, sagt jemand. Sie hatten wirklich die ganze Nacht hindurch gestanden und standen weiter bis in den späten Nachmittag; dann waren auch sie blau-grau assimiliert. Das ist ein erbarmungswürdiger Anblick:

Tag für Tag stehen solche Kolonnen auf dem Appellplatz, bleich, übernächtigt, schweigend; der Wind zerzaust ihr Haar. Wir stehen um fünf Uhr auf und können in dem nächtlichen Dunkel nicht erkennen, ob neue Opfer herausgeschleppt sind. Wenn es dämmt, werden langsam die Umrisse der wartenden Kolonnen sichtbar. Ja, es sind „Neue“ da, und so viele, so viele. 200 marschieren zur Schreibstube und 500 andere kommen und warten, warten, bis es Abend wird oder Nacht oder wieder Morgengrauen. Man läßt sie stehen, barhäuptig stehen, frieren, gibt ihnen nichts zu essen, keinen Schluck Wasser, faucht sie nur dann und wann an wie uns. Manche sinken um. Die legt man irgendwo neben die Front hin. Am Freitag, dem 11., und Sonnabend, dem 12. November, tragen sie fast alle die Kleidung des wohlhabenden Bürgers. Manche allerdings haben nicht einmal einen Mantel; die Polizei hat sie aus dem Bett geholt und ihnen keine Zeit gelassen, sich anzuziehen. Am Sonntag kommen neue Transporte. Jetzt steht neben dem jüdischen Kaufmann der jüdische Pferdehändler in der Joppe oder der ärmliche Hausierer.

Wenn die Züge zur Badeanstalt getrieben werden, werden Dutzende gestützt, viele getragen; einen alten Mann mit einem schweren Hüftgelenksfehler sehe ich humpelnd laufen, ein jämmerliches Bild. Er kann sich nur mühsam vorwärtsbewegen, und jetzt wird er getrieben. Um die Kolonnen kreisen die Braunen, keifend, brüllend, grinsend, puffend, schlagend, und die „Drecksäcke“ werden gehetzt wie wir. Die Transporte aus Schneidemühl haben Plakate mitgebracht, Geisteserzeugnisse des grenzmärkischen Nationalsozialismus, Tafeln auf langen Stangen. Ich erkenne die Aufschriften: „Wir sind die Auserwählten“, „Wir sind Volksschädlinge“, „Wir haben den deutschen Diplomaten vom Rath ermordet“. Unserer SS gefallen diese Tafeln; jede Gruppe muß sie nun präsentieren und vor sich hertragen, bis sie die Altweibermühle aufnimmt.

Die Ankömmlinge des 11., 12., 13. und 14. November haben durchschnittlich 16 bis 18 Stunden stehen müssen. Wir, die „glücklichen Ersten“, sind mit acht Stunden davongekommen. Am 12. November werden 20 Mann aus unserem Block geholt, um den Appell-Platz mit der Hand zu säubern. Ich bin auch dabei und krieche, Papier und Zigarettenstummeln sammelnd, über den Platz. So pirsche ich mich an die Wartenden heran, um zu sehen, wer angekommen ist. Ich erkenne Heini Meyer und Grätz. „Wie ist es hier?“ flüstern sie. „Na danke, es geht.“

Ich werde von der Gruppe weggetrieben und glaube, in einer anderen Otto Hirsch und meinen Kollegen Alfred Hirschberg zu erkennen. Mein gutes Auge hat mich nicht getäuscht. Die Berliner sind wie wir mit Lastautos hier hergebracht worden, die Leute aus Westfalen, aus Friesland, Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, der Grenzmark, Pommern, der Provinz Brandenburg, Niederschlesien kamen mit der Bahn. Sie berichten übereinstimmend, daß die Polizei sie auf dem Transport ruhig und korrekt behandelt hat. Erst am Bahnhof Sachsenhausen bekamen sie den Geist des KZ zu spüren. Aus den Eisenbahnwagen wurden sie herausgerissen wie wir aus den Autos, und dann trieb die tapfere SS die Menschenherden die Chaussee entlang ins Lager. Schon dieser Weg hat Todesopfer und Verletzte gekostet. Mit Sicherheit weiß ich, daß ein westfälischer Jude Marx, Inhaber einer Fleischgroßhandlung, auf dem Weg zusammengebrochen und im La-

ger gestorben ist. Sein Bruder, der ebenfalls im Lager war, hat ihm nicht helfen können. Die Verhaftung mehrerer Familienangehöriger war nicht vereinzelt, vielfach hatte man Vater und Sohn mitgenommen. Zweimal starben die Väter im Lager, während die Söhne in anderen Baracken um das Leben des sterbenden Vaters bangten. Die beiden Opfer waren aus der Grenzmark, wenn ich nicht irre, aus Schneidemühl. Es gab merkwürdige Wiedersehensfeiern im Lager. In Block 16 lag seit Juni ein braver junger Mann, Friedländer aus Treptow an der Rega. Irgend jemand hatte ihm gesagt, daß jetzt mit den ‚November-Juden‘ auch sein Bruder eingetroffen sei. Er suchte ihn von Baracke zu Baracke und fand ihn schließlich.

Immer wieder suche ich im dunklen Morgen die Schatten dieser traurigen Front, die durch Tag und Nacht Parade steht. Aber jetzt bleibt der Appellplatz leer, am 15. und 16. hören die Transporte auf. Nur einmal noch kommt neuer Zugang: die Sudetendeutschen. Es klingt wie Hohn: ‚Sudetendeutschen‘. Es sind die Juden aus dem soeben ‚eroberten‘, ‚befreiten‘ Sudetenland, Männer aus Bodenbach und Hirschberg am See, aus Teplitz-Schönau und Leitmeritz, aus Dix und Aussig, wohl 400 im ganzen. Der Älteste heißt Blumenberg und ist ein bekannter Textil-Industrieller aus der Teplitzer Gegend; er ist 82 Jahre alt! Es sind viele Römische Katholiken unter den sudetendeutschen Juden. Ein Gymnasialprofessor aus Teplitz, jüdischer Abstammung, aber römisch-katholisch, dessen Frau Arie-rin ist, erzählt mir, daß Schule und Hitlerjugend um seine Tochter werben: der Vater im KZ, die Tochter im BDM! Die Dienstpflichtigen unter ihnen haben seit Mai des Jahres von ihrer Familie dreimal Abschied genommen. Im Mai wurden sie als tschechische Soldaten mobilisiert, im Juni konnten sie zu ihren Frauen zurückkehren. Im September mußten sie den Waffenrock wieder anziehen und sind bis in die zweite Hälfte des Oktober Soldaten geblieben. Ihre tschechischen Vorgesetzten rieten ihnen, in ihre Heimatorte zurückzukehren, die nun von den Deutschen besetzt waren. Was könnte ihnen schon geschehen! Sie sollten ihre Angelegenheiten in aller Ruhe abwickeln, sich kraft ihres Optionsrechtes für die Tschechoslowakei entscheiden und dann ins tschechische Gebiet wandern. Am 10. November war es mit der ruhigen Abwicklung vorbei. Sie wurden verhaftet und fortgeschleppt. Ihre Frauen wußten wochenlang nicht, wohin die Gestapo sie gebracht hatte. Wir waren schließlich seit fünf Jahren an jede Willkür gewöhnt. Aber die da lebten in einem Rechtsstaat und erwachen eines Morgens im Willkür-Staat. Der stellt sich ihnen vor, indem er ihnen zur Begrüßung die persönliche Freiheit nimmt, nachdem er ihr Staatswesen vergewaltigt hat. Die „Sudetendeutschen“ waren trotzdem guter Stimmung: die tschechische Regierung würde für ihre künftigen Optanten eintreten. Von Leitmeritz bis Prag sei es nicht weit, und eine neue Existenz würden sie schon finden. Was mögen diese Männer am 15. März 1939 empfunden haben⁹⁸!

⁹⁸ Bereits am 14. März 1939 marschierten deutsche Truppen unter Bruch des Münchener Abkommens vom September 1938 in die Tschechische Republik ein und erreichten am 15. März Prag. Tschechien wurde unter deutscher Besatzung zum Protektorat Böhmen und Mähren erklärt.

Wir sind 6000 Juden aus der November-Aktion und 450 „alte Juden“ im Lager. 3000 dürften aus Berlin sein, der Rest aus den Provinzen, die ich oben genannt habe. Dort hat man ohne Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse alle Juden festgenommen. Mit der Zeit hören wir aus Briefen, daß Buchenwald und Dachau mit den Juden des übrigen Reiches belegt sind. Nur 3000 Juden aus Berlin? Nach welchen Gesichtspunkten mögen sie ausgewählt sein? „Diesmal scheint es gegen die Wohlhabenden zu gehen“, hatte der Kriminalbeamte gesagt. Ich frage jeden, ob er eine Vermögensanmeldung nach der Göring-Verordnung vom April abgegeben habe. Fast jeder bejaht die Frage. 18jährige Jungen sind da, auch unser kleiner Vetter Kurt Becker. Er ist Miteigentümer eines Hauses und hat deshalb im April sein Vermögen anmelden müssen. Die Berliner Gestapo scheint das Höchstalter für die Verhaftungen auf 70 Jahre festgesetzt zu haben. Sehr großzügig! Anderswo hat man 73jährige und noch Ältere für lagerfähig gehalten.

Einige unserer Kameraden sind als Leiter jüdischer Organisationen ins Lager gebracht worden. Hirschberg und ich sind als C.V.-Leute auf Anweisung der Gestapo hier, aber wir hätten ohnehin den Weg als „Wohlhabende“ antreten müssen. Die Reichsvertretung ist durch Otto Hirsch und Lilienthal, der „Frontbund“ durch Dienemann⁹⁹, die Reformgemeinde durch Woyda¹⁰⁰ und Karl Rosenthal¹⁰¹, die Sportvereine durch ihre Vorsitzenden, der K.C. durch Ernst Reichmann vertreten. An Baek haben sie sich nicht herangewagt. Man hat ihn bewußt geschont. Wohl mit Rücksicht auf seinen weltbekannten Namen. Nicht festgenommen sind die Vorsitzenden der Berliner Jüdischen Gemeinde und des Hilfsvereins. Auch die Zionistische Organisation fehlt. Das Berliner Rabbinat ist durch den ausgezeichneten Dr. Swarsensky, durch Jospe¹⁰², Kantorowsky¹⁰³ und

⁹⁹ Alfred Dienemann (1888–1957), Mitglied des Vorstands des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, war bis 1933 Kammergerichtsrat in Berlin. Nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen emigrierte er 1939 nach England.

¹⁰⁰ Bruno Woyda (1900–1968), gelernter Ingenieur, war von 1929 bis 1939 Geschäftsführer der Jüdischen Reform-Gemeinde in Berlin. Außerdem arbeitete er als Dezernent der Jüdischen Wirtschaftshilfe. Auch er emigrierte nach seiner KZ-Haft 1939 nach England.

¹⁰¹ Dr. Karl Rosenthal (1879–1970), vor dem Ersten Weltkrieg Rechtsanwalt in Würzburg, war seit 1918 führender Liberaler in der Jüdischen Gemeinde in Berlin. Er leitete zeitweise den C.V., gehörte der DDP und der Deutschen Friedensgesellschaft an. Nach 1933 bereits mehrere Male in „Schutzhäft“ genommen, wanderte er nach seiner Haftzeit im KZ Sachsenhausen 1939 erst in die Schweiz und später in die USA aus.

¹⁰² Dr. Alfred Jospe, geboren 1909 in Berlin, war nach seinem Studium in Breslau erst Rabbiner in Schneidemühl und wurde dann 1936 Rabbiner in Berlin. Jospe gehörte dem ZVfD und dem KJV an. Er emigrierte nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen 1939 über England in die USA.

¹⁰³ Dr. George Kantorowsky (1883–1972) studierte vor dem Ersten Weltkrieg am Rabbiner-Seminar in Breslau, war anschließend Rabbiner in Bernburg/Anhalt. Von 1917 an wirkte er als Rabbiner in Berlin-Neukölln. Kantorowsky emigrierte 1940 nach Shanghai und blieb dort bis 1949. Danach wanderte er in die USA aus und war Mitbegründer und Soldaten der deutsch-jüdischen Gemeinde in San Francisco.

den schon erwähnten Rosenthal repräsentiert. Der hatte gleich bei seiner Einlieferung eine Talmud-Diskussion mit der SS.

„Ist hier ein Rabbiner?“, hatte ein SS-Mann gefragt. Rosenthal meldet sich.

„Kennst Du den Talmud? Ja? Na, was steht da drin?“

Der Prediger der Reformgemeinde, sicherlich nicht sehr talmudfest, schnurrt Talmud-Vorschriften, leicht verständliche, ethische Lebensregeln herunter. Der SS-Mann ist erstaunt: „Das steht da drin?“

„Ja, gewiß und noch viel mehr.“ Wieder zitiert Karl Rosenthal geistesgegenwärtig „Lichtstrahlen aus dem Talmud“. Der SS-Mann, sonst nur vom „Stürmer“ gefüttert, geht betroffen davon.

Nur 3 000 Juden soll es in Berlin geben, die mehr als 5 000 RM besitzen? Die Zahl muß doch weit, weit größer sein. Während meines Lager-Aufenthaltes löste ein in immer neuen Abwandlungen auftauchendes Gerücht meinen Zweifel: Unser Lager sei überfüllt, und deshalb halte die Gestapo viele Tausend Juden in den Messehallen und in der Maikäferkaserne fest. Die Gerücht-Erstatter wollten ganz genau wissen, wie es dort zugehe; daß die großen Hallen vollgestopft seien, daß man sich dort nicht wie hier in der freien Luft bewegen könne, daß die Frauen die Hallen belagerten. Es war kein Wort an diesen Gerüchten wahr; aber das erfuhren wir erst später. Kein Berliner war anderswo als in Sachsenhausen untergebracht, aber Hunderte hatte die Gestapo vergeblich gesucht. Das waren die Wanderer zwischen Tag und Nacht, gehetzte Männer, die zwei und drei Wochen ihre Wohnung nicht betraten, den Tag über von Entstation zu Endstation der Untergrundbahn umherfuhren, sich im Wald verborgen hielten oder in Wohnungen schliefen, die als sicher galten, weil ihre Inhaber schon verhaftet waren. Manche wurden von arischen Freunden aufgenommen, bevölkerten Bodenkammern oder legten sich in Krankenhäuser und Kliniken. Andere wagten sich vom Einbruch der Nacht bis zum Morgengrauen in ihr häusliches Bett. Um fünf Uhr früh verließen sie dann ihre Wohnung und begannen die Irrfahrt durch Berlin von neuem. Wie Treibwild suchten sie der Jagd zu entkommen. Mit Aktenmappen unter dem Arm standen sie an den Straßen-Telefonzellen und in den Postämtern, um unbeobachtet mit ihrer Wohnung zu sprechen. Den meisten ist der Fluchtversuch geglückt. Wer am 10. November seine Wohnung verlassen und sie einige Tage nicht wieder betreten hat, ist der zwei-, vier- und sechsfachen Suche fast immer erfolgreich entgangen. Nur einige wenige, deren Ehefrauen die Polizei mit Geiselschaft bedroht hatte, stellten sich der Behörde.

Dieses Leben auf der Flucht muß nicht minder zermürbend gewesen sein als unser Schicksal. Wie Noah in der Arche mögen die Gehetzten jeden Tag ängstlich nach Zeichen gesucht haben, die das Sinken der Flut, das Aufhören der Verhaftungen andeuteten. Zwei meiner Bekannten trafen sich täglich mit wohlwollenden Beamten der Gestapo, die zunächst zu weiterem Verborgenhalten rieten, weil die Verhaftungsaktion in wenigen Tagen beendet wäre. Dann aber berichteten sie von Befehlen, die eine ständige Fortsetzung anordneten: „Gehen Sie ruhig ins Lager, wir holen Sie schon wieder heraus. Wir können Ihnen nicht mehr helfen.“ Die Beamten waren selbst falsch unterrichtet. Als dann neue Verhaftungen

nicht mehr erfolgten und Ruhe eingetreten schien, scheuchte plötzlich das Gerücht: „Die Aktion geht weiter“ das Wild wieder auf, das sich oben in seinen Quartieren zu sammeln begann. Und wieder ging es auf die Irrfahrt.

Aus dieser Zeit werden rührende Zeichen menschlicher Solidarität berichtet, die arische Familien bewiesen haben. Im Laden eines kleinen arischen Zigarrenhändlers schliefen vierzehn Tage lang zwei jüdische Zigarrenvertreter auf Stühlen. In der Villa eines arischen Fabrikanten nächteten elf Juden. Als Beleg für die groteske Verworrenheit der jüdischen Situation mag folgende Auseinandersetzung zweier Freunde hier stehen. Der eine hatte endlich einen Unterschlupf bei der Mutter seines arischen Kinderfräuleins gefunden. Der Freund, Anwalt, hatte gegen dieses Asyl Bedenken; er fürchtete ein Verfahren nach dem Blutschutzgesetz, weil ein jüdischer Mann in der Wohnung einer Arierin geschlafen habe.

Wir aber wußten von alldem nichts. Wir waren in „guter Hut“. 6500 Juden und 7000 Arier. Ich sah mich unter meinen Kameraden um. Die verschiedenen Gruppen waren leicht unterscheidbar, denn die Lagerordnung kennzeichnet jeden Häftling nach seiner Herkunft. Bunte Winkel zeigen von weitem, wohin die „Nummer“ einzuordnen ist. Da waren zunächst die „Politischen“, nach der Farbe ihres Winkels, die ‚Roten‘ genannt. Also Kommunisten, Sozialdemokraten, dachte ich; aber das war nicht ganz richtig. Gewiß, die Funktionäre der Kommunistischen Partei waren zu Hunderten da. Man sah es schon ihrer äußeren Halten an, daß sie ihr Schicksal würdig, gelassen und dabei kämpferisch trugen. Sie gingen aufrecht, bewußt aufrecht und hielten auf Sauberkeit. Es waren intelligente und meist anständige Kerle. Ihre intellektuelle Schicht war nur durch einige Redakteure, den Lübecker Rechtsanwalt und Stadtverordneten Tonn und ein paar Reichstagsabgeordnete vertreten. Unser Lagerältester I, Oskar Müller, war Reichstagsabgeordneter, unser Gesangsmeister Herwig Hamburger Bürgerchaftsvertreter. Sonst waren die Bezirksleiter, Parteisekretäre und Funktionäre der KPD, die Sozialisten und Gewerkschaftler, Männer des Proletariats, self-made-men und Autodidakten, viele mit dem gesunden Humor des Berliner und Hamburger Proleten. Der Lagerälteste III, ein pausbäckiger Kommunist von kaum 30 Jahren, hielt uns eine Ansprache: „Na macht schon, ihr klugen Juden. Ihr seid doch die klugen Juden! Aber gar so klug scheint ihr nicht zu sein. Sonst wärt ihr nicht hier, stimmt's nicht?“

Eines Tages quälten wir uns auf der Baustelle Eicke¹⁰⁴ mit einem riesigen Balken. Der Polier, Kommunist, stellte sich breitbeinig vor unsere ungeschickte Gruppe und ironisierte die nationalsozialistische Theorie vom jüdischen Bolschewismus und dem bolschewistischen Judentum: „Also das sind unsere Verführer! Nicht wahr? Ihr habt mich doch verführt! Ohne euch wären wir doch nicht

¹⁰⁴ 1938 war mit dem Bau des als Erweiterung des Stammlagers geplanten, sogenannten Kleinen Lagers begonnen worden, das neben Baracken für die Strafkompagnie, einem zweiten Kasernenkomplex für die SS unter anderem auch eine großzügige Villa für den Inspekteur der Konzentrationslager, Theodor Eicke, umfaßte.

hier! Tja, daß wir auch auf euch gehört haben, auf die bösen Juden! – Und sowas kann noch nicht mal einen Balken kanten.“

Ich spürte bald, daß die Kommunisten und die anderen „Roten“ kameradschaftlich fest zusammenhielten. Wo immer es Druckposten im Lager gab, hatte sie ein Kommunist. Die Verwaltung des Lagers geht so vor sich, daß die SS die Oberführung und die Entscheidungs-Funktion hat. Aber sie gibt jedem ihrer Verwaltungsfunktionen an bevorzugte Häftlinge weiter, die etwa mit Gefängnis-Kalfaktoren vergleichbar sind. Die SS-Kommandantur des Lagers hatte so drei Häftlinge zu Lagerältesten ernannt, die für die gesamte Organisation verantwortlich waren. SS-Scharführer (Unteroffiziere) standen an der Spitze der einzelnen Blocks (Baracken); verwaltet aber wurde der Block von Blockältesten, Häftlingen. Für die Küche, die Wäscherei, die Schreibstube, die Werkstätten, das Bad, die Arbeitseinteilung waren SS-Leute verantwortlich; die Arbeit aber leisteten Häftlinge als Küchenälteste, Wäscherei-Älteste usw. Wohin auch immer man kam, überall saßen Häftlinge mit rotem Winkel; in der warmen Schreibstube, im Krankenrevier und in der Kleiderkammer, wo die ganze kommunistische Partei zu ihrem Parteitag versammelt schien. Sicherlich prüften Lager-Älteste und Schreibstube jeden Neuankömmling, ob er eines Druckposten würdig sei. War er Gesinnungsgenosse, so erhielt er ihn.

Für die Judenblocks hatten die Lager-Ältesten ihre Partei-Freunde und einige „BVer“ vorgeschlagen. So hatte man „seine Leute“ wieder untergebracht, die Juden aber gleichzeitig vor argen Schindern bewahrt. Die Kommunisten saßen zum Teil fünf Jahre und länger im KZ. Sie hatten Spandau und Oranienburg, Brandenburg und Esterwegen, Dachau und Fuhlsbüttel hinter sich. Manche waren noch von der Republik wegen versuchten Hochverrats verurteilt worden und saßen nun nach ihrer Entlassung aus der Festung ununterbrochen im KZ. Einige waren schon zum zweiten Mal „Lagergäste“. Einer hatte in Spanien gekämpft, war von Franco gefangen worden und irgendwie nach Deutschland zurückgekommen. Er erzählte von rotspanischen Tankangriffen, die er mitgemacht hatte. Nun konnte er im Lager über den Niedergang aller freiheitlichen Bewegungen nachdenken.

Im allgemeinen waren die Kommunisten ungebrochen und siegessicher. Georg Cohn besuchte eines Abends eine arische Baracke, obwohl das verboten war.

„Was seid ihr hier?“

„Hier ist die Kommunistische Partei Deutschlands.“

Georg Cohn lacht: „Ihr meint, die ehemalige KPD ist hier.“

„Nein, Junge, hier ist die KPD. Schade, daß der Krieg im September nicht gekommen ist. In längstens vier Wochen hätten wir das Lager in unserer Hand gehabt. Na, was nicht ist, kommt noch.“

„Mach keine Witze!“

„Mensch, du hast ja keine Ahnung. Wir sind die Herren des Lagers, das hättest du schon merken müssen. Und daß das vierte Reich kommunistisch ist, das ist tot-sicher. Aber euch können wir nicht brauchen. Macht, daß ihr rauskommt. Für Kommerzienräte ist im kommunistischen Deutschland kein Platz.“ Es gab prachtvolle ernste Menschen unter unseren kommunistischen Kameraden. Ein

jüngerer Vorarbeiter aus der Halberstädter Gegend steht vor mir, still, klug, mit meinen Zügen, bester Typ des aufstrebenden sozialistischen Arbeiters. Er spricht von seinem unterirdischen Kampf gegen die Nazis, der ihn erst ins Zuchthaus und nun ins Lager geführt hat. Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Prahlerei.

Meine Kameraden schwärmten förmlich für Peter, den Blockältesten von Baracke 41. Peter – wir alle nannten uns nur beim Vornamen und kannten meist unsere Nachnamen nicht – war etwa 55 Jahre alt, ein großer kräftlicher Mann mit verwitterten Zügen. Er war Bezirksleiter der KPD in Duisburg und hatte in den Ruhrkämpfen 1919/20 ein Regiment der Roten Armee geführt. Für die Juden seines Blocks sorgte er wie ein Vater, herb und rührend zugleich. Abends kam er ans Strohlager, mühte sich um die Kränkelnden, fühlte ihnen den Puls, gab ihnen eine Aspirin-tablette oder eine Medizin, die er sich aus dem Revier beschafft hatte. In den engen Grenzen, die ihm gesteckt waren, suchte er jedem zu helfen. Mein Blockältester Karl, Kompanieführer in Peters Rotem Ruhrregiment, sprach von ihm mit der gleichen Verehrung.

„So wie du möchte ich auch sein, Peter“, hatte er ihm einmal gesagt.

„Na, laß mal Junge, was bin ich schon!“

Als unser Entlassungstrupp abmarschierte, rief ihm ein Jude seines Blocks nochmals „Dank und auf Wiedersehen, Peter“ zu.

„Mach's gut, Junge und euch allen alles Gute!“, antwortete er. Die Kommunisten rechnen mit langer Haft. Nur selten wird einer entlassen, dessen Angehörige sich inzwischen gute Parteibeziehungen beschafft haben mögen. „Von mir werden Sie kein Gnadengesuch sehen“, sagt einer, „Ich bettle die Schweine nicht um meine Freiheit. Die kommt von selbst. Und dann wird abgerechnet.“

„Was nennst du abrechnen?“, fragt ein neugieriger Jude. „Was macht ihr mit dem Kommandanten? Erschießen?“

„Ach wo, der Kommandant kommt in den Zoo.“

Aber nicht alles, was den roten Winkel trägt, ist kommunistisch oder marxistisch. Die „alten Juden“ warnen uns, jeden „Roten“ für einen Gesinnungs-genossen zu halten. Wer aus der NSDAP ausgestoßen wird, und ins KZ kommt, gilt als „politisch“; so habe ich einen jüngeren österreichischen Rechtsanwalt und zwei österreichische SS-Leute getroffen, die wegen Meuterei aus der SS ausgestoßen und nun „Rote“ in Sachsenhausen waren. Einige ganz wenige „Stahlhelmer“ waren da, zwei Bekenntnispfarrer und viele, viele Nörgler, die hier auch als politische Häftlinge galten.

Der Pfarrer Tillich¹⁰⁵, ein Neffe des berühmten Theologen Paul Tillich, stand im

¹⁰⁵ Zusammen mit Friedrich Weißler und Werner Koch war Ernst Tillich als Mitglied der Bekennenden Kirche im Juli 1936 nach Sachsenhausen verschleppt worden, nachdem die „Basler Nachrichten“ eine Denkschrift der „Zweiten vorläufigen Kirchenleitung der Bekennenden Kirche“ an Hitler veröffentlicht hatte. Während Tillich und Koch nach zwei- bzw. dreijähriger Haft wieder entlassen wurden, erlag Friedrich Weißler, der den Nazis als Jude galt, im Februar 1937 den brutalen Mißhandlungen im KZ Sachsenhausen.

Verdacht, Proklamationen der Bekenntniskirche an ausländische Zeitungen geleitet zu haben. Dafür büßte er schon zwei Jahre im KZ; ein ordentliches Strafverfahren konnte der nationalsozialistische „Rechtsstaat“ mangels eines Delikts nicht einleiten. Er war Blockschreiber und sprach „seinen Juden“ Mut zu. Tillich war ungebrochen; seine vornehme Haltung und seine fromme Art stärkten die „Stämme Israels“, die er jeden Abend um sich sammelte. Durch ihn hörten wir auch gelegentlich von dem berühmtesten Häftling unseres Lagers, Pastor Niemöller¹⁰⁶, dem überragenden Märtyrer des Kirchenkampfs, der in seinen Motiven durchaus mit den großen Kirchenempörern vergleichbar ist. Nach Niemöller richteten sich die kämpferischen Protestanten aus; aber auch für die anderen, die eine offene Auseinandersetzung mit der Diktatur nicht wagten, ist Niemöller eine leuchtende Führergestalt geworden. Es mag im Juni 1937 gewesen sein, als unser katholischer Freund H. aufgewühlt zu uns kam: er habe in der Kirche am Hohenzollerndamm gepredigt. Die Kirche und der Gemeindesaal, in den die Predigt übertragen wurde, seien überfüllt gewesen, und der Gottesdienst hätte zu sehr später Stunden wiederholt werden müssen. H., der Katholik, habe sich bei dieser Demonstration des kämpferischen Protestantismus, des Ringens um die Freiheit des Christenmenschen, seiner Tränen nicht geschämt. Niemöller habe sich gegen Staat und Führung gestellt, nicht um politische Forderungen mit religiöser Ideologie zu verkleiden. Er habe das Anti-Christentum des Nationalsozialismus geißelt und den Gegensatz zwischen der versprochenen religiösen Toleranz und der staatlichen Praxis in Kirchendingen so scharf und offen dargetan, daß die Hörer mit der Verhaftung von der Kanzel weg rechneten. Niemöller selbst habe diese Predigt seine letzte genannt.

Er wollte Märtyrer werden, und er hat den Prozeß und die Haft provoziert. Seine Verurteilung zu sieben Monaten Festung, verbüßt durch die Untersuchungshaft, war eine Demonstration des Gerichts für den Mut und die Unschuld dieses Gesinnungskämpfers. Seine Überführung ins KZ war eine Gegendemonstration Hitlers und der Gestapo, und ein Justizminister von Ehre hätte daraufhin abdanken müssen. Nun saß der U-Boot-Kapitän mit dem *Pour le mérite*¹⁰⁷, dem nationale Gesinnung wirklich nicht abgesprochen werden konnte, seit neun Monaten in Sachsenhausen. Niemand durfte ihn sehen. Er lebt im Bunker, d. h. im

¹⁰⁶ Martin Niemöller (1892–1984), diente im Ersten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant und lehnte als Deutschnationaler die Weimarer Republik ab. Während er im Februar 1933 noch die nationalsozialistische Machtübernahme begrüßt hatte, rückte er in den folgenden Monaten immer mehr von dem neuen Regime ab und gehörte zu den Begründern der Bekenntenden Kirche. Wegen seiner kritischen Predigten wurde er 1937 verhaftet und zuerst im KZ Sachsenhausen, von 1941 bis zur Befreiung durch amerikanische Truppen 1945 im KZ Dachau gefangengehalten. Nach dem Krieg war er Kirchenpräsident der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau sowie Leitungsmitglied der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) und engagierte sich gegen die Wiederbewaffnungspolitik der Bundesregierung.

¹⁰⁷ Der *Pour le mérite*, 1740 vom Preußenkönig Friedrich II. gestiftet, war die höchste militärische Auszeichnung im Ersten Weltkrieg.

Lagergefängnis. Dort wurde er in Einzelhaft gehalten, brauchte nicht zu arbeiten, durfte es nicht, lernte Gesangbuchlieder auswendig, lebt mit der Bibel und den Psalmen und mußte täglich als unfreiwilliger Zeuge mitansehen und hören, was im Bunker vor sich ging. Auf dem Hof des Bunkers wurden nämlich die Lagerstrafen „Bock“ und „Pfahl“ vollzogen. Sieben Monate Untersuchungshaft, neun Monate Konzentrationslager, die Qual der menschlichen Kreatur vor Augen und in die Ohren gellend –, aber man sagte uns, daß dieses vorsätzliche Zerbrechen eines Menschen noch immer nicht gelungen war. Es gab allerdings ein merkwürdiges Gerücht, Niemöller beginne zu „katholisieren“. Wir konnten es nicht überprüfen, da niemand von uns ihn gesehen oder gar gesprochen hat.

Den Bau der „neuen Siedlung“ leitete ein Stahlhelmer, Diplomingenieur, Mann um die sechzig, eine führende Persönlichkeit des Berliner Stahlhelm, der schon zwei Jahre im Lager saß. Wir kannten seinen Namen nicht, wußten auch nicht, weshalb er unser Los teilte. Einmal deutete er den Grund seiner Haft an: „Ich rate euch, nehmt den Namen Hitler nicht in den Mund, wenn ihr einmal öffentlich redet.“ Georg Cohn hat später seinen Verteidiger aufgesucht, der die Sache seines Mandanten für aussichtslos hielt. Von ihm erfuhren wir, daß dieser Bauleiter einen alten adligen Namen trägt. Zu uns Juden verhielt er sich immer kameradschaftlich und fürsorgend. Er lebt von der Hoffnung, daß seine Gesinnungsfreunde das Naziregiment ablösen würden, dann würden im Vierten, monarchischen Reich die schändlichen Nürnberger Gesetze „natürlich sofort“ aufgehoben werden, und es sei unsinnig und feig, wenn wir jetzt unser Vaterland verließen. Er brachte uns oft gute Nachrichten aus der „politischen Abteilung“, zu der er Beziehungen hatte. Die „politische Abteilung“ ist die Zentrale der SS-Lagerverwaltung, in die Beamte der Geheimen Staatspolizei kommandiert sind. Dort durften Häftlinge nicht arbeiten, aber zu meiner Zeit mußte man diesen Grundsatz durchbrechen, weil das Lager überfüllt war. Ein deutsch-nationaler Ingenieur und ein paar ausgesuchte Häftlinge waren damals vorübergehend dort tätig.

Zu den „Politischen“ sahen die Lagerinsassen wie zu einer Art Vorgesetzten auf. „Der, der ist ja ein Politischer.“ Das klang, als wollten sie sagen: der ist fast so viel wie ein SS-Mann. Auch die SS selbst behandelte die „Politischen“ anders als die übrigen Gruppen. Sie sah in ihren Gegner, aber doch Menschen, die sie achtete. Daß alle wesentlichen und bevorzugten Lagerposten mit politischen Häftlingen besetzt waren, kann nicht ohne Zustimmung der SS-Führung geschehen sein. Merkwürdig, daß an zweiter Stelle der ungeschriebenen Häftlings-Rangordnung die Berufsverbrecher, die BVer, standen. Sie tragen einen grünen Winkel, und manchen besonders „Gefährlichen“ hat man auf die Häftlingsjacke und den Mantel ein 40 cm hohen BV gemalt. Sie alle sind schwer vorbestraft, aber auch ihre Strafen liegen lange zurück und sind bis auf den letzten Tag verbüßt. Gegen einige mag das Gericht „Sicherungsverwahrung“ nach Strafverbüßung angeordnet haben; die anderen hat die Polizei ohne jede gesetzliche Handhabe ins Lager gebracht, als irgend einmal wieder eine Aktion gegen das Berufsverbrechertum fällig war.

So wird man die unbequemen Gesellen los. Es gibt nach Strafrechtstheorien, die sich in der ganzen gesitteten Welt durchgesetzt haben, einen staatlichen Strafanspruch, der mit der Strafverbüßung verbraucht ist. Ist der Strafzweck erreicht, dann soll dem besserungsfähigen Verbrecher die Wiederkehr in die Gesellschaft offen stehen. Der nationalsozialistische Willkürstaat hat mit solchen liberalen Theorien, die für ihn ja nur „Humanitätsduselei“ sind, gebrochen. Jahr um Jahr fängt er Menschen, die irgendwann einmal im Zuchthaus gesessen haben, ein; wer rückfällig geworden, aber längst wieder in Freiheit und Arbeit ist, tritt mit Sicherheit den Weg in die Konzentrationslager an. Da ist ja Platz genug. Und Arbeit gibt es auch, denn man muß ja neue bauen – ohne Arbeitslohn. Die BVer hatten Esterwegen gebaut, den Wald von Sachsenhausen gerodet und den riesigen Komplex unseres Lagers in den märkischen Sand gestellt.

Es gab ungewöhnlich intelligente Burschen unter diesen „Grünen“. Ich bedauere, daß ich nur so wenig gesprochen habe. Da war ‚Klettermaxe‘, der berühmte Berliner Einbrecher und Fassadenkletterer. Da war der ‚Kumpel‘ Haarmanns (Kumpel heißt: Gehilfe, wir nannten uns alle so nach westfälischem Brauch). Hans, der gutmütige Hans, hatte fünf Jahre Zuchthaus wegen schweren Einbruchs und Kuppelei. Arthur, ein eleganter, bildhübscher Bursche, Blockältester von Block 15, kannte sämtliche Luxuslokale Berlins: „Ihr glaubt wohl, ich bin nie bei Horcher gewesen oder in der ‚Femina‘? Die kenn’ ich besser als ihr.“ Er mag Hochstapler und Zuhälter gewesen sein. Heinrich, ein Frankfurter Kind, war Vorarbeiter im „Holzhof“. Er brüllte in unsere Arbeitsgruppen hinein wie alle BVer: „Wo ist hier der Staatsanwalt? Ich suche den Staatsanwalt.“ Das hieß, einen Angehörigen des Berufs, dem er und seine Genossen die Strafe zu verdanken hatten. Unter den jüdischen Häftlingen gab es natürlich auch Staatsanwälte. Aber nur einer war töricht genug, seinen wirklichen Beruf zu nennen. Er hätte aus der Art des Rufens erkennen müssen, daß man nichts Gutes gegen ihn im Schilde führte. Der Staatsanwalt war Häftling, und der Vorarbeiter, sein ehemaliges Opfer, nun sein ‚Vorgesetzter‘. Rechtsanwälte aber waren bei Heinrich und den BVer beliebt: Solidarität! Und alle meine richterlichen Kameraden verwandelten sich im Nu in Anwälte.

Während wir eines Sonntags Briketts schichteten, nur wenig gestört von den SS-Posten, die hie und da einen Häftling auf die Briketthaufen warfen, erkundigte Heinrich sich nach den Berufen seiner Kolonnenleute. In der Kette, die ein Brikettstück nach dem anderen von Hand zu Hand reichte, stand ein Landgerichtsdirektor neben mir. Auch er wurde natürlich „Anwalt“, da sich Heinrich mit der lakonischen Berufsangabe ‚Jurist‘ nicht begnügte, und während wir in den überfüllten Brikettställen Glieder eines laufenden Bandes waren, erzählte uns Heinrich seine Geschichte: „Ihr Juristen mögt ja ganz tüchtige Kerle sein; aber um eins kümmert ihr euch nicht: was nach dem Kasten aus uns wird. Das ist eine Lücke im Gesetz (wörtlich). Als junger Kerl hab ich eine Kleinigkeit ausgefressen. Vier Monate hab ich gegessen. Als ich rauskam, hab ich mir fest vorgenommen: Nie wieder! Ich wollte anständig bleiben. Zehn Mark hatte ich in der Tasche, aber die waren nach zwei Tagen Herumlaufen in Berlin weg. Ich ging

zur Gefangenenfürsorge. Da saß ein alter Richter, ein netter Kerl. Der sagte zu mir: „Junge, laß dich nicht verkommen, hier hast du 20 Mark.“ Aber ich wollte kein Geld, ich wollte Arbeit. Tatsächlich hat er mir Arbeit beschafft. Ich war glücklich, aber schon nach ein paar Tagen stänkerte einer: „Der hat gegessen und kriegt Arbeit, und anständige Familienväter gehen stempeln.“ Also flog ich im Bogen. Ich hab wieder Arbeit gesucht, ging zu dem alten Richter, und der beschaffte mir welche in einem städtischen Betrieb. Nach zwei Wochen ging's wieder los, und ich bekam die Papiere. Ich ging zum Direktor, einen Sozialdemokraten, und sagte ihm, daß ich so nur wieder auf die schiefe Ebene gedrängt werde. „Ach, Sie glauben wohl, Sie haben Anspruch auf Arbeit, weil Sie vorbestraft sind und sechs Millionen müssen feiern“. Was blieb mir übrig? Ich bin einem Ringverein¹⁰⁸ beigetreten und kann nur sagen – er sprach mit einem gewissen Stolz – ich bin ein ganz bekanntes und angesehenes Mitglied unseres Vereins geworden. Wenn Ihr glaubt, daß wir Schweinereien gemacht haben, ... is nich! Einem Arbeiter sein Fahrrad klauen, kommt nicht in Frage. Wir werden doch so einem Mann nicht die Existenz nehmen; das Fahrrad ist ja ein Teil seiner Existenz, klar! Oder etwas klauen, das einem anderen heilig ist, ausgeschlossen. Wir haben oft gehört, daß in irgendeiner Kirche eine goldene Monstranz mit echten Steinen steht. Wär 'ne Kleinigkeit gewesen, sie zu holen. Machen wir nicht! Aber wenn ihr von intelligenten Sachen in der Zeitung gelesen habt, schwierigen Bankeinbrüchen oder so was, was monatelang vorbereitet werden mußte, Sachen mit 'nem Pfiff, wo man sich ordentlich den Kopf zerbrechen mußte: das haben wir gemacht. Tja, und nun bin ich halt hier – wegen eurer Lücke im Gesetz. Hab ich nicht recht?“ Er hatte so fließend gesprochen, als deklamierte er Sudermanns „Stein unter Steinen“. Wir sind nachdenklich und beeindruckt. Der Richter-Anwalt lüftet sein Inkognito: „Was soll ich Theater machen? Ich bin nicht Anwalt, ich war Richter, und vielleicht kennst Du mich?“ Heinrich lacht, klopft seinem „Untergebenen“ auf die Schulter und sagt: „Macht nichts, Junge.“

Viel stärker packt mich das Schicksal meines Blockältesten, Karl Lennertz, der mir seine Geschichte am Weihnachtstag erzählt. Ruhrarbeiter, Krieg, Rückkehr in das revolutionierte Ruhrgebiet. „Was haben wir nicht alles im Krieg gesehen. Dieses Unrecht, diese zerfetzten Menschen. Und wofür das alles? Und jetzt, als wir nach Hause kamen, sollte alles so weitergehen. Revolution – aber die Zechenherren saßen da, wo sie früher gegessen hatten. Im Kriege habe ich meinen Glauben verloren, und als ich 1919 wiederkam, war ich Kommunist. Ich hab' in der Roten Armee unter Peter mitgemacht. Wir haben verloren. Unser Aufstand wurde niedergeknüppelt, Arbeit gab's für unsereins nicht, ich war ein junger Kerl, und da habe ich eben ... gestohlen. Verstehst du? Gestohlen!“ Er sagte ‚gestohlen‘ wie jemand, der sich zu seiner Tat offen bekennen will, ohne sie

¹⁰⁸ Ringvereine waren im Berlin der zwanziger Jahre kriminelle Organisationen, die zu meist auf bestimmte Straftaten wie Hehlerei, Glücksspiel oder Prostitution spezialisiert waren und teilweise sogar Kontakte zur Polizei unterhielten.

noch gut zu heißen. „Acht Jahre Zuchthaus. Die habe ich abgemacht. Nachher noch einmal ein Jahr neun Monate Gefängnis. Aber dann ist nichts mehr passiert. Wegen jedes Drecks hat man mich denunziert. Wenn irgendwo ein Mord geschah, dann war ich's. Dahinter steckte der Vater eines Mädels, der nicht wollte, daß seine Tochter mit mir ging. Ich hab' geheiratet. Meine Frau ist Tänzerin. Wir sind zusammen aufgetreten, es ist uns bitter schlecht gegangen, aber wir haben uns durchgebissen. In einem Schrebergarten haben wir gelebt und Kariotten und Schweine gehalten. Die Polizei hat nichts mehr von mir gewollt. Der Kommissar in Duisburg hat mir sogar die Erlaubnis beschafft, zu 'ständeln'" (singen auf den Höfen). Ich hab gedacht, jetzt haben wir Ruhe. Die acht Jahre, gewiß, aber ich war ein ganz junger Kerl...

Da kam 1933. Zunächst passierte gar nichts, aber eines Nachts – im Februar werden es fünf Jahre – haben sie mich nach Esterwegen gebracht. Ich hab geschuftet, was hab ich nicht alles sehen müssen! Lagerstrafe! Aber sie lassen mich nicht los. Meine Frau, mein Bruder haben schon x Gesuche gemacht. Die Polizei belügt sie, sie macht ihnen Hoffnung und dann fliegen die Gesuche in den Papierkorb. Wie oft hab ich schon in den Draht laufen wollen! Junge, ich bin 40 Jahre. Erst Krieg, dann so lange Kasten und jetzt fast fünf Jahre KZ!"

„Hast du von Niedermeier gehört? Das war ein hohes Tier bei Schuschnigg, Ministerialdirektor oder so was. Der war bei mir Blockschreiber. Gott, was haben die den gequält! Aber er war ein frommer Katholik und hat durchgehalten. Noch nie habe ich einen Menschen gesehen, der so gläubig war. Mich hat er wieder fromm machen wollen. Jeden Abend hat er auf mich eingesprochen, aber ich habe ihm gesagt: ‚Ich kann nicht glauben – unmöglich. In der Welt ist nur Blut, Elend und Ungerechtigkeit.‘ Er will für mich beten, hat er gesagt – merkwürdiger Mann. Aber er ist mein Freund. Durch ihn werde ich weiterkommen. Er hat große katholische Beziehungen und die werden mir helfen. Ich gehe natürlich 'raus aus Deutschland, nicht eine Nacht bleibe ich in diesem Lande.“ Mir war, als ob Karl Moor zu mir gesprochen hätte. Diesem Karl verdanke ich zumindest meine Gesundheit, vielleicht sogar mein Leben. Menschlich überragte dieser 'Zuchthäusler' turmhoch unsere SS-Schinder. Ebenso erstaunlich wie seine Klugheit war sein feines Gefühl für den moralischen Wert und Unwert seiner Kameraden. Er half den Schwachen und wußte, wie es in den stillen Leidensgefährten aussah. Dem Pfarrer Ehrenberg¹⁰⁹ hat er, der Kommunist und Atheist, wo er nur konnte, beigegeben.

Unter den vielen Stubenältesten war nur einer, den er seinen ‚Freund‘ nannte: Dr. Karl August Harzen. Er hatte uns Harzen gegen den Lagerbrauch mit vollem Namen und Dokortitel vorgestellt, denn er war wie alle BVer sehr stolz auf den akademischen BV-Kameraden. Dr. Harzen, Regierungsmedizinalrat in Berlin, hatte 1933 wegen Devisen-Verbrechens drei Jahre Zuchthaus und 100 000 Mark

¹⁰⁹ Der protestantische Pfarrer Hans Ehrenberg, 1883 geboren, war ebenfalls im November 1938 in das KZ Sachsenhausen verschleppt worden. Er wurde im März 1939 entlassen und emigrierte nach England.

Geldstrafe erhalten und die Strafe in Brandenbrüg verbüßt. Nach seiner Entlassung hatte er als Privatarzt in Berlin gerade wieder zu arbeiten begonnen, als er eines Morgens um vier Uhr verhaftet und aufgrund einer Aktion gegen Zuchthäusler in dieses Lager gebracht wurde. Er war nie vernommen worden, und er kannte keinen anderen Grund als diese einzige verbüßte Vorstrafe für seine ‚Vorbeugungshaft‘. Jetzt saß er bereits 22 Monate hier. Er trug sein Schicksal ruhig und würdevoll und gehörte zu den angesehensten Häftlingen. Wir haben sehr gut miteinander gestanden. Er suchte mich und ich ihn, weil wir schon nach kurzem Zusammenleben geistigen und menschlichen Kontakt fühlten. Ihm verdanke ich manchen Einblick in den Lagerbetrieb und die Psychologie der Häftlinge. In Brandenburg hatte er ein Buch über die Psychologie der Strafgefangenen geschrieben. Das Justizministerium hatte das Erscheinen natürlich untersagt.

Mochten politische Vergangenheit und menschliche Haltung den ‚Roten‘, Intelligenz und Geschick den ‚Grünen‘ zu ihrer gehobenen Stellung verholfen haben, so waren die ‚Braunen‘, die Hefe des Lagers. ‚Rote‘ und ‚Grüne‘ gab es wohl nicht mehr als 2000, dagegen wimmelte es von ‚Braunen‘. Ich schätze, daß 4500 ‚Braunbewinkelte‘, arische Asoziale, unsere Leidensgefährten waren. ‚Asoziale‘ oder ‚Arbeitsscheue‘ wechselten als Sammelbegriff. Wer war nicht alles ‚asozial‘ und ‚arbeitsscheu‘! Notorische Säufer, Männer der Landstraße, Penner, Bettler, Imbecille, wandernde Handwerksburschen, die sogenannten ‚Speckjäger‘: alles, was die ‚Herberge zur Heimat‘ oder das Obdachlosen asyl gewohnheitsmäßig bevölkerte. Man hatte sie gleich uns eines Tages eingefangen. An jenem berüchtigten 13. Juni 1938 lauerten die Gendarmen auf den Landstraßen den ‚Kunden‘ auf, die Polizei drang in die Obdachlosen asyl ein und schleppte den Fang nach Sachsenhausen. Hunderte von Zigeunern aus den Vororten des Zigeunertums hatte man mitgenommen, harmlose Musikanten aus Fulda und Halberstadt, Pferde- und Markthändler aus Ostpreußen. Sie hießen Petermann oder Rosenberg und unterhielten sich in ihrer merkwürdigen Zigeunersprache, von der sie selbst nichts wußten.

Aber den braunen Winkel trugen auch Typen, die man als Nörgler, Quengler und Prozeßhansel aus der Anwaltspraxis kennt; Leute, die mit der Polizei öfters ‚Krach‘ hatten; Männer, die mit ihrer Familie zerfallen und oft von der eigenen Frau denunziert waren, weil sie sie nicht unterhielten. Von Schuldturm und Schuldknechtschaft erzählte bis 1933 nur die deutsche Rechtsgeschichte. Seither hat man den Schuldturm in Sachsenhausen neu errichtet. Ich habe oft bei der Arbeit mit ‚Braunen‘ gesprochen und sie nach dem Grund ihrer Schutzhaft gefragt; sie selbst behaupteten meist, nicht zu wissen, weshalb sie im Lager waren. Wenn alle Kategorien versagten, fragte ich nach der Alten: „Du kannst schon recht haben, die hat mich reingebracht.“

Schließlich gab es Hunderte, deren ‚Schuld‘ auch schärfste Gewissensforschung nicht feststellen konnte. Das waren dann Angehörige ‚asozialer Berufe‘, also Leute, die sich ihren Unterhalt als ‚fliegende Händler‘, als ‚Wandergewerbetreibende‘ oder ‚Warenhauspropagandisten‘, manchmal auch als ‚Sohn beim Vater‘ verdienten. Sie waren auf dem deutschen Sklavenmarkt besser zu verwenden; man hatte sie ersucht, ihren asozialen Beruf aufzugeben, hatte ihnen

den Wandergewerbeschein genommen und Arbeit an der Reichsautobahn zugewiesen. Wer Widerspruch wagte, wurde in Sachsenhausen kuriert. „Weshalb bist du hier?“ – „Ich? Du siehst doch, ich bin arbeitsscheu. man hat mich nämlich von meiner Arbeitsstelle weggeholt, verstehst du? Eine Mark 20 hab ich die Stunde verdient, bei der Autobahn gibt es 58 Pfennig. Wärst du da gegangen? Na, also! Und jetzt verdiene ich gar nichts.“ Merkwürdige Menschen sind mir begegnet: Psychopathen, Phantasten, Betrüger, Privatdetektive, ‚Erfinder‘. Ein früherer deutsch-nationaler Parteisekretär, Willi Schmitz aus Düren, hatte als alter ‚Freund‘ der Nazis ‚Krach‘ mit der Polizei und obendrein mit seiner Frau. Und wurde so fürs Lager reif. Sein Transportkommando, in dem ich besonders gern arbeitete, hatte dem etwas leichtsinnigen, aber grundanständigen und immer fürsorglichen Mann viel zu verdanken. Er wollte mir kollegiale Gesellschaft vermitteln und stellte mich dem früheren Rechtsanwalt Peter Anrath aus Düsseldorf vor. Das ist ein typischer Querulant, der sich wahrscheinlich durch störende Eingaben und Prozesse Partei und Polizei zu Feinden gemacht hatte. Wir führen ein Höllengespräch. Wir sind noch nicht eine Minute miteinander bekannt, als er mir seine rechtsphilosophischen volkstümlichen Schriften mit schwungvollen Titeln herunterschnurrt, Staat und Justiz in den großen Worten der französischen Revolution anklagt, die Menschenrechte beschwört und mir eröffnet, daß er – sich die Pulsaders durchschneiden wolle. Er hatte Streit mit einem Vorarbeiter und erwartete seine Versetzung in die Strafkompagnie. „Das bedeutet so viel wie Tod, und da gehe ich lieber freiwillig. Aber wenn es mißlingt, wenn ich nicht tief genug schneide, dann gibt es 25, und ich fliege in den Bunker. Was soll ich nur machen?“ Ich versuche, ihm Mut zuzusprechen. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Es gab Leute, die Persisch konnten. In einem kleinen Frankfurter entdeckte ich einen Autodidakten, der französisch sprach. Wenn wir nicht beobachtet waren, redete ich ihn mit meinen französischen Brocken an, und er antwortete wohltonend, eine freundliche Abwechslung beim Holzschleppen. Zu meinen besonderen Freunden gehörte Glombitza, Astrologe aus Beuthen. Überhaupt stellte Oberschlesien Hunderte von Insassen. Die Unterhaltungen mit Glombitza sind eine Nummer in meinem ‚Cabaret-Programm Sachsenhausen‘ geworden. Das gibt es nämlich auch. Denn in all dem Grauen blieb ich noch fähig, auch das Groteske und Tragikomische zu sehen. Diese Gabe hat mich schwere Situationen leichter tragen lassen. „Du bist auch aus Beuthen? Da mußt du mich doch kennen, ich bin doch der Glombitza. Der, was jeder kennt! Nein? Nu, der Astrologe mit die langen Haare! Weißt du nicht, der, was auf dem Markt steht und die Choroskope verkauft. Fufzig Pfennig das Stück. Hab ich schönes Geld verdient. Hab ich doch bloß abgezogen die Dinger aus astrologische Bücher. – Schwindel? Da kannst du schon nicht sagen Schwindel. Was willst du für fufzig Pfennige? Ein persönliches Choroskop von Professor Hauser oder Madame X., das kostet ja zweihundert Mark. – No, vielleicht wirst du meine Frau kennen, mit dem sechs Meter langen Zopf. Unsere ganze Familie hat doch so langes Haar, is ja berühmt dafür. Mir hat der Pjieron, der Vierkant, die schönen Haare abschneiden lassen. Da hab ich ihn blos sooo ange-

guckt. Soo! Hat er mich in den Bunker schmeißen lassen für vierzehn Tage. Aber schon nach zwei Tagen ist er in die Zelle gekommen. Hab ich ihn wieder angeguckt, soooo... (- er macht magische Augen -). Da hat er mich schon nach zwei Tagen laufen lassen. Kennst du nicht den Rasputin-Kopf von die Kinoplakate? Das is doch mein Kopf, hat mir die Kinogesellschaft 500 Mark für meinen Kopf gegeben. No, jetzt mußt du mich doch kennen? Mit einem von deinen Leuten, dem Hermann Rosenthal vom Ringe, hab ich gute Geschäfte gemacht. Haben wir zusammen gemacht einen Originalkonkurs! Du versteht doch -(er zwinkert mit den Augen), einen Originalkonkurs. Hat er mir vermietet sein Lokal, den großen schönen Laden am Ringe – für 30 Mark! Aber im Vierteljahr! Vorne war astrologische Zentrale, hinten hab ich die Kindergarderobe versteckt, was eigentlich Konkursmasse war. Habn wir die schöne Ware gut verkauft, aber eine Bestie von Frauenzimmer hat uns angezeigt. Hat er bekommen Gefängnis und war im Juni in Sachsenhausen, und ich hab gekriegt 4 000 Mark Geldstrafe, aber is mir erlassen worden.“

„Glombitza“, sagte ich in unserem lieben Oberschlesisch, „warum hast du eigentlich nicht gewußt, daß du hierher kommst? Du bist doch Astrologe?“

Der alte Fuchs wich aus.

„Hab ich dem Führer das Choroskop gestellt: Totales Chaos, vollständiger Zusammenbruch. – Bin ich hierher gekommen. Dafür! Pjeronje! So was hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen, so ein Skandal, so eine Niedertracht. Wie man die Menschen hier behandelt! – Hast du vielleicht ein Stückel Brot? Kannst du vielleicht eine Zigarette organisieren?“

Wir haben oft Balken zusammen geschleppt und uns gut vertragen. Das war nun ein wirklicher „Asozialer“, dem die Polizei das Handwerk gelegt hatte. Aber das KZ war eine allzu schreckliche Strafe für sein astrologisches Treiben.

Ich sehe Willy Breibach vor mir, einen Obstzüchter aus dem Rheinland, schlau, skrupellos, mit einem unendlichen Mundwerk. Er war zum „Läufer“ avanciert, Stütze des Hauptvorarbeiters und Lagerbote. In seinem Dorf mag er, der Allesbesserwisser, mit Partei und Ortsbauernführern in ständigem Streit gelegen haben. Solche Leute werden dann im Lager geheilt. Sogar innerhalb der ‚Braunen‘ gab es selbstgeschaffene soziale Abstufungen. Sahen die Politischen auf die ‚Grünen‘ wegen ihrer dunklen Vergangenheit herab, hielten die BVer die Mehrzahl der Asozialen für minderwertig, so verachtete der ‚Braune‘ Nörgler oder Trinker den ‚Speckjäger‘, den Bettler und Zigeuner, und sogar Glombitza, selbst ein ‚Brauner‘ hatte für die ausgemergelten allerärmsten Landstreicher und Klingelfahrer nichts übrig. Noch in diesem Gemeinschaftselend suchte man sich einen letzten Rest von Selbsterhöhung zu retten, indem man auf noch Elendere herabsah, über die man sich erhaben dünkte. „Gibt mir das Brot, aber so, daß der verfluchte ‚Braune‘ es nicht sieht!“, bat der ‚braune‘ Glombitza und zeigte auf einen lüstern beobachtenden ‚Speckjäger‘. Dieser immer hungrigen bitter armen Menschen, der Abschaum des Abschaums, standen im Verdacht des Denunzierens; sie rächten sich so für die Mißachtung ihrer Kameraden.

Zu diesen drei Hauptgruppen (außer den Juden) kamen noch drei weitere, jede zahlenmäßig gering: die ‚Blauen‘ – Rückwanderer aus dem Ausland, Deutsche,

die sich im Ausland unbeliebt gemacht hatten und denen man hier einen Begriff vom neuen Dritten Reich vermittelte; die ‚Rosaroten‘, Homosexuelle, die man in ‚geschmackvoller‘ Farbensymbolik mit einem rosaroten Winkel kennzeichnete und so dem Spott der SS preisgab. Schließlich die ‚Ernstes Bibelforscher‘, deren lila Winkel an kirchliche Farben erinnern sollte. Ich wußte, daß Angehörige dieser merkwürdigen Sekte in allen Lagern festgehalten wurden. Man hatte mir erzählt, wie starr sie zu ihrer Sektenüberzeugung standen, wie sie unmenschliche Behandlung und Prügel mit Bibelziten beantworteten, wie sie sich weigerten, ihrer Anschauung zu entsagen, mochte auch unabsehbare Haft drohen. Hier in Sachsenhausen lagen sie in der ‚Isolierung‘. Sie wurden von den übrigen Häftlingen in abgesperrten Sonderbaracken ferngehalten, durften den Appellplatz nicht betreten, die Kantine nicht besuchen, wurden gemeinsam mit der Strafkompagnie zu besonders schwerer Arbeit geführt und hatten Sprechverbot. Ihre Überzeugungstreue hätte vielleicht vorbildlich wirken und Widerstand entzünden können. Hätten sie sich bereit erklärt, Adolf Hitler als ihren Gebieter anzuerkennen, sie wären längst in Freiheit. Aber: „Wir erkennen keinen anderen an als unseren himmlischen König und seine Propheten“, war die Sektenantwort, und nur einer sei umgefallen.

Unser Arbeitskommando marschierte oft, wenn es zu den Baustellen zog, an ihnen vorüber. Ein leiser Zuruf: „Wie spät ist es?“ – Eine leise Antwort: „noch zwei Stunden bis Mittag“, ein Lächeln, ein milder Gruß, dann mußten wir uns wieder von ihnen abwenden. Ich prüfte die Gesichtszüge dieser Märtyrer ihres Glaubens. Intellektuell waren sie nicht. Harzen erzählte mir von einem Amtsgerichtsrat, der als ‚Ernstes Bibelforscher‘ im Lager gegessen hätte. Sonst aber mochten diese Männer Buchdrucker oder kleine Beamte sein, aus Sachsen, Ostpreußen oder Schlesien. ‚Die Narren in Christo‘ führt man im Dritten Reich ins Konzentrationslager. Aus den Gesichtern dieser schweigenden Dulder sieht mich Emanuel Quint¹¹⁰ an. Ihr Kinderglaube und ihre Überzeugungstreue haben sie zu heroischen Gotteskämpfern werden lassen. Sie waren keine Revolutionäre, sie wollten in milder Friedfertigkeit nichts sein als Gotteskinder auf ihre Art; aber das Dritte Reich verträgt keine Überzeugung, die den Propheten Jesaja höher schätzt als Adolf Hitler.

Kaum als Gefangene anzusehen waren die sogenannten Ehrenhäftlinge. Die hatten nicht etwa Ehren-Delikte begangen, der lautere Gegner dieses Staates wird ja als heimtückischer Attentäter mit Zuchthaus oder Tod bestraft. Diese SS-Leute in einer blauen Vorzugs-Häftlings-Kleidung hatten ‚nur‘ ihre Kameraden bestohlen, im Suff alles kurz und klein geschlagen oder sich sonst disziplinwidrig aufgeführt. Deshalb hatte man ihnen für kurze Zeit die Freiheit genommen. Ihr Haar aber, der Schmuck des freien deutschen Mannes, war ihnen belassen, während wir, ‚die Mörder vom Rathes‘, die entehrende Scherprozedur hatten durch-

¹¹⁰ Emanuel Quint ist die Hauptfigur einer gleichnamigen Erzählung von Gerhart Hauptmann. Eva Reichmanns Schwester, Elisabeth Jungmann, war von 1922 bis 1933 Sekretärin und enge Mitarbeiterin Hauptmanns gewesen.

machen müssen. Diese Ehrenhäftlinge taten Stubendienst, durften sich im Lager frei gewesen und kehrten nach Ablauf ihrer Strafzeit in die Standarten zurück.

Schwer zu beantworten, welche Gruppe am schlechtesten behandelt wurde. Es konkurrierten Bibelforscher, Juden und die niederen Grade der Asozialen. Die ‚Bibelforscher‘ lebten in der Isolierung, und das war furchtbar genug. Die Juden wurden gehaßt und geschunden. Die ‚Asozialen‘ hungerten und brachen deshalb oft bei der Arbeit zusammen. Man hielt ihnen sogar Liebesgaben zurück, die sich ihre Mütter oder Frauen vom Mund abgespart hatten: „Raus, verfluchtes Lumpenpack“, befahl der Obersturmführer, der die Zahlmeistergeschäfte führte. „Die Frauen kriegen Unterstützung, Staatsgeld und schicken es diesen Lumpen, die der Staat hier füttert.“ Im Nu packte die SS die armen Teufel am Kragen und warf sie zur Tür hinaus. Uns dagegen wurde unser Geld korrekt ausgezahlt, so sehr man uns auch haßte.

Das also waren unsere Kameraden! Bei der Arbeit trafen wir uns; sonst waren die Judenblocks von den arischen Baracken scharf getrennt. Dagegen waren ‚Rote‘ und ‚Grüne‘ als Stuben- und Blockälteste Vorgesetzte der Juden. Jüdische Stubenälteste wünschte man grundsätzlich nicht, aber der Massenandrang von Juden machte es notwendig, ein paar zu Stubenältesten zu befördern.

Dort, wo die letzten Häuser von Oranienburg – ‚die herrliche Sommerfrische am Lehnitzsee‘ höhnte der Poststempel – standen, hatte man wohl 1935 begonnen, mehrere Quadratkilometer märkischen Waldes zu roden. Unter Kolbenstößen wurden die Bäume gefällt, und im Laufschrift wurde der Boden planiert. Menschliche Pferde zogen Straßenwalzen, alte Esterwegener und Dachauer Häftlinge bauten Straßen und kanalisiert. Es wurden zwei Lager gebaut: so will es das System der deutschen Konzentrationslager. Das eine ist Kasernen-Anlage für die Totenkopf-Standarte Brandenburg der SS-Verfügungstruppe. Diese deutsche Revolutionsarmee mag in ganz Deutschland 250 000 militärisch ausgebildete und in Standarten (Regimenter) zusammengefaßte SS-Leute zählen. Der Dienst in der Verfügungstruppe steht dem Heeresdienst gleich. Himmler hatte sie als Schutztruppe des Nationalsozialismus gegen den Widerstand der Reichswehr durchgesetzt, die gern der einzige Waffenträger der Nation geblieben wäre¹¹¹. Ein

¹¹¹ Die SS-Wachverbände für die Konzentrationslager wurden auf Anweisung Himmlers ab März 1936 als SS-Totenkopfverbände bezeichnet. Entsprechend der geographischen Lage drei großen Konzentrationslager Dachau, Sachsenhausen und Buchenwald wurden die drei Standarten (Regimenter) der SS-Totenkopfverbände Oberbayern, Brandenburg und Thüringen genannt. Ihre Gesamtstärke betrug Ende 1938 rund 9 100 Mann.

Die SS-Verfügungstruppe, aus der sich die Waffen-SS entwickelte, wurde als bewaffnete SS-Einheit nach dem Mordeinsatz der SS gegen die SA-Führung im Sommer 1934 unter Billigung der Wehrmacht gebildet. Himmler dehnte diese Vereinbarung in den folgenden Jahren immer weiter aus, so daß Ende 1938 mehr als 14 000 SS-Männer im Rahmen der SS-Verfügungstruppe unter Waffen standen. Konsequenterweise im Aufbau einer eigenen SS-Armee wurden von Himmler mit Beginn des Krieges die inzwischen 18 000 Mann der SS-Verfügungstruppe und 8 000 Mann aus den SS-Totenkopfverbänden jetzt zur Waffen-SS zusammengefaßt.

treffendes Symbol stigmatisiert den Henkerdienst, den diese ‚Gefangenenwärter‘ ihrem System leisten: ein Totenkopf an der Mütze. Die Mannschaften, 17 bis 19 Jahre alt, lebten in gut ausgestatteten Baracken. Einige hölzerne Blockhäuser wurden gerade beseitigt und durch massive zweistöckige Kasernengebäude ersetzt, die natürlich auch von Häftlingen gebaut waren. Schuppen an Schuppen bargen Mannschafts-Kraftwagen, mit denen man in 25 Minuten nach Berlin hätte rasen können, wenn dort etwa das vergewaltigte Volk aufzubegehren...

Auf einem riesenhaften Kasernenhof, umgeben von Verwaltungsgebäuden, SS-Krankenhaus, Offizierskasino, Mannschaftsküche und Waffenkammer, wurde den jungen SS-Rekruten das preußische Exerzierreglement beigebracht. In den Wald hineingebaut zogen sich Reihen hübscher Landhäuser für die Sturmführer und andere sogenannte Offiziere. Die Straßen im Wald wurden gerade mit den Namen der ‚befreiten‘ Sudetenstädte benannt. Den verheirateten Scharführern waren sehr geräumige Siedlungshäuser mit Drei- und Vier-Zimmer-Wohnungen zugedacht. Für den Kommandanten sämtlicher deutscher Konzentrationslager, den Inspekteur Eicke, bauten wir eine pompöse Villa, ‚Haus Eicke‘. Ich habe unter manchem Balken geächtzt, den unser Transportkommando durch den märkischen Fliessand dorthin schleppte. Die Standarte führt ein Standartenführer (Oberst), der gleichzeitig Kommandant des Konzentrationslagers ist. Der Fronvogt von Sachsenhausen aber war wegen seiner großen Verdienste soeben zum SS-Oberführer befördert worden. Den Kasernenanlagen der SS gegenüber, durch eine breite Chaussee getrennt, liegt das Konzentrationslager. Es mag eine gute Stunde dauern, es zu umschreiten. Ein massiver Betonzaun, gekrönt von Stacheldraht, zieht sich um dieses seltsame Gemeinwesen. In Abständen von etwa 150 m stehen Wachtürme, auf ihren Plattformen drehbare Maschinengewehre.

Wer das Lager betreten will, muß zunächst eine Schildwache und dann das Meldezimmer passieren. Neben dem Meldezimmer liegen Autogaragen; eine davon dient als Leichenhalle. Wie oft habe ich jüdische Männer und Frauen, gebeugt und weinend, diesen Weg vom Meldezimmer zum Schuppen gehen sehen, wie oft hat ein Leichenauto aus Schleswig, Pommern oder Westfalen dort auf ‚Kadaver‘ gewartet. (Sopfliegten die Repräsentanten des neuen Deutschland jüdische Leichen zu bezeichnen, wenn sie sie den Leichendienern der jüdischen Gemeinde aushändigten.) Meldebaracke und Autoschuppen sind Teile des äußeren Lagers, das aus einem ganzen Kranz von Verwaltungsbaracken und zwei großen Arbeitsplätzen besteht. Diesen Barackenkranz sieht der Häftling nur, wenn er aus dem Lager hinaus auf die Arbeitsplätze oder in die Verwaltungsgebäude geführt wird. In ihnen ist die politische Abteilung untergebracht, die Kasse, die Verwahrungsstelle für Wertsachen und Kleider. In einem besonderen Block mit Butzenscheiben erholt sich die SS von ihrem anstrengenden Lagerdienst.

Die großen Arbeitsplätze des äußeren Lagers dienen als Holz- und Industrie-Hof und sorgen für die Beschäftigung der Lagerinsassen. Auf dem Holz-Hof steht das Elektrizitätswerk, liegen Holz- und Brikett-Vorräte, Brennholz, Reisig und unbearbeitete Bäume, die wir aus dem Wald hierher gebracht haben. Zersägt werden sie in dem modernen Sägewerk des Industrie-Hofs. Malerei, Schlosserei,

Klempnerei, Schuster- und Schneider-Werkstatt, eine große Tischlerei, ja, es ist sogar eine kleine Feldschmiede vorhanden. Und obwohl Hunderte von zersägten Balken und Brettern auf diesem Industrie-Hof frei oder gedeckt liegen, ist noch genügend Platz vorhanden, daß drei riesenhafte Kiesgruben, wohl je 8 m tief, 30 m breit und 200 m lang, geschaufelt werden konnten.

Ins innere Lager, dorthin, wo die Häftlinge leben, führt ‚das Tor‘, das berühmte Tor. Es ist ein massives, einstöckiges Verwaltungsgebäude mit einem torartigen Durchgang, der auf beiden Seiten durch schwere Gitter abgeschlossen ist. Zum Überfluß steht ein Posten mit Maschinenpistolen vor ihm Wache. Im Erdgeschoß dieses ‚Tors‘ sitzen Tag und Nacht Wachmannschaften. Im ersten Stock liegen die Dienstzimmer des Kommandanten, des Lagerführers und seiner Stellvertreter. Über dem ersten Stock lauern auf einer Wach-Empore Maschinengewehre, die den ganzen Appellplatz mühelos bestreichen können. Drei Scheinwerfer erhellen ihn, wenn es den Posten einfällt, mit ihren Strahlen umherzugeistern. Im Dachfirst ein Türmchen mit einer Leuchtuhr. Sie suchten wir auf unserem Weg zur Arbeit als einzigen Zeitweiser, der uns sagte, wieviel Mühsal bis zur nächsten flüchtigen Arbeitspause noch vor uns lag.

Unmittelbar zur Rechten und Linken des Tors spannt sich der ‚Draht‘, der symbolische ‚Draht‘. Er ist ein Zaun aus Betonpfählen, die, je 2 Meter 50 hoch, in Abständen von 3 Metern aufgestellt sind. Zwischen diesen Pfählen laufen acht dicke Kupferdrähte übereinander. Am Spätnachmittag, wenn die Dunkelheit einbricht, werden sie elektrisch geladen. Eine rote Laterne leuchtet als Warnungszeichen bis zum Tagesbeginn. Das eigene Elektrizitätswerk des Lagers speist auch diesen ‚Draht‘, der mit seiner tückischen Todesart ein rechtes Sinnbild des Totenhauses KZ ist. Versehentlich kann man in den ‚Draht‘ kaum hineinrennen; denn vor ihm läuft durch das ganze innere Lager der ‚Todesweg‘, ein Gang, mit weißen Steinen bestreut. Wer ihn lebenssatt oder freiheitsdurstig betritt, auf den wird ohne Anruf geschossen. Weiß ist der Todesweg, damit der Posten den Menschenschatten besser aufs Ziel nehmen kann.

Vor dem Tor breitet sich in mächtigem Halbrund der Appellplatz. Wir 14 000 Häftlinge waren dort bequem aufzustellen. Er hätte auch weitere 10 000 leicht gefaßt. Im den Halbkreis schließen sich die Holzbaracken des Lagers. In einem Sektor etwa fünf Baracken, das Häftlings-Revier mit Liegeräumen für die Kranken und Verletzten, Arzt-Sprechzimmer, Bädern, Medikamenten-Ausgabe, ja sogar einem sogenannten Operationszimmer. Im Anschluß an diese Baracke etwa vier große Blocks mit Kleiderkammer und Geräteräumen, Kasse und einem Kantinenkeller, Schreibstube und Duschraum, die wir beide beim Empfang kennen gelernt hatten, dazwischen zwei große massive Gebäude, die Häftlingswäscherei und Küche, modern und hygienisch eingerichtet. Dort liegen auch die Kartoffel- und Vorrats-Keller, die Strumpf-Stopferei und Flickstube. Dann folgen in Abständen die 48 Häftlingsbaracken, je durch eine sechs Meter breite Lagerstraße getrennt. Im Hintergrund des inneren Lagers eine große Gärtnerei, in der die SS ihre Schweine mästet. Dieses neu-deutsche Gemeinwesen, Strafanstalt besonderer Art, wäre nicht von hitlerischem Geist, wenn es nicht noch ein Gefängnis im

Gefängnis hätte. Von hohen Steinmauern umgeben, überragt ‚der Bunker‘, das düstere Lagergefängnis mit seinen Tageslicht- und Dunkel-Zellen die Häftlings-Baracken, deren Insassen täglich fürchten, das unbekannte feindliche Gebäude um irgendeines Verstoßes gegen die Lagerordnung willen kennenzulernen. Im Ganzen eine zweckmäßige Anlage, die sich bei oberflächlicher Besichtigung harmlos ausnehmen mochte.

Im inneren Lager wurden die bevorzugten Häftlinge beschäftigt, also in erster Linie die Kommunisten, für die die große kommunistische Familie sorgte. Zur Arbeit im Kartoffelkeller und in der Strumpfstopferei wurden ein paar Hundert alte Leute herangezogen. In den ersten Wochen, wo man nicht wußte, was man mit dem Menschenüberfluß anfangen sollte, durften dort auch etwa 200 Juden Transport- und Erdarbeiten machen. Die Hauptarbeit aber geschieht außerhalb des inneren Lagers. Jeden Morgen rücken 4000 Mann auf ‚die Klinker‘ aus, ein riesiges Baugelände, auf dem anscheinend Ziegel- und Tonwerke – oder waren es Flugzeug-Fabriken? – errichtet werden. Es liegt etwa 25 Marschminuten vom Lager entfernt und ist so groß, daß die 4000 Sklaven dort verschwinden. Es ist die Hölle des Lagers¹¹². 2000 Mann arbeiten auf der ‚neuen Siedlung‘, bauen also die Stadt der SS-Scharführer, 300 fronen für Herrn Eicke, ebenso viel für die Offizierssiedlung Sachsenhausen, wo die Waldstraße geplant und gepflastert werden, ein paar Hundert laden Zement und Ziegel am Kanal aus, die kräftigeren auf dem Industrie-Hof umher. Sinnvolle Arbeit, d. h. Arbeit mit einem vernünftigen Arbeitseffekt, wird nur auf den ‚Klinkern‘ und den Baustellen geleistet. Was auf dem Holz-Hof geschieht, ist ‚Beschäftigungs-Spiel‘, grausames Spiel und nicht Arbeit. Da werden Brennholz-Mieten sechs Meter hoch aufgeschichtet, kunstvoll geformt und nach einer Woche – wieder abgetragen, um in 30 Meter Entfernung neu aufgebaut zu werden. Angeblich soll ein Privatdozent der Nationalökonomie ein Buch ‚Arbeit, nicht Beschäftigung‘ geschrieben und darin die nationalsozialistischen Arbeitsbeschaffungs-Methoden kritisiert haben. Für diesen Freimut habe man ihn nach Sachsenhausen gebracht, wo er auf dem Holz-Hof Gelegenheit hatte, den Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung am lebenden Objekt zu studieren. (Er hieß Forstmann. Ich selbst habe ihn nicht gesehen.)

„Das ist meine Welt, das heißt eine Welt.“ Ihr wißt jetzt, wo und mit wem ich vom 10. November bis zum 28. Dezember 1938 zu leben gezwungen war. Ihr wißt, wie man uns beschäftigt hat. Die Wesensart unserer Wärter habt Ihr am Empfangstag kennengelernt. Also könnte ich eigentlich diesen Bericht beenden. Aber

¹¹² Jenseits des Kanals zwischen Grabow- und Lehnitzsee mußten Häftlinge im Juli 1938 mit dem Bau des „Klinkerwerks“ beginnen, das jährlich 150 Millionen Ziegel produzieren sollte. Wie zahlreiche überlieferte Häftlingsberichte zeigen, gehörte die Arbeit im „Klinkerwerk“ zu den schrecklichsten und tödlichsten im Lager. Vgl. zum Beispiel das Kapitel „Klinkerwerk“ in dem Band: Sachsenhausen. Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen, hrsg. vom Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974.

die knappen Schilderungen können weder unsere Stimmung verdeutlichen noch das System, das heute Deutschland beschmutzt. Ich könnte es in einen Satz fassen: ich könnte sagen, daß ich stärker noch als im Krieg hier den Urlaut der Menschenkreatur gehört und das Böse schlechthin gesehen habe. Was aber bedeuten schon solche Abstrakta? Seit sechs Jahren lese ich die ausländische Presse. Ich kenne Bücher über das Neue Deutschland, von Ausländern und Emigranten geschrieben. Aber das Geschehen in seiner Plastik ist kaum irgendwo gestaltet. Strasser hat die ‚deutsche Bartholomäusnacht‘ geschildert, Heiden den Reichstagsbrand, die Vergewaltigung Österreichs, Wesen und Treiben der Menschen, in deren Hand heute Deutschland ist¹¹³. Das Schicksal der Juden kennt man nicht. Feuchtwanger hat es in seinen „Geschwistern Oppermann“ mit allzu leichter Feder zu zeichnen versucht¹¹⁴, die englische Presse hat nüchterne Berichte, die amerikanischen dramatische stories veröffentlicht. Aber was sagen diese facts, diese bösen, grauenhaften Vorgänge über unser Empfinden aus? Was der leidende Jude erlebt, wie er, ein wehrloses Opfer, von dieser Sturmflut des Hasses umhergewirbelt wird, wie er nach Atem ringt, zu Boden geschleudert sich todwund wieder aufzurichten sucht, das vermisste ich in der Zeitgeschichte, die Buch und Presse geschrieben haben. Und deshalb will ich mir die Schilderung alles dessen nicht ersparen, was in diesen sieben Wochen mit und in uns geschah.

Ich glaube, daß ich auch das Grauen und Entsetzen, durch das wir gegangen sind, ruhig und objektiv sehe und darstelle. Manchem Kameraden bin ich allzu objektiv erschienen, weil ich mich immer wieder bemühe, die letzten Beweggründe, auch des Todfeindes, ernsthaft zu prüfen. Hier in London habe ich Rabbiner Dr. Ochs aus Gleiwitz getroffen. Er ist ein gebrochener Mann und erzählt, daß eine Bewußtlosigkeit von vielen Stunden ihm zu wissen erspart hat, was in allzu schlimmen Buchenwalder Stationen geschehen ist. Daß er noch lebt, verdankt er einem jüdischen Leidensgenossen aus Gleiwitz, der den schwachen Mann wie ein Kind gehegt hat. „Wenn das, was ich gesehen habe, der liebe Gott vergißt . . .“, sagte er zu mir, und mit diesem Satz hat er ein gutes Leitmotiv für jeden gegeben, der vom Leben und Sterben in deutschen Konzentrationslagern berichtet.

Wenn ich im Lager Zeuge der neu-deutschen ‚Kulturtaten‘ war, schrieb der Chronist in mir die Einleitung zu den modernen ‚Erinnerungen aus einem Totenhaus‘ mit den Worten, die nun folgen¹¹⁵: Und jetzt beginnt die Geschichte von dem, was sich im Jahre 1938 eine halbe Autostunde von der Weltstadt Berlin ereig-

¹¹³ Otto Strasser, *Die deutsche Bartholomäusnacht*, Zürich 1935; Konrad Heiden, *Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis zum Herbst 1933*, Zürich 1934, und Ders., *Adolf Hitler. Eine Biographie*, 2 Bde., Zürich 1936/37.

¹¹⁴ In seinem zweiten Roman der Wartesaal-Trilogie „Die Geschwister Oppenheim“, 1933 erschienen, schildert Lion Feuchtwanger (1884–1958) anhand der Geschichte einer jüdischen Großbürgerfamilie in Berlin zwischen November 1932 und Spätsommer 1933 sowohl die nationalsozialistische Machtübernahme als auch die einsetzende Judenverfolgung.

¹¹⁵ Reichmann spielt hier auf die Einleitung zu den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ von Fjodor M. Dostojewski an.

net hat, im Zeitalter der Zivilisation, die jedes Leben lebenswert machen könnte, eintausendneunhundertachtunddreißig Jahre nach Christus und seiner Lehre von der Feindesliebe, ein Viertel Jahrtausend nach Überwindung des Absolutismus, hundertachtzig Jahre nach Abschaffung der Folter und hundertfünfzig Jahre nach Ausbruch der großen Revolution, die die Menschenrechte proklamiert hat.

Es sind die Tage des 11., 12. und 13. November, in denen wir 160 Berliner, Insassen des Block 16, beginnen, unsere Kameraden, 140 ‚alte Juden‘ und 50 Westfalen kennenzulernen. Die Westfalen erzählen uns, wie sie in einer Nacht Freiheit und Eigentum verloren haben: von Mitternacht bis zum Morgen des 10. November seien wilde Gestalten in ihre Wohnungen eingedrungen, hätten systematisch und mit pedantischer Gründlichkeit Bilder, Teppiche, Decken und Läufer zerschnitten, Möbel und Türen zertreten, Sessel zerstoßen und aufgerissen und jedes Glas, jede Tasse, jeden Teller, jede Vase an die Wand geschmettert. Dreimal in dieser Nacht sei der Partei-Mob, so berichtet Rabbiner Dr. David aus Bochum, in sein Haus gestürmt, um noch einen Schlüssel, noch einen Bilderrahmen zu suchen, der vielleicht der Zerstörungswut entgangen war. „Ich schütze Ihr Leben“, habe der Bandenführer mit vorgehaltenem Revolver gesagt, „Mehr kann ich nicht tun. Die Volkswut ist rasend.“

Aus Osnabrück berichtet jemand, daß die Brandhorden einer armen jüdischen Lehrersfrau höflich gekommen sind: „Nicht wahr, Frau Trepp, Sie verstehen, wir haben Auftrag ... Wir tun nur unsere Pflicht ... Wir sehen ja wie's bei Ihnen aussieht, aber wir müssen schließlich ... Haben Sie nicht ein paar alte Töpfe oder Geschirr, das wir zerschlagen können. Irgend etwas muß geschehen, Befehl ... Nicht wahr, Sie verstehen?“ Mich hat dieses Satirespiel noch schmerzhafter berührt als die Untaten, die unsere Kameraden in einer Nacht arm gemacht haben. Was mag bei uns geschehen sein? Ob auch unsere Wohnung zertrümmert ist? Ob unsere Frauen auch das wilde Heer durch die Wohnungen haben jagen sehen? Die Frauen unserer Westfalen haben kein Wasserglas mehr im Haus. Wie mag es bei uns aussehen?

„Nicht nachdenken!“, warnen die ‚alten Juden‘. „Ihr seid jetzt hier und habt an nichts zu denken als an Euch. Ihr müßt Euch erhalten. Wer den Kopf hängen läßt, kommt hier nicht raus. Lernt lieber, mit den Augen zu arbeiten, statt an Eure Frauen zu denken.“ Mit den Augen arbeiten, ist Lager-Jargon, und bedeutet, sich umsehen, ob ein ‚Brauner‘ in der Nähe ist. Nur wenn er kommt, drohen Prügel und Strafe und nur dann wird gearbeitet, wirklich gearbeitet. Sonst strengt man sich nicht an. „Die Augen müssen Schwielen bekommen, nicht die Hände.“ Schwielen vom vielen Umschau-halten, ob einer der hetzenden Hunde heranjagt. Dann wird leise, aber eindringlich, 18' geflüstert, ein Warnungskommando im Lager-Jargon. Ist die Gefahr vorüber, zieht der Höllenhund ab, dann wird das Kommando 18' durch 15' abgelöst, im gleichen Flüsterton gesprochen.

Wir verbringen den ersten Tag im Block, tragen uns in alle möglichen Listen ein, fegen die Lagerstraße, säubern die Baracke und nähen unsere Abzeichen an. „Heute braucht Ihr noch nicht zu arbeiten. Seid froh! Ihr kommt noch früh genug dran!“ Das klingt nicht sehr beruhigend. In jeder Juden-Baracke sind 350 Men-

schen zusammen gepercht, und es ist unmöglich, sich hinzusetzen. So stehen wir hungernd herum und sprechen ganz leise miteinander; aber auch das leise Sprechen von 350 Menschen tönt wie lautes Summen. „Ihr sollt nicht so brüllen“, schreien die Stubenältesten. „Paßt auf, was euch passiert. Ihr wollt gebildete Leute sein.“ Niemand von uns brüllt, die Stubenältesten brüllen. Sie wissen nicht, wie sehr sie sich dem Lager-Ton angeglichen haben. Sie wissen auch nicht, daß das Lager mit seiner täglichen Gefahr, der Angst vor Prügel und Strafe, sie, die abgebrühten BVer, zu nervösen Menschen voll geballter Spannung gemacht hat. Wir, die wir gewohnt sind, bewußt zu leben, spüren die stündlich wachsende innere Erregung, fühlen wie die Spannung an unseren Nerven zerrt. Niemand meditiert, klagt, klagt an. Aber wir alle sind voll innerer Verhaltenheit, wenn wir auch ruhig scheinen und uns äußerlich nichts anmerken lassen.

Wir putzen die Blechmesser und Gabeln, die Löffel und die Eßgeschirre aus Aluminium, die ein jüdischer Fabrikant, Opfer der Juni-Aktion, dem Lager ‚gestiftet‘ hat. Es soll bald Mittag geben. Plötzlich schreit es ‚Achtung‘! Seit zwanzig Jahren habe ich das militärische Kommando nicht mehr gehört. Fast alle sind wir Soldaten gewesen, viele Offiziere. Wir reißen die Knochen zusammen und stehen stramm. Ein paar alte und kranke Kameraden, die soldatische Regeln nicht kennen, haben die Hände nicht an der Hosennaht, als in der Tür zwei Scharführer erscheinen. „Ihr wißt wohl nicht, was Ihr zu tun habt, wenn ‚Achtung‘ gerufen wird? Ihr Muselmänner!¹¹⁶ Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Nieder! Auf! ...“ Wir haben in der Baracke kaum Platz zum Stehen, wie sollen wir uns da hinlegen? Wir fallen übereinander, schlagen gegeneinander, treten uns. Mir macht es nichts aus, hinlegen zu markieren, aber neben mir ächzen die Alten, die Herzkranken, die Asthmatiker. Die SS jault vor Freude. Endlich gehen die beiden Treiber fluchend davon.

„Ihr seid blödsinnig. Mit Eurem Geschrei habt Ihr sie reingelockt. Wenn Ihr nicht endlich die Schnauze haltet, geht der Block hoch“, brüllen wieder die Stubenältesten; am lautesten zwei BVer aus Beuthen, wahrscheinlich tüchtige Einbrecher und Messerstecher, alte Kunden des Strafgerichts, tückische Kerle. Es gibt Essen, eine Schüssel voll Graupen. Wir können noch nicht die Hälfte essen, obwohl wir 36 Stunden nichts im Magen haben. „Eure Reste hier in den Eimer, die ‚alten Juden‘ von den ‚Klinkern‘ haben mehr Appetit!“ Später, als wir gemeinsam aßen, haben uns die ‚alten Juden‘ jeden Suppenrest, jedes Stückchen Brot gierig abgenommen. Sie ‚standen nicht mehr so im Fett‘ wie wir, die ‚vollgefrassenen Juden‘.“

Am Nachmittag treten wir zum Exerzieren an. Unser Blockführer, SS-Scharführer Kaiser, ‚bewegt‘ uns. Wenn die Freiübungen, das Marschieren und der Laufschrift nicht schlimmer werden, wird es trotz meines Bauches schon gehen.

¹¹⁶ Als „Muselmänner“ wurden im Lagerjargon die schwachen, ausgezehnten Häftlinge bezeichnet, die „Menschen in Auflösung“ (Primo Levi), die sich aufgegeben hatten und deren Sterben erwartet wurde.

Aber die älteren Leute japsen nach Luft, sind ganz außer Atem, greifen an ihr Herz und stöhnen: „Ich bin herzkrank, ich kann nicht mehr.“ Der Scharführer schickt sie ins Glied zurück, läßt uns exerzieren, als wären wir 18 Jahre alt und nimmt keine Rücksicht darauf, daß Männer von 60 und 70 unter uns sind. Aber es fällt uns auf, daß er nicht schlägt. „Marschieren! Links – zwei – drei – vier –, links – zwei – drei – vier! Raus die Knieen, raus die Knieen!“

Knabe, denke ich, wo hast Du deutscher Mann deutsch gelernt? Zwei Stunden geht das Exerzieren, dann tritt der Scharführer ab. Wir dürfen uns rühren. Ein Stubenältester übernimmt das Kommando. Jetzt wird das Exerzieren durchaus gemütlich und erträglich, die Alten dürfen zur Seite treten und sich im Stehen ausruhen. Es wird Abend. Die ‚alten Juden‘ kommen von der Arbeit zurück, sie stürzen zum Resteimer und bitten uns um Brot. Ein Hamburger macht uns Mut: „Der Zirkus ist nur in der ersten Zeit so schlimm. Bei der Arbeit nehmen wir euch zwischen uns, dann wird’s schon gehen. Ihr seid viele, und es ist November. Ihr könnt’s gar nicht so furchtbar haben, wie wir in der Gluthitze. Die Sonne hat uns die Haut vom Kopf heruntergedörzt, keiner, der nicht einen geschwollenen Schädel hatte. Und kein Wasser! Auf dem Schießplatz haben sie uns abgeknallt, 90 tote haben wir verloren, 90 und 900 Juden, in vier oder fünf Wochen! Ihr wißt ja nicht, was wir gelitten haben, und kein Mensch hat sich um uns gekümmert.“ Ich fühle mich zu Unrecht angegriffen. Wir haben uns schon gekümmert, aber was wissen die armen Kerle von unserem vergeblichen Anrennen gegen die Mauern des Hasses! Der Erfolg war gegen uns, und jetzt sind wir selbst Opfer.

Es ist 6 Uhr 30. Der Blockälteste läßt uns vor der Baracke antreten. Drinnen werden die Tische und Bänke aufeinander gestellt, und der Tagesraum wird gekehrt. 50 Mann müssen dort auf den blanken Dielen schlafen, weil die beiden Schlafsäle die 350 Menschen nicht fassen. Es ist sieben Uhr geworden; wir müssen uns schlafen legen. Wir versuchen, unsere Lagerstatt von gestern wiederzufinden, aber das ist nicht möglich. Hundertzwanzig Mann liegen in jedem Schlafsaal auf dem Stroh, der Rest steht herum oder versucht vergeblich, sich zwischen die Pökelheringe zu zwängen. In diesem Schlafsaal mögen 60, höchstens 70 Menschen unterkommen, wenn die Betten übereinander stehen. Wir aber sind 150. Niemand hat so viel Raum, daß er auf dem Rücken liegen könnte. Jeder liegt auf der Seite und krümmt sich so eng zusammen, wie er es nur vermag.

„Sollen eure Kameraden im Stehen schlafen? Sieh dir mal den rücksichtslosen Kerl an: der liegt auf dem Rücken und 20 Kameraden stehen hier noch herum!“ Es wird recht unsanft Platz geschafft. Wir liegen aneinandergedreht Rücken an Rücken, spüren den Atem des Nebenmanns und halten jeden Schlaf in dieser Verkrümmung unmöglich. Es sind dünne und dicke Pferdedecken ausgegeben, und wer zufällig eine dicke erwischt hat, kann sich ihrer nicht immer kampfflos erfreuen. Unsere schmutzigen Schuhe und den Rock haben wir ausgezogen, die Schuhe sind unser Keilkissen, der zusammengerollte Rock und die Mütze das Kopfkissen. Die Stütze ist hart wie der Stein, auf dem der biblische Jakob geträumt hat. Entkleiden dürfen wir uns nicht. Wer noch einen Brotrest für den nächsten Tag aufbewahren will, hat ihn in der Hosentasche.

Mich bedrückt dieses Nachtlager nicht. Ich empfinde es komisch, grotesk und lache in mich hinein. So müßten unsere Frauen uns sehen. Würden sie auch lachen? Wir sprechen mit unseren Nachbarn; meiner ist Dr. Alfieri, aus Österreich stammend, der Typ des braven Soldaten Schwejk. „Bist du nicht der Neffe von Gerta Roth? Was sagst du eigentlich zu diesem Zustand? Auf dem Rücken liegen ist hier eine Orgie, was? Schnarchst du eigentlich? Schönen Platz haben wir uns hier ausgesucht, wie? Der Dicke hinter uns macht Musik, der pfeift ja durch die Nasenlöcher, hör mal, wie der pustet! Ich glaube, das ist kein Mensch, das ist ein Nilpferd!“- „Was wiegst du eigentlich, Alfieri? Doch auch über zwei Zentner? Der Dicke dort muß mindestens drei wiegen. Wie der aussieht! Ich glaube, der hat Basedow. Der wird nicht durchhalten. Hast du den Längen gesehen, den Historiker? Der sieht aus wie der Tod, und taub ist er auch. Der hört kein Kommando. Der wird nicht lange machen!“

Ich spreche nüchtern aus, was jeder beobachtet hat; aber wir erschauern. Das da sind kranke Menschen, doch sie würden leben, ungefährdet leben draußen, in der Freiheit, unter den gewohnten Bedingungen. Dieses Lager wird ihnen ihr Leben rauben, wird sie morden. – „Wollt ihr endlich den Mund halten“, schreit der Blockschreiber. Und nun folgt der ‚Abendsegen‘, den uns der geschwätzig Frankfurter täglich gibt. Manches, was er sagt, ist nützlich, vieles großspurig und unwichtig. Dann erscheint Karl, gibt uns Winke für das morgendliche Waschen, das mit entblößtem Oberkörper erfolgen muß und sagt alles, was er uns über die Lagerordnung zu berichten hat, humorig und mit gesundem Mutterwitz. Plötzlich wird er scharf und bitter: „Ins Revier oder zur Ambulanz dürft ihr Juden nicht. Für Juden gibt's kein Revier, für Juden gibt es keine Ambulanz, für Juden gibt's nur einen Sarg!“ Er hat wörtlich zitiert, was bei der Befehlsausgabe von der Lagerführung angeordnet wurde. „Ich kann nichts machen. Tut mir leid. Gute Nacht.“ Und Karl geht in den Tagesraum. Langsam beginne ich zu begreifen, wer krank ist, wird nicht in die Krankenstube, das Revier, geführt; wer sich verletzt hat, wird von der Ambulanz nicht verbunden. „Für Juden gibt es nur einen Sarg“. So ist das hier! -

Das Licht wird ausgelöscht, wir versuchen zu schlafen. Drüben stöhnt einer, dort röchelt es. Asthma, denke ich. Aus einer anderen Ecke klingt es wie ein Schluchzen. Ja, für weiche Leute ist das hier kein Aufenthalt. Nebenan im Tagesraum brüllt jemand plötzlich ‚Achtung‘! Es wird Licht. Zwei Scharführer stehen in der Tür und feixen. Wir wollen aufspringen, aber sie kommandieren gnädig: „Weitermachen!“ . Das heißt also in diesem Fall: Liegen bleiben.

„Wer ist hier vorbestraft?“ Einer meldet sich. Unsere Wärter sind sehr verwundert, daß der neue Fang im Unterschied zum Juni „keine Vorbestraften“ enthält.

„Was bist du von Beruf?“, herrscht der SS-Mann einen anderen Häftling an.

„Rechtsanwalt“.

„Aha – mit der Kontoristin Rassenschande getrieben! Schwein! – Was bist du?“

„Arzt“.

„Wieviel Abtreibungen hast du gemacht, Saujud?“

Schweigen.

„Keine Abtreibung? Keine Rassenschande, was? Immer fette Judenweiber gehabt, ne? Dicke, fette, wie? – Was bist du?“

„Kaufmann“.

„Aha, deutsche Volksgenossen be...? Hat aufgehört, Gott sei Dank! Den Staat um Steuern betrügen, was? Hat euch so gepaßt! Um wieviel Steuern hast du den Staat betrogen?“

„Ich habe nicht betrogen.“

„Frech wird der Kerl auch noch! Das ist eine Elite. Vollgefrissenes Judenpack! Na, den Bauch werden wir euch schon wegbringen, da könnt ihr sicher sein!“

Sie grinsen über ihren Witz und gehen laut lachend aus dem Saal. Ein Stubenältester ruft: „Achtung“ und sieht durchs Fenster, daß die beiden die nächste Baracke beglücken. „So“, meint er, „Da habt ihr den Salat. Wie oft sollen wir euch noch sagen, daß ihr ruhig bleiben sollt. Sie werden euch noch rausholen, dann könnt ihr die ganze Nacht ‚Sport‘ machen oder draußen stehen oder ‚rollen‘. Die haben uns schon im Hemd in der Nacht ‚rollen‘ lassen. Als ob ihr keinen Verstand hättet!“

Wieder geht das Licht aus; es mag 8 Uhr 30 sein. Hoffentlich haben wir jetzt Ruhe. Hüsteln. Schnarchen, Unruhe, die vom Versuch herrührt, sich zu recken und sich auf die andere Seite zu legen – langsames Einschlafen. Durchs Fenster sehe ich das müde Licht, das den Gang in der Nachbarbaracke erleuchtet. Sonst ist alles dunkel. Doch ab und zu wird die Lagerstraße taghell. Das ist der Scheinwerfer, der von den Wachtürmen kommt. Die Blockeingänge sind nicht verschlossen; aber wer hinausgeht, auf den wird ohne Warnung geschossen – wenn in der Baracke etwas passiert, kann der Blockälteste eine Notlaterne auf die Straße werfen. Dann schießt der Posten nicht. Sonst ist jeder Schritt aus der Baracke Selbstmord. In Buchenwald haben einige Häftlinge, darunter ein Kaufmann Krebs aus Berlin, ihrer Qual so ein Ende gemacht.

Wie es auch immer kommt, denke ich, den Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Sollen sie mich zu Tode hetzen! Ich will versuchen, so lange auszuhalten, wie es nur geht. Freiwillig trete ich nicht ab. Das war nicht Lebenshunger – der kam erst später – sondern Trotz, politischer Trotz, der dem Feind den leichten Sieg nicht gönnt. Neben mir scheint alles zu schlafen. Der Dicke bläst und pfeift beim Luftschnappen wie ein kakophonisches Orchester. Wenn es Preise für Wettschnarchen gibt, wird sicherlich der erste an Rechtsanwalt Horwitz fallen.

„Hau doch dem Dicken auf den Kopf“, rät Alfieri. Ich tue das. Der Dicke preßt etwas wie „Rücksichtslosigkeit, Unverschämtheit“ durch die Nase. Dann siegt die Müdigkeit und ich schlafe. Was ist das? Verfluchte Schweinerei, wer tritt mich denn da? Ach, das sind die Läufer, die sich in die Latrine tasten. Sie kriechen über unsere Leiber und müssen uns treten. Es gibt ja keinen Gang, und es gibt kein Licht, wie sollen sie sich zurecht finden? Ein alter Mann, der über meine Füße stürzt, zu Boden fällt und sich und mich schlägt, schluchzt. Er schluchzt nicht, weil er sich geschlagen hat. In solchen Augenblicken überkommt ihn und uns alle die Trostlosigkeit dieses Lebens hier. Noch vor ein paar Tagen hat uns bürgerliche Be-

haglichkeit umgeben, und heute müssen wir auf allen Vieren kriechen, um unsere Notdurft zu verrichten.

Dieses Wandern stört uns jede Nacht. Es ist quälend für den, der fürchten muß, mit jedem Schritt seine Kameraden zu treten und schmerzhaft erschreckend für die Getretenen. Später hat man versucht, uns so zu legen, daß ganz schmale Gänge entstanden, in denen die nächtlichen Wanderer wenigstens Fuß vor Fuß setzen konnten. Mochte der tägliche Kampf um die Lagerstätte, das Betteln um wärmere Decken – im Laufe der Zeit, als die Entlassungen es gestatteten, wurden zwei Decken ausgegeben – noch so widerwärtig sein; mochte das Hüsteln, Stöhnen, Schnarchen und Treten noch so sehr stören: der Augenblick, in dem wir uns aufs Stroh legen durften, war der Schönste unseres Tages. Ruhe, Ruhe – die Quälgeister kamen ja nicht jeden Abend.

Allerdings, wenn das Licht verlöscht war, jagten uns die Gedanken durch den Kopf. „Gestern Abend noch freie Menschen und heute?“ Wie heißt es in der Haggada¹¹⁷? „In diesem Jahr Knechte, im nächsten freie Leute.“ Umgekehrt – gestern noch freie Menschen und heute Sklaven. Im nächsten Jahr aber. . . Es überkommt uns eine abergläubische Scheu, nicht an das nächste Jahr zu denken. Dieses Jahr haben wir alle unsere Familie ernähren können. Was wird im nächsten sein? Vielleicht verenden wir in diesen Mauern. Aber die Mehrzahl erlöste der Schlaf wenigstens für Stunden. Da es keine Uhr gab, wußten wir nicht, wie lange wir schliefen und wie lange wir dem neuen Tag entgegen wachten. Dieses Wachen war qualvoll, und doch – wir lagen immerhin, und die Körperwärme der Kameraden ließ zum Beispiel mich nicht frieren. Später kauften wir gemeinsam einen Wecker für Karl. Dann schlich ich, wenn der Schlaf zu Ende war, in den Tagesraum zu der Ecke, in die sich Karl auf einen Strohsack gebettet hatte. Der Dämmerchein von drüben ließ mich die Ziffer nicht erkennen, und so wartete ich, bis wieder einmal der Scheinwerfer über die Lagerstraße strich. Dann las ich: 2 Uhr 30. Also noch zweieinhalb Stunden Zeit bis zum Wecken! Wie reich bin ich: noch zweieinhalb Stunden gefahrlos leben können, zweieinhalb Stunden Ruhe, allein mit seinen Gedanken, vielleicht sogar mit seinen Träumen in dieser Muße, in der es sonst kein ‚Allein‘ gibt! Ich lege mich wieder hin, ich dämmere wieder ein, bis mich der Lichtschein aufschnellen läßt. Wenn es hell wird, müssen wir im Augenblick vom Boden aufspringen. Wer liegen bleibt, gilt als Faulenzer und Gehorsamsverweigerer. Die SS ist früher aus dem Bett als wir. Sie schleicht im Dunkeln in die Baracken und steht augenblicklich im Schlafraum, wenn das Licht aufblitzt.

„Könnt ihr nicht aufstehen, ihr faulen Hunde, ich werde euch Beine machen“ und dann beginnt die wohlbekannte Übung des ‚Hinlegen – Auf, Hinlegen – Auf‘ in dieser Enge, wo alles durcheinander stürzt, die Alten sich keuchend hoch zwingen, um sich gleich wieder klatschend fallen zu lassen, das alles unter schallendem

¹¹⁷ Die Haggada ist eine volkstümliche Pessach-Erzählung zur jüdischen Geschichte, die der Vater zu Beginn dieses jüdischen Familienfestes am ersten oder zweiten Pessach-Abend vorliest.

Lachen und Höhnen der SS-Bengel. Sie wissen genau, daß wir nicht faul sind, aber der Spaß am Quälen treibt sie zu uns. Sie kommen in den Schlafsaal, stören uns in der kärglichen Frühstückszeit im Tagesraum und plagen uns im Waschraum. 350 Menschen müssen sich da binnen 25 Minuten waschen. Wir halten den Mund unter der Leitung und spülen ihn so, begießen uns die Brust und den Kopf, einer steht hinter dem anderen, um rasch ein paar kalte Schauer zu erhaschen, dann halbnackt in den Gang zu stürzen und dort das Hemd auszuziehen. Denn ziehen wir es schon im Waschraum nach dem Waschen über, dann wird uns der Blockführer sicherlich beschuldigen, wir hätten uns verbotswidrig im Hemd gewaschen. Erklärungen gibt es ja nicht, und so setzt es Meldung, die offizielle Bestrafung nach sich zieht. Sind unsere Peiniger milder gestimmt, dann schlagen sie dem Sünder nur ein paar Ohrfeigen oder begießen ihn mit Wasser. Bei besonders guter Laune empfehlen sie ihn der Fürsorge des Blockältesten. Dann brüllt Karl lauter als ein Sturm SS-Leute: „Du Schweinehund, mit dir rechne ich ab, na warte nur. Du kannst heut etwas erleben.“ Ist der SS-Mann draußen, ordnet Karl ‚drakonische‘ Strafen an. „Du wäschst heute das ganze Geschirr ab!“ – und er zwinkert mit den Augen. Dem Waschraum-Galopp war der Weg zur Latrine vorausgegangen. 60 Männer in einem Raum, einer hinter dem anderen stehend, in widerwärtig stinkender Luft, welch fürchterlich Umstellung! Der Zivilisationsmensch, der für seine Bedürfnisse Anonymität beansprucht, ist binnen 24 Stunden ein Herden-Stück geworden.

Am Sonnabend, den 12. November nähen wir noch immer, putzen und fegen. Beim Mittagessen, das wir am Boden kauern oder stehend verschlingen, unterhalten sich zwei kulinarische Sachverständige über das Mahl in unserem Blechnapf. Dr. Zwillenberg, Mitinhaber des Warenhauskonzerns Tietz, der Mann mit den berühmten Lebensmittel-Abteilungen und ich. „War gar nicht schlecht, wie? Wohl gewärmtes Corned beef mit Kartoffeln.“, – „Ja, muß wohl so was gewesen sein. Wirklich gut zubereitet. Schmeckt fast wie Gulasch.“ Wir sind, wie sich herausstellt, sehr schlechte Sachverständige. Es war nämlich ‚Polaris‘, konserviertes Walfischfleisch, was wir da gegessen hatten¹¹⁸. Selbst um diese edle Kost hat man sich später gerissen, und ich hätte oftmals gern eine zweite Schöpfkelle mit Walfisch-Gulasch-Saft über meine trockenen Kartoffeln geschüttet. Die ‚alten Juden‘ leckten ihre Näpfe förmlich aus, wenn es ‚Polaris‘ gab. Ob die widerlichen Furunkulose-Erscheinungen, unter denen bald viele Kameraden litten, von dieser Delikatesse herrührten, kann ich nicht beurteilen.

Scharführer Kaiser läßt uns exerzieren. Er ist Sachse, vielleicht 22 Jahre alt, sein Gesicht ist verwaschen, dumm, aber nicht roh. Er scheint gutmütig zu sein, kein Sadist wie seine Kameraden. Er fragt nach unseren Berufen und hört sie schweigend an. Nichts von den lagerüblichen Reaktionen. „Also Rassenschänder, Ab-

¹¹⁸ Die Geschichte, daß die Gefangenen in Sachsenhausen Walfischfleisch essen mußten, taucht in etlichen Schilderungen ehemaliger Häftlinge auf, ist allerdings anhand der überlieferten Dokumente nicht zu belegen.

treiber“ usw., die die gelehrigen Unterführer vom Geist des Kommandanten und seines Lagerführers entliehen haben. Dieser Junge schweigt! Spürt er durch die schändliche Zuchthaus-Kleidung hindurch etwas von der Leistung und Würde der Menschen, die hier vor ihm stehen? „Kaufmann, Musiker, Richter, Angestellter, Arzt, Chemiker, Lehrer.“ Vor sechs Jahren hat Kaiser zu solchen Männern aufgesehen. Er scheint nicht so gründlich vergessen zu haben wie die anderen. Nach einiger Zeit kommandiert er ‚Rühren‘, geht in die Baracke und unterhält sich drinnen mit dem Blockältesten.

‚Achtzehn‘ wispert es vom Flügelmann her, ‚Vierkant‘ wälzt sich heran, Eisfeld, der Lagerführer, begleitet ihn. Wir reißen die Mützen herunter. Fleischermeister Golombeck, Führer eines Regiments SS, das immerhin die deutschen militärischen Abzeichen trägt, mustert uns und knirscht gütig und väterlich! „Nehmt euch ja in Acht, sonst gibt's 25 auf den...!“ Kein Grund für diese lebenswürdige Ermahnung, aber der neudeutsche Fronvogt hält solche Drohungen für pädagogisch. Sein blonder Begleiter übertrumpft ihn: Er tritt mit dem Stiefel, wer ihm gerade zunächst steht. Er ist etwa 40 Jahre alt, also 15 Jahre jünger als der Herr Oberführer und stammt aus Halle, wo sein Vater Kolonialwarenhändler ist. Aus Halle stammt Heydrich, der wirkliche Chef der Gestapo, der Mann mit der fliehenden Stirn, der ‚Mörder‘. Eisfeld könnte sein Busenfreund sein, sein getreuer Nacheiferer ist er sicher.

In der Baracke hat Karl einen Mann liegen lassen, der ganz leise um Wasser wimmert. Er bittet, daß wir das Fenster an seinem Kopfende öffnen. Dr. Peiser bemüht sich um ihn. Am nächsten Morgen wird das Wimmern noch flehender: „Kamerad, gib mir einen Schluck Wasser!“ Ich frage Dr. Peiser, was dem Armen fehlt. „Zucker“, sagt der Arzt, „Koma; ich kann nichts tun, ich habe kein Insulin.“

„Darf ich ihm Wasser geben?“

„Du kannst nichts mehr verderben.“

Ich sehe in das wächserne Gesicht und beginne zu begreifen, daß dieses menschliche Wesen verbrennt. Fünf Minuten von uns entfernt ist das Revier. Dort mag es Insulin geben. Aber: ‚Für Juden gibt es nur einen Sarg‘. Wir knien bei dem Röchelnden nieder, geben ihm Wasser, schaffen ihm Luft, indem wir ein Barackenfenster öffnen. Dann aber müssen wir zum Zählappell hinaus, und Karl verlangt, daß auch der Todkranke hinausgeht. Zwei Kameraden fassen ihn unter die Arme – er kann nicht mehr gehen –, sie tragen ihn hinaus. Wir stehen zum Appell angetreten und werden gezählt; erst von Karl, dann vom Blockführer. Wir stehen ‚stillgestanden‘, der Appell dauert zwanzig Minuten. So lange hängt der Menschenrest in den Armen seiner Nebenleute, dann tragen sie ihn auf das Stroh zurück.

Mittags wiederholt sich der Appell: wieder wird der Sterbende hinausgeschleppt, wieder hängt er – ‚stillgestanden‘. Abends ist zum dritten Mal Appell. Es hilft nichts! Wer nicht tot ist, muß antreten. Niemand darf beim Appell in der Baracke sein, wenn das Lager gezählt wird. Dreimal am Tage müssen wir Hans Hirschmann, Handelsvertreter aus Berlin, zum Appell schleppen. Auch Karl kann nicht helfen. Drinnen, wenn wir ihn wieder aufs Stroh legen, wimmert es leise aus dem schon spitzen Mund: „Gib mir Wasser, ich muß ja doch sterben.“

„Hast du gesehen, wie einer von den Braunen den Zuckerkranken geschlagen hat?“

„Unmöglich! Auch den?“

„Und wie!“

Sonst sprechen wir kein Wort über das Verenden, dessen Zeuge wir sein müssen, ohne helfen zu können. Am nächsten Morgen hängt er wieder zwischen zwei Kameraden, die Hände um ihren Nacken gekrallt. Sie fassen ihn fest, weil er völlig kraftlos ist. Sein Kopf liegt auf der Brust, das Gesicht hat kein Leben mehr, die Augen sind geschlossen. Wenn er doch endlich erlöst wäre!

„Stillgestanden!“ – Die Meldung ist vorüber. „Rührt euch!“ Der Blockführer – es ist nicht Kaiser, der den Appell abnimmt – geht fort. Die beiden Kameraden wollen den Sterbenden rasch auf sein letztes Lager tragen. Da dreht sich der Blockführer um, wendet und geht langsam auf die Gruppe zu. Er sieht, daß da zwischen den Schultern etwas hängt, was einmal ein Mensch war. Das Bild muß er kennen: Es ist doch der Gekreuzigte, der mit ausgebreiteten Armen, herabgesunkenem Kopf und erloschenen Augen leidet. Jetzt habe ich sie gesehen, die Kreuzigung, anders als auf den idealisierenden Bildern der Italiener. Nur ein Greco hat dieses Verenden, dieses Absterben so zu malen gewagt. Aber die Bestie in menschlicher Gestalt grinst nur: „Wer hat euch erlaubt abzurücken? Der Block tritt ab. Die drei bleiben stehen! Ich werde euch anstreichen, ohne Befehl abzurücken!“ Und während wir abschwirren, um zur Arbeit eingeteilt zu werden, muß die Kreuzigungsgruppe weiter vor der Baracke stehen.

Als wir am Abend von der Arbeit zurückkehren, fragt Karl laut unseren Block: „Wer kennt Hans Hirschmann?“

„Hier, hier, hier!“

„Der Mann ist tot.“

Sonst sagt er nichts, aber er fühlt wohl das Gleiche, wie wir, die wir diesen Anblick niemals vergessen werden. Ich hörte später von dem Schauspieler Max Ehrlich, daß Hirschmann sein Wohnungsnachbar war. Er hatte mit täglicher Insulinzufuhr gelebt und ist wie so viele gestorben, weil sie plötzlich unterbrochen wurde. Er war 32 Jahre alt; ich hatte ihn für 55 gehalten. Seine Frau soll das verbrannte Gesicht im Leichenschuppen kaum noch erkannt haben.

Am Sonntag, den 13. November, werden die ‚neuen Juden‘ für die verschiedenen Arbeitskommandos eingeteilt. Das Lager ist wie an jedem Wochentag ausgerückt. Hier gibt es keinen Sonntag und keinen Feiertag. „Ja, in Dachau“, schwärmen die Stubenältesten, „da hatten wir es gut. Am Sonnabend um elf Uhr ist dort Schluß, und der Dienst beginnt erst wieder am Montagmorgen. Da hast du deine Ruhe. Hier aber ist die Hölle. Der vorige Lagerführer hat uns wenigstens einmal im Monat einen freien Sonntag gemacht, aber der Satan...“ Alle Häftlinge unter 45 Jahren werden für die ‚Klinker‘ eingeteilt. Wir machen lange Gesichter. Der Blockschreiber redet uns gut zu: „Die ‚Klinker‘ haben auch ihren Vorteil: die Postenkette kommt nicht so nah an euch heran. Ich würde lieber auf die ‚Klinker‘ als auf die neue Siedlung gehen.“

Aber noch ist uns ein Tag geschenkt. Wir stehen am Vormittag vor unserer Baracke und jede fünf Minuten wird ein Mann zum Rasör gerufen. Endlich haben wir wieder ein sauberes Gesicht. Am Nachmittag stehen wir wieder auf der Lagerstraße, neben uns die anderen Blocks. Wir stehen uns die Beine in den Leib. Ein alter Mann ist aus der Nachbargruppe fortgelaufen und scheint etwas zu suchen; ein Westpreuße nach seinem Tonfall. Der Blockälteste faßt ihn am Arm: „Mach, daß du ins Glied zurückkommst!“ Der alte Mann lächelt: „Ich wohne doch in der Preußenstraße.“ Der Blockälteste versteht nicht: „Ich wohne doch in der Preußenstraße.“ Jetzt beginnt der Blockälteste zu begreifen: „Mach keine Sachen, geh zurück!“ – Der Alte reißt sich los und lächelt überlegen: „Preußenstraße 41, da wohne ich doch. Ich muß doch in die Preußenstraße, was willst du denn von mir?“ Ob der Alte geisteskrank war, ob diese Tage eine Geistesstörung ausgelöst hatten – ich weiß es nicht.

Wir stehen viele Stunden nutzlos umher. Nur gut, daß die Novemberluft warm ist. Es hat nicht geregnet, der Boden ist trocken. Die Frommen unter uns empfinden dieses Wetter als eine gütige Fürsorge des Schicksals, das die schuldlos Leidenden so vor den Unbilden und der Gefahr der Witterung behütet. Was aber soll aus uns werden, wenn sich der Himmel grau und winterlich wandelt? Die Zuchthäuslerjacken sind aus deutscher Ersatzwolle gewebt. Die schützt nicht vor Kälte. Wir sind zwar noch bevorzugt, haben Mützen, speckige, verschiedene Gefängnis- oder Militärkappen, aber immerhin Mützen. Die da drüben, ein, zwei, drei, vier Blocks, ja mehr noch, haben keine. Die Kammer war auf diesen Ansturm nicht vorbereitet. Am Nachmittag sollen wir eine Karte nach Hause schreiben dürfen. Das Porto für alle Juden haben drei Kameraden verauslagt. Wir werden ihnen die 900 Mark, die aus ihrem Depot entnommen wurden, später zurückgeben, wenn wir unser Geld ausgezahlt erhalten; denn jetzt bekommen wir noch kein Geld. Wir dürfen nichts in der Kantine kaufen, zur Strafe für den Mord, den wir begangen haben. Wir dürfen auch nicht rauchen, zur Strafe für unseren Mord.

Zur Strafe für den Mord haben die ‚alten Juden‘ am 9. November ‚Sport gemacht‘. Um fünf Uhr morgens sind sie aufgestanden, um fünf Uhr nachmittags sind sie von den ‚Klinkern‘ zurückgekehrt; die anderen Blocks durften abrücken, die 450 Juden aber haben ‚Sport gemacht‘. Sport nach allen Regeln der Menschen-schinderei: Kniebeuge in zehn Zeiten. Hüpfen in Kniebeuge so lange, bis man umfiel. Dauerlauf, Hinwerfen und Rollen. Auf und Nieder, wieder Dauerlauf und das fünf Stunden hintereinander! Als sie dann in ihre Baracken sanken, hatte man ihnen ihr Brot und ihr Abendbrot weggenommen. Zur Strafe für den Mord! Zur Strafe für den Mord hat man den jüdischen Menschen in der Provinz ihre Wohnungen zertrümmert und ihre Habe zerstört! Zur Strafe für den Mord hat man uns eingefangen, läßt man unsere Kranken sterben, gibt es kein Revier, keine Ambulanz für Juden – zur Strafe für den Mord.

Vor unserer Gruppe steht der ‚Eiserne Gustav‘. Er hat eine Nase wie ein Korkenzieher, sein Gesicht ist eine ganz gewöhnliche Verbrechervisage, Rohheit und Dummheit in einem. Er spricht einen Häftling an, wir anderen stehen, Mützen ab, stramm.

„Was bist du?“

„Kaufmann in Berlin.“

„Haben sie dir deinen Laden eingeschlagen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hoffentlich! Bestimmt! Einer von euch hat doch einen von uns ermordet, ihr Lumpen, ihr Drecksäcke! Sie haben dir dein Geschäft eingeschlagen, verstehst du? 's recht so! Und mit dem Be... ist es auch vorbei! Ihr dürft nicht mehr schachern, es gibt keine jüdischen Geschäfte mehr – 's recht so! Habt ihr nicht gelesen? Das neue Gesetz? Nein? Ihr dürft das Volk nicht mehr betrügen, ihr Gauner. Und eine Milliarde müßt ihr auch zahlen, ihr Strolche! 's recht so!“

So erfuhren wir zum erstenmal von den Göringschen November-Verordnungen. Irgendwer hatte einen Gesprächsfetzen aufgefangen, und alle möglichen Gerüchte hatten sich an die Worte ‚Gesetz‘, ‚Milliarde‘ geknüpft. Es schien uns ziemlich gleichgültig, was draußen geschah. Die meisten waren überzeugt, daß die Juden ohnehin nicht mehr in Deutschland bleiben konnten und hatten nur einen Gedanken: auswandern, um hier herauszukommen. Mir selbst war der Gedanke der Auswanderung noch immer fern, und in der ersten Karte, die ich an Eva schrieb, wußte ich nichts Wesentliches darüber mitzuteilen. Lilienthal und ich unterhielten uns über den Sinn der Massenverhaftung: Natürlich sollte sie einen unmittelbaren Druck auf die Auswanderungsbereitschaft ausüben. Aber wie eine Massenauswanderung durchführen? Daß man uns, wie ein Gerücht es wissen wollte, nur so lange in Haft halten würde, bis Herr vom Rath beerdigt war, mochten wir nicht glauben; dazu war der Aufwand zu groß.

Am Morgen des 14. November marschierten wir also zu den ‚Klinkern‘ aus. Zum erstenmal passierte ich das ‚Tor‘, an dem SS-Offiziere und Scharführer die ausrückenden Züge wie eine Schafherde zählten. Je fünf marschierende Reihen wurden mit Stöcken getrennt, wobei die Stockschläge je nach Laune leicht oder kräftiger waren. Kaum waren wir aus dem inneren Lager herausmarschiert, da umschwärmten uns ‚die Posten‘, die wir bis dahin noch nicht kannten. Es waren SS-Rekruten, 17 bis 19 Jahre alt, in brauner Uniform mit einem Feldkähpi, den Karabiner über der Schulter. Beim Weg durchs Tor hatten wir die Mützen herunterzureißen, die Hände scharf an die Hosennaht zu legen und Blick starr nach vorn zu richten.

Unsere ‚alten Juden‘ hatten uns schonend verschwiegen, was der Weg zu den ‚Klinkern‘ bedeutete. Unmittelbar hinter dem Lagereingang und der Schildwache begann das Martyrium. „Wollt ihr singen!“, keiften die Bengel. Wir hörten, daß ganz vorn gesungen wurde, ein völlig unbekanntes Lied. Wir, der hinterste Zug der drei ausmarschierenden Regimenter, konnte unmöglich den Text verstehen. „Wollt ihr singen, ihr Drecksäcke!“ Sie schrien nicht, sie brüllten nicht: sie kreischten, ihre Stimmen überspitzten sich, es war ein dünnes, heiseres Bellen, das wir da hören mußten. Sie sprangen zwischen die Marschierenden, stießen mit den Kolben, traten mit den Stiefeln, wohin sie trafen, jagten uns, wie Hunde Schafe hetzen. „Wollt ihr laufen, wollt ihr aufgehen! Willst du heut abend im Krematorium liegen? Ich knalle dich nieder! Ich schlag dir den Schädel ein!“ – Sie ris-

sen den Karabiner von der Schulter und gingen in Anschlag. Während diesere ganzen Zeit liefen wir in scharfem Marschtempo über die Lagerchaussee, dann über eine Waldstraße, nein, wir jagten, stürzten vorwärts. An dem Waldweg eine Tafel: „Achtung, nicht weitergehen! Es wird ohne Warnung geschossen. Die Kommandantur.“ Ach so, der Wald führt in menschliche Gegenden!

Es trabt sich schwer im märkischen Sand, aber uns peinigen Gebell und Kläffen mehr als der unwegsame Weg. Da drüben eine Brücke, unter ihr fließt der Kanal. Das ist die Mark, unsere Mark, durch die wir so oft gewandert sind. Unten am Kanal stehen Zivilisten. Die müssen doch sehen, wie man ihre Volksgenossen treibt, schlimmer, als je eine Herde Vieh getrieben wurde. Dabei ist keine Ursache zu Treiben. Wir marschieren in militärischem Tempo und würden schon zur rechten Zeit ankommen, wenn die kleinen Hunde nicht immer zwischen die Gruppen springen, puffen, schlagen und das Bein stellen würden. Die SS-Offiziere fahren auf Rädern mit und scheinen sich an der Tüchtigkeit ihrer Rekruten zu weiden. Jetzt geht es durch Gebüsch am Kanal entlang. Das ist kein gebahnter Weg mehr, das ist der fließende märkische Sand, in den man tief einsinkt. „Wollt ihr laufen!“ – Ein Offizier kommt auf einem Schimmel an uns vorüber. „Guten Morgen, Herr Oberführer“, grüßen die Offiziere. Vierkant macht seinen Morgenritt. Der Schimmel hat eine schwarz-samtene Satteldecke, auf der in Silberstickerei Totenkopf und gekreuzte Knochen, die Zeichen der SS, blinken. „Wie weit ist es noch zu den Klinkern?“ „flüstere ich außer Atem meinem Nebenmann zu – „Fünf Minuten.“ – Ein Tor, ein freier Platz mit Geräteschuppen, Baubüros und Baracken. Wir werden hineingetrieben. Endlich können wir wieder stehen. Aber die Posten geben auch hier keine Ruhe: „Du hast ja Tangoschuhe an!“, und schon drücken sie ihren Stiefelabsatz auf die Fußspitzen des Kameraden. Der österreichische Dialekt, den sie sprechen verliert seine Liebesswürdigkeit, wenn er zu Ansprachen dieser Art mißbraucht wird.

Wieder setzt es, ohne jeden Grund, nur aus Lust an der Qual, Stöße in den Nacken oder Knallschoten (Ohrfeigen). Ein Sturmführer, der also die Achselstücke des deutschen Reichsheeres trägt, nimmt sich zwei Juden vor, weil – nun weil sie ihm im ersten Glied gerade zunächst stehen:

„Schlagen Sie ihrem Nebenmann eins in die Fresse!“

Der Angesprochene zögert.

„Haben Sie nicht gehört, Sie sollen ihm in die Fresse hauen.“

Der Häftling zögert noch immer.

„Na, wird's jetzt endlich?“

Jetzt schlägt der Jude zu.

„Jetzt schlagen Sie“, bedeutet er dem Geschlagenen, „dem Kerl hier eins in die Fresse!“

Und auch das muß geschehen.

Wir schwärmen, in Gruppen eingeteilt, über ein weites Gelände. Wir dürfen nicht gehen, sondern müssen im Laufschrift hinter dem Vorarbeiter hertraben; Laufschrift gehört zum Klinker-Komment. Ein Gebäude sieht wie eine Luftschiffhalle aus, ein anderes wie eine Fabrik. Durch das Gelände fahren Loren-

Bahnen, Feldloren und Eisenbahn-Loren, die eigentlich von einer Lokomotive gezogen werden müssen; aber hier hat man menschliche Pferde vorgespannt, die billiger sind als der billigste Heizstoff. Es scheint mir, als ob hier ein Werk von riesenhaften Ausmaßen, das viele Quadratkilometer umfaßt, entsteht. Auch hier war vor kurzem noch Wald. Jetzt ist er gerodet, ein Teil des Bodens schon planiert, der andere wartet auf uns. Der Vorarbeiter ordnet an: „Sandlaufen wie in Dachau! Zieht die Jacken aus! Jetzt fahrt in die Ärmel, so daß der Jakenrücken vorn auf die Brust kommt. Jeder knöpft seinem Nebenmann die Jacke auf dem Rücken zu. So, nun habt ihr vorn eine Schürze. In die kommt der Sand. Wir haben keine Schaufeln, also nehmen wir die Jacken. Und nun im Laufschrift dort hinten hin. Dort nehmt ihr den Sand auf, lauft damit zur Planierungsstelle, werft ihn ab und sofort wieder zurück, um neuen zu holen. Ihr müßt hintereinander in der Kette laufen, die Kette darf nicht abreißen. Immer im Kreise laufen, immer schön laufen, kein Abstand! Los – Bewegung, Bewegung!“

An einem Sandhaufen stehen ‚asoziale‘ Kameraden und schaufeln uns Sand in die Jacken-Schürze. Zwei BVer fungieren als Vorarbeiter. Sie sind rücksichtslos, schreien und treiben uns an, als wären sie SS-Leute; so wollen sie sich lieb Kind machen. Ich trabe zunächst ziemlich langsam und sehe, daß etwa 400 Meter von uns entfernt, ähnliche Ketten auch „Sand-Laufen“. Zweihundert Meter von der Auflade-Stelle wird der Sand zu Boden geworfen. Auch dort steht ein BVer, ein älterer Westfale, aber er ist ruhig und trocken-freundlich. Wir traben in erträglichem Tempo zurück, verschnaufen eine Viertelminute und wandern mit neuer Ladung los. Was ursprünglich leicht schien, dieses Trippeln durch den märkischen Sand, strengt auf die Dauer an. Wir blicken nach der Sonne. Ist wirklich erst eine Stunde vergangen? Um 12 Uhr ist Mittagsappell; wenn es jetzt halb neun ist, müssen wir noch 3½ Stunden im Kreis laufen. Da haben die ‚Stampfer‘ es dort drüben besser. Die stampfen mit ihren Holzhämmern recht langsam und gaffen uns an: So viel Juden und ‚solche‘ Juden haben sie noch nicht gesehen; denn wir sind ja ‚politische Juden‘, wie unser rot-gelber Davidstern ankündigt, ihre jüdischen Kameraden vom Juni sind ‚asozial‘ wie sie selbst.

„Ihr müßt mit den Augen arbeiten, sonst geht ihr vor die Hunde!“ – „Mensch, dein Speck geht in vier Wochen runter“. In meiner Kette läuft Rechtsanwaltschaft G. L., hinter ihm der hagere Regierungsrat B., der sich seine Schürze ganz voll hat laden lassen – so eifrig darf man nicht sein, denke ich. „Achtzehn, der Oberscharführer kommt!“

Dicke Luft! SS-Oberscharführer Bugdalle¹¹⁹, der Verwalter der Klinkerwerke,

¹¹⁹ Reichmann schrieb den Namen dieses SS-Mannes nach dem Hören: Bogalle. Richard Bugdalle war nach dem Zeugnis des kommunistischen Häftlings und zeitweiligen Lagerältesten Harry Naujoks „der hinterhältigste und gewalttätigste“ der SS-Führer, der heimlich nur „Brutalla“ genannt wurde. Bugdalle wurde 1960 wegen vielfachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt. Vgl. Harry Naujoks, *Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten*, bearbeitet von Ursel Hochmuth, Köln 1987, S. 179–185.

stapft mit einem Kameraden durch den Sand. Er bleibt vor unserer Kette stehen, kreuzt die Arme und sieht sich behäbig die ‚politischen Juden‘ an: „Schneller laufen! Wollt ihr wohl machen!“ Er geht ganz nah an die eben Laufenden und teilt Tritte aus, wohin der Stiefel gerade trifft. Ein paar bringt er zum Stürzen, und nun prasselt ein furchtbares Donnerwetter auf die Ungeschickten nieder, die ihren Sand beim Sturz verschüttet haben: „Zurück! Neuen Sand holen! Noch mal vorbei!“ Jetzt stellt er ein Bein. Ein vornehmer Sport! ‚Der deutsche Mann ist tapfer, offen, er vergreift sich nicht an Wehrlosen‘, haben wir gelernt. Hier arbeitet die Kerntruppe Adolf Hitlers mit Beinstellen und Fußtritten. Bugdalle rührt sich nicht vom Fleck; er hat Zuzug von drei Scharführern bekommen, die auch die ‚roten Juden‘ besichtigen wollen. „Wollt ihr wohl schneller laufen! Noch einen Zahn auflegen, noch einen Zahn auflegen! Schneller, schneller! Ihr Drecksäcke!“ Wenn ich in ihre Nähe komme, rase ich wie vom Teufel gejagt, mache eine geschickte Wendung wie ein Hase, der einen Haken schlägt und werde nicht getroffen; ein anderer bekommt leider den Tritt, die Auswahl ist ja groß. Wer aber den Haken allzu scharf schlägt, wird zurückgepiffen und muß noch einmal Spießruten-Laufen; dann sitzt der Tritt sicherlich im Knie, am Oberschenkel oder sonst irgendwo.

Nun laden und laufen wir schon eine halbe Stunde unter der grölenden Aufsicht der SS. Nur die jungen Leute vertragen den Rundlauf. Mein Herz ist erregt, ich japse nach Luft, die Alten können sich kaum noch halten. Aber das Einführungs-kolleg in die Praxis der Klinkerwerke wird fortgesetzt. Plötzlich macht einer schlapp. Er ist totenbleich, bleibt stehen, und als der Posten ihn anbrüllt, antwortet er leise und sachlich: „Erschießen Sie mich. Ich kann nicht mehr.“ Zu meiner Überraschung setzt es keine Ohrfeige, sondern der Bursche erwidert gedehnt und abwägend: „Tja, erschießen! Das könnte dir so passen! So einfach, wie du dir das vorstellst, geht das nicht. Erschießen! Lauf‘ weiter, wirst du wohl!“ Der Menschenautomat kurbelt sich von neuem mühsam an und versucht weiterzutrablen. Wieder suchen wir die Sonne, unseren einzigen Zeitweiser. Jeder Weg von der Auflade- bis zur Ablade-Stelle scheint uns eine Viertelstunde zu sein, während es vielleicht nur drei Minuten sind. Ich komme ächzend und in Schweiß gebadet bei dem westfälischen Vorarbeiter an und stöhne: „Ach Gott!“

„Ja, Junge“, sagt der, und ich horche auf, „Wenn es den gäbe, wärest du nicht hier. Aber warte nur, die Rache kommt! Wenn nicht heute, dann in einem Jahr und wenn nicht dann, so in zwanzig Jahren. Geh, tritt hiermal aus. Mehr kann ich für dich nicht tun.“ Jetzt kennen wir das probate Mittel, das uns wenigstens eine Minute neuen Atemholens gönnt. Dann müssen wir zurück in die Kette, und das Spiel geht weiter. So wie mir bekommt es allen, die nicht mehr ganz jung oder sportlich erzogen sind. Einer bricht zusammen: „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.“ Alle Leute stolpern vorwärts, bleich, verhärrt, stoppelbärtig, ein entsetzlicher Anblick.

Die SS-Burschen sind etwa 22 oder 24 Jahre alt, Bugdalle mag 30 Jahre sein. Sie strotzen vor Gesundheit, sie lachen, und es scheint mir fast, als ob sie sich ihrer Bösartigkeit nicht bewußt sind; sie spielen mit uns, übermütig, frivol, grausame

Kinder. Jetzt haben sie einen jungen, unförmig dicken Mann vor. Sein Gesicht flammt vor Röte, er ist klein, seine Hose viel zu eng und weit offen stehend, ein Bild des Jammers. Die strammen Scharführer sehen den Jammer nicht, sie schlagen sich auf die Schenkel und bersten fast vor Lachen über die Kugel, die sie an sich vorüberrollen lassen. Der Mann, der da mit erbarmungswürdig flehenden Augen an der SS-Gruppe vorüberhasten muß, wird bald zusammenbrechen, glaube ich. Das muß doch einen Herzschlag geben, einen gnädigen Herzschlag! Ich gestehe, daß ich ihn mir damals auch gewünscht habe. Die Pein dieses Gehetztwerdens ohne Unterbrechung, gepeitscht von den Rufen der Treibjagd, schien mir nicht mehr erträglich. Ich möchte auf das kichernde Ungeheuer zuspringen und ihm ins Gesicht schreien: „Siehst du nicht, daß das ein Mensch ist, der da röchelt? Du mordest ihn doch! Was hat er dir getan? Er hat doch auch eine Mutter wie du!“ Aber ich bin zu feige, aufzuschreien und neben mir sinken Menschen zusammen. Der Automat ‚geht nicht mehr‘, ist kaputt gemacht, die dicken grausamen Kinderfinger haben ihn zerbrochen. Da, endlich! Sie gehen fort, langsam, viel zu langsam, aber sie entfernen sich. Einmal noch drehen sich sie um, aber sie kommen nicht zurück. Heute abend sitzen sie wohl im nahen Oranienburg in der Kneipe und prahlen, wie sie die Juden geschunden haben.

Am Sonntag werden sie mit ihren Mädchen tanzen. Werden die Mädchen kichern, wenn sie hören, wie die Juden geschunden wurden? Die Kette geht nun in Schritt über. Wir schöpften Luft. Ein oberschlesischer BVer mahnt uns: „Ihr seid ja in einer Stunde tot, wenn ihr so weiterlauft! Das wollen die doch nur, die sind doch nicht glücklich, ehe nicht ein halbes Dutzend von euch weggetragen wird. Das haben die doch den ganzen Sommer so gemacht. Erst wenn ihr hier verreckt seid, sind die froh. Paßt mal auf, so müßt ihr laufen!“ Und er zeigt, wie man langsam auf der Stelle tritt oder ganz kleine Schritte macht, mit den Armen aber wild umherschlenkert, um große Anstrengung zu markieren. Auch die BVer an der Auflade-Stelle sind jetzt ruhiger geworden. Sie gestatten einigen Juden, denen die Zunge zum Hals heraushängt, sich hinter einem Sandhaufen zu verbergen. Andere, auch den kugelrunden Mann, der noch immer hochrot am Sandhaufen kauert, lassen sich durch zwei Kameraden zur Bau-Latrine führen. Der Weg dorthin ist lang, und der Arme wird sich in dieser Pause von seiner Erschöpfung erholen.

Mein Atem ist wieder da, das Herz ist wieder ruhig geworden. Es ist doch gut, daß der Herzschlag mich noch nicht gefällt hat. Drüben ziehen die menschlichen Pferde große Eisenbahn-Loren, aber obwohl zwanzig Männer vorgespannt sind, müssen noch viele stoßen, weil es bergan geht. In einer Kiesgrube, einer Ausschachtung von ungewöhnlicher Größe, schaufeln ein paar Hundert. Sie beeilen sich nicht. Aber eben nähert sich die SS-Gruppe, und jetzt beginnt dort ein neuer ‚Sport‘: Schaufeln nach Zeiten – Eins, zwei – Eins, zwei. Als ich am Abend die Kameraden von der Schaufelkolonne spreche, zeigen sie mir die Spuren dieses grausamen ‚Sports‘ an ihren Händen, die mit Blasen übersät sind.

Wir werden zum Kanal kommandiert und rennen im Laufschrift 400 Meter weit dorthin durch den Sand, über Gräben und unausgerodetes Wurzelwerk. „Junge, da geht’s mit Caracho“, sagt ein ‚alter Jude‘. Was Caracho bedeutet, weiß ich bis

heute nicht. Aber auf den ‚Klinkern‘ heißt es so viel wie ‚rennen, daß die Fetzen fliegen‘, ‚arbeiten, daß die Knochen platzen‘. Am Kanal liegt ein Kahn, der Zementsäcke gebracht hat. Sie wiegen jeder einen Zentner und sind aus Papier. Man muß sie aus dem Schiffsladeraum die Schiffstreppe und dann die Böschung hinauf etwa fünf Minuten lang bis zu einem Schuppen tragen, ‚in der Kette‘ tragen. Dann werden sie vorsichtig abgeladen, und die Kette bewegt sich ohne Pause im Laufschrift zum Schiff zurück. Aber als wir schon Schlange stehen, um uns die Last aufbuckeln zu lassen, werden wir plötzlich zu einer anderen Arbeitsstelle gejagt.

Später gab es fast jeden Abend Schreckensberichte von dieser Arbeit. Selbst Bauern und Viehhändler, die schwere körperliche Arbeit gewohnt sind, halten drei und vier Stunden Zement-Sack-Schleppen nur schwer durch. Es ist nicht das Gewicht allein, das drückt, es ist eine Kunst, den Sack im Gleichgewicht zu halten, und jeder, dem ein Sack vom Rücken gleitet, wird wegen Sabotage gemeldet. Schaufeln auf Kommando, wankende Gestalten, die unter der Last des Zement-Sacks keuchen, Sand-Laufen im Kreis: das habe ich doch schon einmal gesehen! Natürlich! Das ist ja Ägypten! So zeichnet die Hagada ihre rührend-einfältigen Bilder von unserer Fronarbeit im Lande Ägypten. „Und sie bauten dem Pharao zwei Städte, Pythom und Ramses.“ Auch wir bauen Pythom und Ramses für unseren Pharao. Hier entsteht das große deutsche Klinkerwerk, das den Hermann-Göring-Werken gehören soll. Ägypten, wirklich Ägypten! Nur – eintausend-neunhundertachtunddreißig Jahre nach Christus!

Jetzt, wo wir ohne Aufsicht der Fronvögte unseren Sand in der Jackenschürze tragen, kann man auch leise sprechen.

„Wie gefällt dir Ägypten?“ rufe ich zu Lö. hinüber.

„Durchhalten, Hans, durchhalten!“

„Was sagst du zu Pythom und Ramses?“ frage ich einen anderen.

„Ich war im Krieg in Frankreich gefangen, und ich habe im Feindesland gearbeitet. Jeden Tag haben unsere französischen Leute Angehörige an der Front verloren. Aber kein Mensch hat uns jemals so behandelt. Es gibt da überhaupt keinen Vergleich.“

Es gongt. Endlich Mittag! Wieder geht es im Laufschrift zum Appellplatz der Klinkerwerke, wo wir gezählt werden. Gulaschkanonen sind herangefahren worden und in Blechdosen, in denen einmal ‚Lager-Speck‘ (konservierte Sülze) war, wird eine dünne Mohrrübensuppe ausgegeben. Obwohl er seine Portion längst verschlungen hat, sieht ein Asozialer, der typische Pennbruder, mir gierig zu. Ein BVer will ihn fortjagen: „Was störst du den Mann? Er hat genauso viel Hunger wie du.“ Aber mein Hunger ist nicht groß, und ich geben dem armen Teufel den Rest meiner Blechdose. Er stürzt ihn im Nu herunter. Trinkwasser gibt es nicht. Das Brunnenwasser ist schädlich. Lehm Boden. Man warnt uns davor. Trotzdem trinken wir. Im Laufschrift geht es zur Arbeitsstelle zurück. Wieder beginnt das Sandlaufen, zunächst ohne Aufsicht, also noch erträglich. Dann aber kommen sie wieder, die braunen Peiniger, und alles, was wir am Vormittag erlebt haben, wiederholt sich. Sie lassen uns springen, sie treten und jagen uns mit lautem Vergnügen.

Ich sehe eine Szene, wie ich sie in den schaurigsten Schundromanen nicht gelesen habe: ein Vorarbeiter hetzt einen Asozialen. Der Mann hat ein Gesicht wie Pergamentpapier. Es ist kein Gramm Fett an seinem Körper, er ist völlig ausgehungert, die Augen quellen aus seinem Totenschädel. Der Vorarbeiter läßt ihn zwanzig Schritt laufen und pfeift ihn zurück. Dann kommandiert er 'Kehrt', um ihn nach wiederum zwanzig Schritten zurück zu zitieren. Das geht so 30, 40, 60 Mal. Kein Tempo ist schnell genug. Der alte Mann kann nicht mehr laufen, er sinkt zusammen. Der Vorarbeiter treibt ihn hoch, mit Flüchen reißt er ihn vom Boden, dem Alten laufen die Tränen über das Gesicht, er bittet mit seinen roten Augen, er stöhnt, er faltet die Hände. So fleht man um Gnade, wenn im nächsten Augenblick der sichere Tod droht. Aber hier gibt es keine Gnade. Der Alte muß weiterlaufen. Er tippelt nur noch. Das Uhrwerk läuft ab; es ist keine Kraft mehr in ihm. Er stolpert über sich und liegt am Boden, aber er darf nicht liegen bleiben, er muß wieder hoch.

Ich laufe mit dem Sand in der Schürze vorüber und muß schweigen. Morgen werde vielleicht ich ‚fertiggemacht‘; denn ‚fertigmachen‘ heißt das im Lagerjargon. Der Vorarbeiter ist nur eine Sprechmaschine. Bugdalle hat ihn beauftragt, den Alten ‚fertigzumachen‘, und Bugdalle sieht zu, daß der Auftrag genau ausgeführt wird. Ich weiß nicht, wie die Szene geendet hat; aber ich sehe schon wieder einen Scharführer, der einen Juden ähnlich behandelt. Es ist das alte militärische ‚Zurück – marsch, marsch‘, nur ist es beim Militär niemals so praktiziert worden. Der Jude muß laufen und wieder wenden. Er liegt am Boden. „Aufstehen, wirst du aufstehen!“ Er quält sich in die Höhe. „Im Laufschrift! – Zurück – marsch, marsch, marsch!“ Wieder fällt er. Jetzt kann er nicht mehr aufstehen. Und nun setzt es Fußtritte. Er versucht sich mit den Händen vom Boden abzustößen, um sich mit letzter Kraft wieder aufzurichten. Aber es geht nicht mehr, der Körper sinkt in sich zusammen. Fußtritte! Schließlich hat der SS-Mann genug und läßt den ‚Fertigmachten‘ liegen.

Ernst Reichmann, der in einer anderen Gruppe getrieben wird, hat es nicht lange ausgehalten. Er stürzt zu Boden, es wird ihm schwarz vor den Augen, und er bleibt bewußtlos liegen. Vorher spürt er noch ein paar leichte Fußtritte und hört, wie ein ‚einfühlsamer‘ SS-Mann ihm Mut macht: „Mensch, was ist schon dabei! Mehr als verrecken kannst du doch nicht!“ Der Kollaps hat ihm genützt: Sein Blockältester hat ihn nicht mehr auf die ‚Klinker‘ geschickt. Rabbiner Jospe aus Berlin arbeitet bei einem anständigen Vorarbeiter. Ein Scharführer hat einen Juden aus seiner Heimatstadt entdeckt. „Ach, du bist das Schwein, das meine Mutter be... hat, der Viehhändler X.“ – „Ich bin nicht Viehhändler, ich habe niemand betrogen...“ – „Schnauze halten! Du hast meine Mutter be... Ihr seid alle gleich!“ Und nun wird zur Buße für ein unbekanntes Verbrechen ‚Sport‘ gemacht, erbarmungsloser ‚Sport‘, der die sadistischen Gelüste des Scharführers von Minute zu Minute steigert. Der Rohling hat an einem Opfer nicht genug, er sucht ein besonders delikates Vergnügen: „Ist hier ein Rabbiner?“ brüllt er. Der Vorarbeiter weiß, daß ein Mann aus seiner Gruppe, Dr. Jospe, Rabbiner ist. Er packt ihn, stößt ihn und treibt ihn unter fürchterlichen Flüchen fünfzig Meter von der Arbeitsstelle

fort. Er schreit so furchtbar, daß der Scharführer sehr befriedigt scheint, weil er so gelehrige Schüler gefunden hat. „So, jetzt stellst du dich hier auf“, sagt der Vorarbeiter, „Hier wird er dich nicht mehr erwischen. Wenn du als Rabbiner dem in die Hand gefallen wärest. Der war gerade in der richtigen Stimmung. Duck dich, daß er dich nicht sieht!“

Ich habe diese Brutalitätsausbrüche bewußt hierher gestellt. Nicht weil mich ein Erinnerungszwang immer wieder in das Grauen zurücktreibt, sondern weil ich weiß, wie die politische Führung ihre Methoden erklärt. Gelegentlich haben sich Ausländer, hervorragende Persönlichkeiten, bei der SS-Leitung vorsichtig nach der Erziehungsmethodik der deutschen Konzentrationslager erkundigt. Ich kenne die Antworten: „Natürlich, wir müssen hart sein. Sicherlich gibt es die Prügelstrafe, in Ausnahmefällen. Bitte stellen Sie sich vor, was für Menschenmaterial in den Lagern zusammenkommt: Renitente Burschen, Faulenzer, obstinates Gesindel. Da geht es eben ohne exemplarische Behandlung nicht. Diese Mittel werden selbstverständlich nur angewandt, wenn alle anderen versagen.“ Das sagt man lehrhaft und bieder, und ich kenne Menschen, die sich mit solchen Erklärungen zufriedengeben haben. Was aber ‚Fertigmachen‘ bedeutet und daß es zur täglichen Praxis gehört, das verschweigt man geflissentlich und ebenso die Todesopfer, die es fordert.

Eines Abends setzt sich der jüdische Vorarbeiter I. L. zu uns an den Tisch; wir sind vier Anwälte und ein Arzt. L. ist Chauffeur, mehrfach wegen Transportgefährdung bestraft und deshalb mit den Breslauer Vorbestraften im Juni ins Lager gekommen. Er ist ein ‚Bulle‘, wie man so sagt, schwere körperliche Arbeit gewohnt und für gute Leistungen zum Vorarbeiter ernannt worden. „Was mir heute passiert ist! Kommt der Bugdalle auf den ‚Klinkern‘ zu mir und bringt mir einen Asozialen und einen Juden: ‚Die zwei mußt du mir fertigmachen‘. Ich gebe also dem Asozialen einen Tritt und dem Juden einen Puff, dann brülle ich beide an. Der Bugdalle rührt sich nicht vom Fleck. ‚Hörst du nicht, du sollst sie mir fertigmachen, aber so, daß ich was laufen sehe!‘ Was soll ich da machen? Der Befehl ist doch ganz klar: Ich soll sie blutig schlagen. Ich haue also jedem in die Fresse und jage sie. Endlich geht der Bugdalle weg. Der Jude liegt am Boden, es war ein schwacher Kerl. Ich gehe an ihn heran, entschuldige mich und lege ihn so, daß er sich verschlafen kann. Was hättet ihr an meiner Stelle getan?“ I. L. ist ganz rot, er hat Gewissensbisse und will sich entlasten. Vier Anwälte und ein Arzt zucken die Achseln. Wir schweigen betreten. Was hätten wir wirklich an seiner Stelle getan? Bitter, ein Opfer der Brutalität, ungeheuerlich ihr Werkzeug zu werden!

Wir laufen Sand und blicken flehend nach der Sonne, ob sie nicht endlich sinken will. Aber sie hat kein Mitleid mit uns, bis zum Appell um vier Uhr sind sicherlich noch zwei Stunden. Zivilisten gehen über den Platz, nach ihrem äußeren Bauführer, Ingenieure, Maurer, Poliere. Was mögen die wohl denken, wenn man hier ihre Volksgenossen als Treibwild hetzt? Ich fange einen Satz auf: „Ein faules Pack! Man mußte immer einen Notizblock bei sich haben und gleich die Nummern der Lumpen aufschreiben. Melden – fertig!“ Das sind nun Menschen in Zivil, ältere Männer, die nicht durch die SS-Schule gegangen sind. Ist das deutsche Volk wirk-

lich so verroht, oder steckt der Ton dieses Lagers an? Der Atem, der aus uns nur röchelt, wird noch enger; diese Mitleidlosigkeit schnürt mir die Kehle zu.

Endlich, endlich setzen sich die Scharführer in Bewegung. Sie wollen noch andere Gruppen beglücken. Wir verlangsamen unseren Laufschrift und beginnen wieder, uns zu erholen. Der Westfale gibt uns Ratschläge: „Ihr seht, was hier los ist. Wenn sie da sind, muß man sich schinden. Aber sonst... Denkt nur immer an euch! Ihr dürft keinen anderen Gedanken haben als eure Gesundheit. Kümmert euch nur um euch selbst, und wenn es knallt, dreht euch ja nicht um. Wenn eurer Hintermann abgeknallt wird und verreckt, dreht euch ja nicht um, sonst brennen sie euch eins auf. Ja, das ist hier mal so.“ Um vier Uhr treten wir zum Appell an, dem dritten dieses Tages. Die jungen Wachtposten, die während der Arbeitszeit eine Postenkette um die Klinkerwerke gezogen haben, sind nun wieder da. Während wir uns zu Zügen formieren, beehren sie uns mit Tritten, Püffen, Ansprachen, und es setzt die üblichen unflätigen Schimpfereien. Unser Buchhalter M. soll singen. Weil er über den „Stürmer“ und seine Talmud-Ansichten keine Auskunft geben konnte oder wollte, hat er soeben eine kräftige Ohrfeige erhalten. Singen kann er beim besten Willen nicht, und er sagt das auch. „Dann sing wenigstens einen Psalm!“, befiehlt der achtzehnjährige Bursche aus Österreich. In diesem Augenblick müßte er doch an seine Dorfkirche irgendwo in den Bergen denken, und diese Erinnerung sollte ihn eigentlich milde stimmen. Aber weil aus M. kein Ton kommt, schlägt der Junge ihn mit einem Hammer auf den Schädel. M. hat noch viele Monate danach an Kopfschmerzen gelitten. Das also sind die Österreicher, von denen man hier sagt, daß sie alle deutschen Stämme, die in der SS vereinigt sind, an Rohheit, Bösartigkeit und Judenhaß übertreffen; die österreichischen SS-Offiziere nicht minder.

Der erste Zug kann abrücken. Ich stehe im vierten. Aber der zweite Zug folgt dem ersten nicht unmittelbar. Er muß warten, und als er endlich nachrückt, dürfen der dritte und vierte nicht folgen. Es wird mit Absicht ein erheblicher Abstand geschaffen. Warum wohl? Wir sollten es gleich wissen. Kaum sind wir dreißig Schritt marschiert, als die österreichischen Posten wieder zu bellen beginnen: „Wollt ihr aufgehen!“ Aufgehen heißt, den vorsätzlich geschaffenen Abstand einholen und ihn auf die vorgeschriebenen achtzig Meter Marsch-Entfernung vom Vordermann verkürzen. Wir müssen also laufen, und als wir ‚aufgegangen‘ sind und nun geschlossen marschieren könnten, werden unsere Vordermänner zum Laufen angetrieben. Also werden auch wir wieder gejagt. Es ist unmöglich, bei diesem Wechsel zwischen Marschtempo und Laufschrift Richtung zu halten, unmöglich schon deshalb, weil es über Sand und nicht über feste Straßen geht. Aber die Posten keifen, stoßen, prügeln: „Wollt Ihr Richtung halten! Ihr Banditen! Wollt ihr wohl laufen, wollt ihr ‚aufgehen‘. Ich schieße durchs Glied!“ Sie reißen den Karabiner von der Schulter, entschleunigen und legen an. Andere machen sich am Gewehrschloß zu schaffen. Es ist ein alter ‚Sport‘, der hier geübt wird. Die Posten laufen auch, sie müssen laufen, wenn sie die Züge treiben. Aber sie laufen mühelos: sie haben ja den ganzen Tag nichts getan, sie haben freie Bahn, sind nicht durch die Vordermänner gehindert, brauchen nicht Richtung zu halten, sind nicht die zusammengeballte Schafherde, sondern die jagenden Hunde. Die wilde Jagd rast an einem Stra-

Benbau-Wagen vorüber. Ein Zivilist sieht unsere Peinigung mit an, er lacht nicht. Die Posten sind hochrot vor Brüllen und unsinniger Wut, in die sie sich gesteigert haben. Der Rausch ist über sie gekommen, der ekelhafte Prügelrausch, den ich beim Empfang gesehen habe. Der unverhüllte Trieb des Pervertierten wird offenbar, ungebändigt, wild, dreckig. Sie kreischen wie Geier und schlagen wie der Geier auf seine Beute auf uns nieder. Sie stellen den Vorwärtshastenden ein Bein und schlagen mit den Kolben, wenn jemand zu Boden fällt. Alte Männer stürzen. Wir fallen über die gestürzten Vordermänner. Das erhöht die Lust an der Quälerei. Wer fällt, wird wuchtig mit dem Fuß getreten.

Ich sehe zwei Männer stürzen, die nicht mehr aufstehen. Einen alten Mann haben seine Nebenleute auf die Straße gelegt; die Posten sehen sich kaum um, sie sind noch nicht einmal neugierig, ob die Treibjagd erfolgreich, also tödlich war. Sie kommandieren nur: „Zwei Mann raus, mitschleifen!“ Zwei Kameraden heben den Körper auf, aber wir anderen dürfen nicht wagen, uns umzusehen, wir werden weiter vorwärts getrieben, vorwärts gestoßen, vorwärts gehetzt. Jetzt sind wir auf der Waldchaussee. Endlich ist der Boden wieder besser. Zivilautos fahren vorüber. Wenn wir unter sie kommen, was bei dem Tempo leicht möglich ist, werden die Posten sicherlich grinsen.

Die Lagertürme kommen in Sicht. Sie scheinen mich zu grüßen, mir freundlich zu winken. Hinter den Türmen ist doch wenigstens etwas Ruhe, da sind doch die wilden Jäger nicht. Wie eine Erlösung empfinde ich den Einmarsch ins Lager. Nicht ich allein; alle meine Kameraden haben das gleiche Gefühl. Ich humpele zum Appell. Das Sand-Laufen und dieser Rückmarsch haben mir die Füße verdorben. nach dem Appell, dem vierten dieses Tages, melde ich mich bei Karl: „Meine Füße sind kaputt. Ich kann morgen nicht mehr auf die ‚Klinker‘.“ Ich bekomme drei Tage Schonfrist und darf im Lager bleiben. Am Abend höre ich, daß die ‚Klinker‘ ihre ersten Todesopfer gefordert haben, die ersten Opfer der ‚November-Juden‘. Auch aus unserem Block liegt ein Mann im Leichenschuppen: Ingenieur Schmierer, etwa fünfzig Jahre alt¹²⁰.

Auf meinem Strohlager kann ich trotz Übermüdung nicht gleich einschlafen. Meine Füße sind geschwollen und brennen. Das, was wir heute erlebt haben, soll sich also nun jeden Tag ereignen. Wer wird das ertragen können! Draußen werden unsere Frauen um unsere Befreiung kämpfen; aber werden sie es allein schaffen? Die Anwälte sind doch hier und unsere Organisationen könnten hier Sprechstunde halten. Vor fünf Monaten, als wir um Ludwig Cohn kämpften, habe ich mit einem anwaltlichen Freund den Konflikt nicht lösen können, in den von uns jeder sich tragisch verstrickt fühlte: Kann man es als gewissenhafter Anwalt verantworten, einen „KZ-Fall“ zu übernehmen, diesen Wettlauf mit dem Tod zu wagen, jeden Augenblick mit dem Selbstvorwurf zu ringen, daß man nicht genug tut, daß man nicht rasch genug handelt, daß man kostbare Stunden verliert. Die Gegenein-

¹²⁰ Der Kaufmann Michael Schmierer ist laut Totenkartei der Gedenkstätte Sachsenhausen am 14.11.1938 gestorben.

wände sind klar und doch habe ich den Konflikt nach diesem ersten Klinkertag tiefer noch empfunden als draußen in der Freiheit. Irgendwer spricht leise aus, was viele empfinden: Die Welt müßte sehen, was mit uns geschieht. Vielleicht würden die Länder dann ihre Tore öffnen, und wenn sie es nicht tun können, weil gesetzliche Bindung oder politische Rücksichten sie hindern, dann müßten unsere Angehörigen draußen etwas Ungewöhnliches tun, etwas, was den Grad dieser Not erschütternd erkennen läßt. Man müßte Roosevelt auf den Knien bitten, sagt einer, und so sehr mir das Bild, das ich mir vorstelle, in seiner Jämmerlichkeit zuwider ist, ich verstehe die Stimmung des Kameraden.

Das Lager ist so überfüllt, daß für viele Hundert keine Beschäftigung auf den Arbeitsplätzen ist. Wer im Lager bleibt, macht Stubendienst oder muß exerzieren. Um fünf Uhr stehen wir auf, torkeln verschlafen in den kalten Tagesraum, stoßen uns an seiner Nüchternheit wie an scharfen Ecken, frieren in dieser lieblosen Kahlheit innen und außen, gießen eine Milchbrühe hinunter und treten um sechs Uhr zum Appell an. Wenn es nicht schon beim Aufstehen die ersten Prügel-Überfälle gegeben hat, beim Ausrichten auf dem Appellplatz geht es fast nie ohne Püffe und Faustschläge ab. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis die Blocks ausgerichtet, gezählt, wieder gezählt, gemeldet und wieder gemeldet sind. Dann kommt vom Tor das Kommando: ‚Alles still – Mützen ab‘ und die Gesamtstärke des Lagers wird dem Lagerführer gemeldet. Jedes Kommando hat sein Echo. Es kommt aus der Isolierung, wo die Strafkompagnie und die Bibelforscher angetreten sind, ohne daß wir sie sehen können. Die Wiederholung des Kommandos ist der einzige Laut, der aus den Mauern des Schweigens zu uns herüberdringt. Das Kommando ‚Mützen auf‘ beendet den Appell, und die Arbeitszüge rücken ab. Wir aber, die wir im Lager bleiben dürfen, exerzieren von morgens sieben Uhr bis Mittag, und am Nachmittag heißt es wieder marschieren, Laufschrift, Freiübungen, marschieren, Laufschrift, Freiübungen.

Um fünf Uhr ist Abendappell und gegen sechs Uhr rücken wir in die Blocks ab. Dann ist eine Stunde Abendbrotsruhe oder was man so nennt; denn wenn wir in den Baracken unser trockenes Brot und ‚Lager-Speck‘, Marmelade oder schlechten Harzer Käse essen, erscheinen Scharführer, die sich vergnügen wollen. Wir sind auf ‚Achtung‘ hochgesprungen, und nun wird ‚setzen‘ kommandiert. Die meisten hatten keinen Platz auf den schmalen Bänken, und weil sie nicht wissen, wohin sie sich setzen sollen, bleiben sie stehen. „Hast du nicht gehört: setzen!“ Der Angesprochene wird verlegen: „Ich habe doch keinen Platz.“ – „Dann setz dich auf die Erde!“ Und nun wird das Spiel unter schallendem Gelächter der SS fortgesetzt. Das heißt hier Ruhe! Hier darf man den Tag nicht vor dem Abend loben.

Wer sein Abendbrot hinunter gewürgt hat, sucht auf der Lagerstraße Bekannte aus anderen Baracken. Ich treffe Reichsgerichtsrat Daniel Cohn¹²¹, den ich als

¹²¹ Daniel Cohn, seit 1930 bis zu seiner Entlassung 1933 Mitglied des höchsten Gerichts der Weimarer Republik, dem Reichsgericht in Leipzig, wanderte nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen 1939 nach England aus und emigrierte 1947 in die USA.

überragenden Juristen, als kompromißlosen Kämpfer fürs Recht, als stillen, vornehmen, gütigen Mann verehere. Er ist noch ernster als sonst und spricht wenig. Auch Rechtsanwalt Georg Cohn ist da. Er ist zum zweiten Mal im Konzentrationslager. Aber sein Optimismus ist unzerstörbar, er ist immer heiter und strahlend und hat uns während der ganzen Lagerzeit mit aufmunternden 'Latrinenparolen' versorgt. Vielleicht hat er sie selbst nicht immer geglaubt; aber ich habe ihn jeden Tag mindestens einmal besucht, weil seine unentwegte Heiterkeit mich stärkte. Gerhard Meyer, Ernsts dicker Schwiegervater, begrüßt mich, als hätten wir uns jahrelang nicht gesehen. Zwischen heute und der vorigen Woche liegen ja auch so viele ungekannte Erlebnisse, wie sie sonst ein Menschenalter nicht bringt. Die Ministerialräte Joachim und Flatow, Professor Landsberger vom Berliner Jüdischen Museum, der Schauspieler Wisten, der Musikhistoriker Hirschberg, der Physiker Plaut, die Rechtsanwälte Ludwig Landau und Heinrich Heppner, Ernst Scheyer und Alfons Budwig, Fritz Goldschmidt und Kurt Levy, die Landgerichtsdirektoren Ziegel und Rippner – es ist alles da.

Aber das Wiederfinden auf den Lagerstraßen ist nicht ungefährlich. Die SS streift durch die Gegend. Sie hat uns am Tag genug gequält, aber gewisse Scharführer haben immer noch Prügelappetit. So biegen sie etwa plötzlich um die Ecke einer Baracke und langen sich, wer gerade vor ihnen steht. Dann setzt es eine Ohrfeige, weil ... nun, weil man vielleicht eine Hand in der Tasche hatte. In einem Block werden 'Fremde' erwischt; sie haben ihre Kameraden besucht, also dem Verbot zuwider, eine fremde Baracke betreten. Der Scharführer befiehlt sie in den Waschraum, wo sie ihre Jacken ausziehen und Eimer mit Wasser füllen müssen. Die werden ihnen kunstgerecht über den Kopf gestülpt. Pudelnäß kommen sie in unseren Block zurück und müssen nackt Hemd und Hose trocknen. Oder es wird ein Block, der zu laut gesprochen hat, 'rausgeholt'. Er muß bis zum 'Klingeln', dem Zeichen des Schlafengehens, 'Sachsengruß' machen. 'Sachsengruß' heißt: Strammstehen, die Hände im Nacken gefaltet, die Brust nach vorn gereckt. Eine Stunde im kalten Abendwind so in strammer Haltung zu bleiben, reicht als Denkkettel aus. Daß man uns auf diese oder jene Weise die eine dienstfreie Stunde stiehlt, gehört zum System.

Ich sehe, wie zwanzig Meter von mir ein Scharführer auf einen Juden einschlägt. Die Ohrfeigen werden mit der Faust geschlagen. Sie sind so wuchtig, daß der Kamerad gegen die Baracke fliegt. Er taumelt, aber er muß in strammer Haltung vor dem Prügelhelden weiter stehen bleiben, um die nächsten Schläge zu erwarten. Nach zehn oder zwölf Hieben ist der Rohling befriedigt. Aber er schreibt den Mann auf: Meldung! Was hat er verbrochen? Er ist im Dunklen auf ein Rasenbeet getreten, das um die Baracke läuft. Im Stettiner Block fragt ein Scharführer nach dem Namen des Diplomaten, den 'Einer von euch' ermordet hat. Der Jude antwortet richtig: „Vom Rath“. Aber der Scharführer weiß es besser: „Von Rath, du Drecksack du.“ Und die richtige, angeblich falsche Antwort, bringt dreißig Kniebeugen ein.

Ich habe später, als wir dem Abendappell das 'Juden-Lager' verlassen und zur Kammer oder zum Revier gehen durften, noch oft erfahren, was es bedeutete, sich

allein im Lager zu bewegen. Einmal in der Woche war ‚Kammer-Tausch‘ offiziell angeordnet, wir konnten also unsere schadhafte oder zu engen Sachen gegen passende wechseln. Eine ganze Woche hatten wir auf diesen Abend gewartet, um die Qual der drückenden Schuhe loszuwerden. Kamen wir aber vor der Kammer-Baracke an, so übten unsere wartenden Kameraden bereits Kniebeuge. Der Scharführer, der die Kammer leitete, hatte beliebt, erst etwas ‚Sport‘ zu machen, eine halbe Stunde oder auch länger, und wenn der ‚Sport‘ zu Ende war, zogen sich die Anwärter auf neue Schuhe oder Mützen so schnell wie möglich in ihre Blocks zurück. Sie hatten genug.

Wer in seiner dienstfreien Zeit über den Appell-Platz ging oder lief, konnte von Glück sagen, wenn er keinem Scharführer begegnete. Sonst wurde ‚Privat-Sport‘ eingelegt, Hopsen, Hinwerfen, Kniebeugen, fünf Minuten, zehn Minuten, je nach der Laune und Vergnügungssucht des unterhaltungsbedürftigen Gewaltigen. Oberscharführer Braun schlägt einen Kameraden so, daß er besinnungslos liegen bleibt. Grund: Er ist durch die ‚Isolierung‘ gelaufen. Niemand hat ihm, niemand hat uns gesagt, daß acht weiße, im Dunkel kaum sichtbare Steine Warnungszeichen sind, die uns von der ‚Isolierung‘ fernhalten sollen. Wir sollen nicht einmal dem Gitter nahe kommen, hinter dem unsere isolierten Kameraden vom ‚freien Leben des KZ‘ abgesondert werden. Als ich eines Abends nach dem Appell ins Revier gehe, um Tabletten zu erbetteln – ich hatte mir eine Angina zugezogen –, finde ich bei der Rückkehr meine Baracke leer. Mein Block war nach Dienstscluß abmarschiert, aber er war nicht angekommen. Ein Scharführer hatte ihn wegen schlechter Richtung ans Tor gestellt. Zwei Stunden standen 350 Männer in der Dezember-Kälte. Sie hatten zu früh geglaubt, daß die Schinderei dieses Tages zu Ende war. Jede Stunde bringt hier neue Überraschungen und niemals freudige.

Etwa eine Woche nach unserer Einlieferung gab es beim Abend-Appell das Kommando: „Die Juden-Blocks bleiben stehen!“ Wir warten auf eine neue Überraschung, und erleben sie, als ‚Vierkant‘ eine Ansprache zu halten beginnt. Sie war so bemerkenswert, daß ihr Wortlaut in meinem Gedächtnis haftet: „Sie sind wegen Ihres volks- und staatsfeindlichen Verhaltens in ein deutsches Konzentrationslager gebracht worden. Ein Konzentrationslager ist kein Sanatorium oder Badeaufenthalt. Es ist auch kein Gefängnis oder Zuchthaus. Ein Konzentrationslager ist eine Erziehungsanstalt besonderer Art. Sie werden hier lernen, wie man sich als Gast in Deutschland zu benehmen hat. Ich rate Ihnen, die Lager-Ordnung auf das Genaueste zu beachten. Ich kann Ihnen die Lager-Ordnung hier nicht im einzelnen erzählen. Ihr Inhalt ist mit einem Wort: schärfste militärische Disziplin und unbedingter Gehorsam. Der kleinste Verstoß gegen die Lager-Ordnung wird bestraft. Wer sich gegen die Lager-Ordnung vergeht, kriegt 25 hinten vor – das gibt es hier nämlich. Lager-Strafen verlängern die Schutzhaft automatisch um Monate oder auch um Jahre. Wenn einer von Ihnen sich einfallen lassen sollte, hier auszureißen: meine SS-Leute sind gute Schützen. Wer flieht, auf den wird geschossen. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen. Abtreten!“

Das waren markige Worte. Tröstlich und einfühlsam. Der Analphabet, der sich da als Generalmajor maskiert hat, ist der Typ des Parvenüs: ‚Wie er sich räuspert

und wie erspuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt‘ – Generäle nehmen Paraden ab, Generäle halten Ansprachen an ihre Truppen. Dieser Feldwebel hört sich gern reden, obwohl er nicht richtig deutsch kann. Die Strafanstalts-Direktoren, die ich kannte, waren ernst Männer, die ihre Gefangenen bei aller Strenge der Anstaltsvorschriften menschlich behandelten. Dieser Sklavenhalter aber war ebenso dumm wie brutal. Er entblödete sich nicht, unsere Verhaftung so zu begründen, wie es oben niedergelegt ist, und vom Inhalt der Lager-Ordnung haben wir nie mehr erfahren als ‚25 hinten vor‘.

Niemals ist sie uns verlesen worden mit ihren ungeheuerlichen Bestimmungen, die jede Harmlosigkeit als Sabotage, Gehorsamsverweigerung, Meuterei auslegen. Wenn wir uns gegen sie vergingen, so verstießen wir unwissend gegen unbekannte Regeln, die wir erst kennenlernten, wenn wir nach den Strafvorschriften dieser unbekannten Lager-Ordnung zu büßen hatten. Wir haben zum Beispiel nicht gewußt, daß es verboten war, Geld zu verleihen, Brot zu verschenken, sich während des Tages oder in der Mittagspause aufs Stroh zu legen. Der röchelnde Asthmatiker Gustav G. aus Elberfeld, den Karl nicht zum Dienst ausrücken ließ, weil der kranke Mann kaum atmen konnte, streckte sich eines Vormittags in einem asthmatischen Anfall aufs Lager. Ein Blockführer fand ihn, meldete ihn, und der Schwerkranke wurde trotz der Intervention unseres Blockältesten in die Strafkompagnie¹²² versetzt. Er hätte die Tortur der SK nicht überlebt, wäre er nicht von der örtlichen Gestapo ohnehin rasch aus der Haft entlassen worden.

Meine Schonfrist ist vorüber. Die ‚Klinker‘ drohen wieder. Die Kameraden, die abends zurückkehren, berichten täglich von neuer Schinderei. Alfieri wird mein Retter. Er hat es verstanden, mit dem Blockältesten Karl in guten persönlichen Kontakt zu kommen. Bei ihm legt er ein gutes Wort für mich ein, und ich werde nicht mehr zu den ‚Klinkern‘ eingeteilt. Grund: schlechtes Herz und zerschundene Füße. Aber die Furcht, doch wieder auf die ‚Klinker‘ hinauf zu müssen, steht jeden Tag vor mir. Wenn wir morgens um sechs Uhr vor unserer Baracke antreten, übergeht mich Karl, der den ‚Klinkerdienst‘ zu organisieren hat. Es sind genug kräftige, ‚alte Juden‘ oder ganz junge Männer da, denen der Dienst auf den ‚Klinkern‘ nicht mehr ausmacht, als die Arbeit im Lager oder auf den anderen Plätzen. Bauern aus der Rhön, die Feldarbeit gewöhnt sind, junge Leute, denen Sandlaufen nichts tut, zumal wenn sie in feste Gruppen mit bestimmten wohlwollenden Vorarbeitern eingeordnet sind.

Rückt unser Block dann zum nächtlich dunklen Appell-Platz; haben wir glücklich die Begrüßung durch die Scharführer überstanden, die hier jemand einen Knopf abreißen, dort einen anderen, der nicht scharf ausgerichtet ist, in den Bauch oder Rücken stoßen oder auf die Fersen oder Fußspitzen treten, ist das ‚Mützen ab‘

¹²² In die sogenannte Strafkompagnie (SK), in der ein besonders brutales Regiment herrschte und die separat vom übrigen Lager untergebracht war, kamen „rückfällige“ Häftlinge, die sich nach ihrer Haft wieder politisch betätigten. Die Versetzung in die SK wurde aber auch vom Lagerkommandanten als Strafe verfügt. Unter den Häftlingen kursierte der Satz: In die SK kommst du schnell, heraus nur durch den Schornstein.

und ‚Mützen auf‘ vorüber ohne daß es fünf und zehn Mal wiederholt werden mußte, weil vielleicht einer von den 14 000 Mann nachgeklappt hat: dann treten die Arbeitszüge endlich zum Ausmarsch an. Ich bleibe zunächst bei den vielen Hundert, die für das Lager-Exerzieren bestimmt sind; aber diese Bestimmung ist nicht endgültig, auch nicht endgültig für diesen Tag. Vielleicht fehlen für das Kanal-Kommando 50 Mann, oder die ‚Klinker‘ haben noch hundert Leute mehr als sonst angefordert. Dann springen die Scharführer in unser Exerzier-Kommando und reißen, wen sie gerade fassen, am Kragen heraus. Wir sind ja Gänse im Stall, die man greift, wenn man sie schlachten will. Wer den Mund aufmacht, um auf einen körperlichen Schaden hinzuweisen, dem wird er mit einer Ohrfeige rasch gestopft.

Sind die Züge schließlich ausmarschiert, dann glaube wir aufatmen zu können: jetzt sind sie draußen, jetzt können wir höchstens zur Lager-Arbeit herangeholt werden. Das geschieht auch: heute Betten, morgen Kartoffelkörbe schleppen, Kies abladen oder – ganz leichter Dienst! – Leichen tragen. Das Exerzieren strengt die älteren und kränklichen Leute scharf an. Oft aber kommandieren Stubenälteste, und dann ertrage ich den militärischen Drill ausgezeichnet und freue mich der wohlthuenden Erlebnisse. So, wenn der Stubenälteste Köbis (Spitzname), ein gutmütiger, leichtsinniger Schmuggler aus Aachen uns anspricht: „Junge, von mir aus braucht ihr überhaupt nicht zu exerzieren. Ich weiß ganz gut, wie euch zumute ist. Vor ein paar Tagen habt ihr noch in euren schönen Wohnungen gesessen und heut müßt ihr an eure Frauen denken, die auf euch warten. Das ist ja schwer, und wir möchten euch alle gern helfen. Aber ihr müßt hier mitspielen. Macht doch ein paar anständige Wendungen, die nach was aussehen, damit wir nicht aufplatzen. Ich will doch nicht ‚über Bock gehen‘.“

Zwei oder dreimal gelingt es mir, für einen Vormittag Stubendienst zu tun. Dann schüttele ich drei oder vier Stunden Decken, stopfe Strohsäcke, fege die Straße vor unserer Baracke oder trage Müll. An der Feuerstelle, wo der Müll verbrannt wird und wir uns einen Augenblick die Hände wärmen, nimmt mich Franz Levy bei-seite. Er flüstert mir ins Ohr: „Heut ist mein silberner Hochzeitstag.“ Sein Block hat ein Kommando ‚Straßen-Reinigung‘ aufgestellt, in das auch Reichsgerichtsrat Cohn aufgenommen ist. Ich sehe diesen Mann, den ich nur dann richtig charakterisiere, wenn ich ihn trotz großer Scheu vor diesem Wort ‚edel‘ nenne, – ich sehe diesen edlen Mann mit einem Strohbesen und einer Schaufel Zigarettenstummel fortfe-gen, langsam, gebückt, von Block zu Block fegend, durch die Lagerstraßen gehen, die der Lagerführer mehrfach am Tage auf ihre Sauberkeit hin prüft.

„Wie erträgst du es, Cohn?“

„Ich weiß nicht, ob wir herauskommen und wann wir herauskommen. Aber was soll dann werden? In Deutschland werden wir nicht bleiben können. Ich habe eine kranke Frau und ein junges Kind. Was soll ein Mann in meinem Alter in der Welt anfangen?“

„Deine Frau soll an Bumke schreiben. Der kann doch etwas für dich tun. Wenn er dazu zu feig ist, soll er wenigstens wissen, was man dir getan hat.“

Frau Cohn hat dem Präsidenten des Deutschen Reichsgerichts berichtet, und Herr Dr. Bumke, höchster Rechtswahrer Deutschlands, hat den Notschrei ‚ur-

schriftlich an den Herrn Reichsjustizminister‘ weitergegeben. Ich glaube nicht, daß das Reichsjustizministerium einen Schritt für Cohn unternommen hat; Herr Heydrich von der Gestapo hätte das ja verübeln können.

Auch Stubendienst, die relativ angenehmste Form der Lagerarbeit, ist kein Posten, der vor Überfällen schützt. Der Verleger Erich Reiss, ein Mann mit feinen verhärmtten Zügen, wird, weil er verkrüppelte Füße hat, im Stubendienst beschäftigt, so lange es irgend geht. Er, Rabbiner David und ein paar ältere Kameraden spülen vier Stunden hintereinander Eßnapfe im Waschraum, als ein Scharführer in die Tür tritt. Reiss weiß nicht, daß er in der Stellung erstarren muß, die er im Augenblick hat. Er wäscht die Napfe weiter und wird durch zwei kräftige Ohrfeigen über die Lagerordnung belehrt. Am Abend erzählt er mir davon mit einem traurigen Blick ins Leere.

Der Sohn Franz Oppenheimers und Neffe Richard Dehmels, Dr. Ludwig Oppenheimer, selbst Gelehrter und Schriftsteller, arbeitet im Block. Ein Scharführer besucht uns. Der sieht ihm unbeweglich scharf in die Augen. Wird er zuschlagen? Wird der reine Blick ihm etwas sagen? Das brutale Gesicht stiert in die klaren, klugen Augen des Gelehrten, dessen Züge generationenlange Hingabe an den Geist geformt hat. Langsam sinkt die Hand herunter ohne zuzuschlagen. Heute hat die Stimme des Schweigens einmal laut und überzeugend gesprochen, morgen wird der Haß sie wieder übertönen. Der kleine bayerische Scharführer, der unseren gutmütigen Kaiser abgelöst hat, nimmt sich einen fast siebzيجjährigen Häftling vor. Die Schimpfworte überpoltern sich. Wird er den alten Mann schlagen? Da klatscht die Ohrfeige schon. Ehrfurcht vor dem Alter ist ein Begriff, der in die Dienstordnung der SS und ihre stürmisch heroische Weltbetrachtung nicht aufgenommen ist.

Es ist gut, daß ich ein anderes Kommando finde; denn nach ein paar Tagen wird die Zahl der Stubendiensttuer auf 16 für jeden Block herabgesetzt. Ist gar Besichtigung zu erwarten, dann müssen auch die letzten Juden aus dem Stubendienst verschwinden. Ich werde zum ‚Kommando Neue Siedlung‘ eingeteilt. Am Wald, wo schon dreißig Häuser stehen, werden neue gebaut. Wer ist da nicht alles Bauarbeiter geworden! Auf dem Dach turnt Apotheker Friedeberg aus Deutsch-Krone mit Zigeunern herum; Rechtsanwalt Georg Cohn reißt eifrig Nägel aus Latten heraus und findet sein Kommando behaglich, wenn nicht gerade Posten stören; Studienrat Theodor aus Beuthen trägt mit mir Gerüstmaterialien; sonst aber säge und spalte ich Holz oder ‚werfe Ziegel‘.

In langer Kette reichen wir Ziegel von einem Stapel zum anderen, wo sie gerade für einen neuen Bau gebraucht und geschichtet werden. In der ersten Stunde ist dieses Werfen von Hand zu Hand, dieses Rechts- und Links-Wenden nicht schwer, dann aber werden die Hände rauh, die Haut scheuert sich durch, und die Finger bluten. Dieses eintönige Fangen und Werfen, Stunde um Stunde, ohne Unterbrechung macht uns zur Maschine. Max Raffael läuft mit blutenden Fingern zur Sanitätsstelle. Posten sehen die blutende Hand, sehen auch, daß eine Gesichtshälfte blau-rot unterlaufen ist: Andenken vom Empfangsabend her.

„Schade, daß du dir nicht die Hand abgerissen hast!“

„Als früherer Angehöriger des Freikorps Epp bin ich eine andere Behandlung gewöhnt.“

Die kühne, ja unerhörte Antwort verdutzt den Lümmel: „Mach, daß du wekommst.“

Zwei Scharführer sehen ein halbes Dutzend Leute auf der Bau-Latrine sitzen. Sie nehmen einen Baumstamm, schwingen ihn kräftig und schleudern ihn gegen die Stangensitzer. Wie aufgescheuchte Vögel schwirren die Kameraden auseinander. Die Ruhestörer grölen vor Vergnügen. Ich werde zur Ziegelschlepper-Kolonie kommandiert. Wir laden Lastwagen im Eiltempo leer, tragen Ziegel und sind glücklich, wenn auch dieser Tag ‚leichter Arbeit‘ sich endlich neigt.

Ich spüre Schmerzen im Hals. Riesenfeld-Hirschberg stellt eine beginnende fiebrige Angina fest. Hätte ich mehr als 39 Grad, so würde mich jetzt vielleicht das Revier aufnehmen; denn das Verbot, das Revier zu betreten, ist aufgehoben worden, nachdem es so vielen Juden das Leben gekostet hat. Nun stehen unmittelbar nach dem Morgenappell 150, 200 Männer vor den Revierbaracken. Um sieben Uhr in der Morgendämmerung ist es feucht und kalt. Wir warten auf die Sonne. Langsam steigt sie herauf, und wir berechnen, daß gegen zehn Uhr ihre Strahlen über die Barackendächer reichen, uns wärmen, uns heilen werden. Als wir wirklich gegen zehn Uhr die ersten Strahlen erhaschen, greifen wir fast mit der Hand nach ihnen und sind dankbar wie für ein kostbares Geschenk. Wir warten vor dem Häftlings-Revier, in dem nur Häftlinge als Sanitäter arbeiten. Das ist ein Glück; denn die SS-Sanitäter sind jene fürchterlichen Rohlinge, die beim Empfang mit den Pincetten geschlagen haben. Jetzt machen sie sich einen Spaß daraus, die wartenden Kranken auseinander zu jagen. Um halb zwölf Uhr schließt das Revier die Medikamentenausgabe. Wir sind nicht abgefertigt worden und müssen am Abend, wenn es wieder kalt ist, uns noch einmal anstellen. Die Halsschmerzen werden stärker, das Fieber steigt. Ob es schon 39 Grad sind? Am nächsten Morgen stehe ich wieder vor der Revier-Baracke und bekomme nach vierstündigem Warten die Tabletten, die mir ein ärztlicher Kamerad angeraten hat. Ich kämpfe gegen die Krankheit. Ein paar Kameraden liegen bereits im Revier, und wenn wir sie auch um die Dienstfreiheit beneiden, so fürchten wir uns doch vor der unbekannten Behandlungsmethode und den Eindrücken dieser Krankenstube. Später ist uns geschildert worden, wie fürsorglich sich unsere Sanitätskameraden um die Kranken bemüht, aber auch wie die ausgehungerten Kranken selbst auf den Tod im Nachbarbett gelauert haben, um ein Extramittagessen als Zukost zu gewinnen.

Ich kämpfe gegen die Krankheit mit Coué¹²³. Wo ein sonniger Winkel zwischen den Baracken erscheint, da suche ich ihn in den Exerzierpausen auf. Denn ich muß jetzt wieder exerzieren, wenn ich vom Revier, meinem täglichen Vormittagsaufenthalt zurückkomme. Ich will mich nicht unterkriegen lassen, die Krankheit darf nicht schlimmer werden, ich muß mich erhalten. Das ausgezeichnete neue Mittel,

¹²³ Der französische Apotheker Coué (1857–1926) entwickelte ein Heilverfahren durch Autosuggestion.

das der gut ausgestattete Medikamentenschrank der Krankenstube enthält, und der Wille kämpfen nach etwa einer Woche die Angina nieder. Sie wird durch einen Bronchialkatarrh abgelöst, den ich als Erinnerung an Sachsenhausen bis ins Frühjahr 1939 behalten habe.

Um den 25. November werde ich unvermutet zur ärztlichen Untersuchung befohlen, mit mir ein Dutzend Kameraden. Eva, denke ich, wird eine Eingabe und ärztliche Atteste bei der Gestapo eingereicht haben. Der Arzt, Dr. Berndt, der sonst drüben bei der SS-Verfügungstruppe Dienst tut, vertritt den Lagerarzt. Er legt das Hörrohr für wenige Sekunden an mein Herz und befiehlt ‚Anziehen‘. Ich greife nach meinem Hemd, um den Befehl auszuführen, als mich ein SS-Sanitäter im Genick packt und mich mit einem „Du bist wohl wahnsinnig!“ aus dem Zimmer wirft. Meine Mütze fällt zu Boden, ich hebe sie auf und bekomme einen zweiten Tritt. Das alles sieht Dr. Berndt, ein Mann von fünfzig Jahren, ohne einzugreifen. Vor der Tür des Arztzimmers will ich mir das Hemd über den Kopf ziehen; aber der Sanitäter ist mir gefolgt, ich beziehe einen kräftigen Fußtritt und fliege halbnackt auf die Lagerstraße. Meine Kameraden bekommen eine Vorgeschmack, welche ärztliche Behandlung sie erwartet.

Es spricht sich herum, daß das Anstehen vor dem Revier schlimmere Folgen haben kann als die Krankheit selbst. Studienrat Dr. L., den ich seit zehn Jahren kenne, ein schwerkranker Mann, oft für Monate wegen seines Herzleidens vom Schuldienst befreit, wird von Tag zu Tag schwächer. Unsere ärztlichen Kameraden geben ihm Ratschläge, welche Mittel er anfordern soll. Aber er ist ein Pechvogel: nach dreistündigem Anstehen kommandiert ein SS-Sanitäter ‚Laufschritt‘ und nach einer halben Stunde Dauerlauf kommt Dr. L. völlig erschöpft zu uns zurück. Am nächsten Tag versucht er es wieder und muß jetzt mit allen Revier-Anwärtern, auch den Fiebernden, die um Aufnahme bitten, Freiübungen machen. Digitalis aber bringt er nicht mit. Wir haben den schwerkranken Kameraden jeden Tag mit besorgten Blicken gemustert und fühlten uns befreit, als er glücklich entlassen wurde. Auf Evas Eingabe ist natürlich weder Entlassung noch Arbeitserleichterung erfolgt. Der Arzt hat bestenfalls Männer über 65 Jahre von schwerer Arbeit befreit. Ein Studienrat L. hätte weder die ‚Klinker‘ noch die anderen Arbeitsplätze überstanden; aber sein Blockältester war menschlicher als der Arzt und gestattete ihm auf eigene Verantwortung leichte Arbeit: Steine klopfen.

Den Lagerarzt selbst habe ich niemals in ärztlicher Tätigkeit erlebt. Alle Häftlinge zeigten mit Fingern auf Dr. Grausam, der morgens durchs Lager schlenderte, sich kaum im Revier sehen ließ, dann in die Kantine ging und die Speisereste des letzten Tages verlangte. Er trank noch unmäßiger als er aß und gab, wie mir ein zuverlässiger Sanitäter erzählte, offen zu, daß ihn sein Beruf sehr wenig interessierte. Er stammte aus Bayern und hatte den Rang eines SS-Sturmführers. Juden behandelte er grundsätzlich nicht. „Juden, macht, daß ihr wegkommt, der Arzt ist da!“, pflegten unsere Sanitätskameraden den jüdischen Revieranwärtern zuzurufen. Der Rat war ernst gemeint, und die Juden stoben auseinander, wenn ‚Grausam‘ sich dem Revier näherte. Er weigerte sich auch, Juden zu behandeln, die schwer krank ins Revier eingeliefert waren und lehnte es sogar ab, Krankenzimmer zu be-

treten, in denen ‚lebende Juden‘ lagen. Juden wollte er nur sehen, um den Totenschein auszustellen. Das hat er so unverblümt gesagt, wie ich es hier niederschreibe.

Später im Dezember hat er eifrig Dienst getan. Mit dem gesinnungsverwandten Lagerführer Eisfeld ging er in die Baracke, in der das sogenannte Schleichkommando stehen mußte. Das waren alte, kränkliche, verletzte, gebrechliche, aber nicht revierreife Häftlinge. Er riß Verbände auf und gab jedem einen Stiefeltritt, den er für arbeitsfähig hielt. Das war eine sehr rasche Prozedur, und binnen einer Stunde dezimierte er das Schleichkommando um mehrere hundert Mann. Erst später hörte ich, daß dieser ‚Dr. Grausam‘ nicht so, sondern Ehrsam hieß. Die Häftlinge hatten ihn mit dem Spitznamen treffsicher charakterisiert.

Ein Ignorant wie ‚Grausam‘ konnte natürlich nicht zulassen, daß kenntnisreiche Ärzte ihn überwachten. Arische Ärzte, die die kommunistische Familie ins Revier eingeschmuggelt hatte, flogen heraus, sobald ‚Grausam‘ den wirklichen Beruf des neuen tüchtigen Sanitäters erfuhr. Daß Harzen, der sicherlich ein Segen des Lagers geworden wäre, im Revier hätte Dienst tun dürfen, war undenkbar, von unseren vielen ärztlichen jüdischen Kameraden ganz zu schweigen. So taten denn Drogisten oder Häftlinge, die ihrem Zivilberuf auch keine noch so entfernte Verbindung mit ärztlicher Tätigkeit hatten, Sanitätsdienst. Ein besonders angesehener Häftling Muckermann operierte sogar ohne ärztliche Aufsicht, amputierte Finger und öffnete Karbunkel. Muckermann – Chirurg, ein Drogist – Harn- und Sputum-Untersuchungsexperte, ein Kaufmann – Sachverständiger für Blutsenkungen, die Kurpfuscherei blühte im Revier. Es hatte sich bei diesen Laien ein gewisser Stolz auf ihre ärztliche Tüchtigkeit herausgebildet, und ich habe wiederholt gut behandelte Lungenentzündungen, ordnungsgemäße Maßnahmen gegen Frostschäden und richtig dosierte Digitalis- und Insulin-Spritzen gesehen. Das ist natürlich nicht mein Urteil, sondern auch das meiner ärztlichen Kameraden. Nur kam alles zu spät, als Dutzende von Opfern schon gestorben waren. Für Juden gab es ja im Anfang nur einen Sarg und die Ehrsam, Berndt und ein dritter blutjunger Vertreter stellten bereitwillig jeden Totenschein aus. Sichtbare Verletzungen – „auf der Flucht erschossen“; Tod infolge Überanstrengung – „Kreislaufstörung“. Im Sommer hatten sie formularmäßig Dutzende von Totenscheinen für Menschen ausgeschrieben, die wie Hasen abgeknallt waren. Diese Ärzte hatten sich nicht gerührt, sie haben nicht protestiert. Humanität ist im medizinischen Staatsexamen nicht Prüfungsfach.

Als mein Hals endgültig besser ist, muß ich wieder in ein Arbeitskommando. Im ‚Schlauch‘, dem Lagerweg zwischen dem elektrischen Draht und dem Zaun, wird geschippt, und ich schippe mit. Es wird im Kreis geschaufelt. Das ist ein beliebtes Beschäftigungsspiel. Sandhaufen werden ‚bewegt‘. Von zwei zu zwei Metern werden Häftlinge aufgestellt; vor jedem liegt ein Sandhaufen, der dem Nebenmann zuzuwerfen ist. Die SS-Posten auf den Türmen treiben und drohen unsere Nummern zu notieren, wenn wir nicht schnell genug schippen. Wir schaufeln, daß uns der Schweiß herunterrinnt. Unsere Jacken haben wir trotz der Novemberkühle abgelegt. Ist der Sand 600 Meter weit vom Start zum Ziel ‚bewegt‘, so fliegt er im-

mer wieder zurück. So kann man Menschen tagelang beschäftigen, und die Posten, die uns jeden Augenblick anklaffen, sorgen für Tempo. Auf ‚Haus Eicke‘ schaufelt Hirschberg fleißig; nach ein paar Tagen hat er eine Sehnenscheidenentzündung. Werner Sch., ein ungewöhnlich kräftiger Mann, springt unermüdlich jedem Kameraden bei, dessen Kräfte zu versagen drohen. Eben hat er viele Stunden Zementsäcke einen Weg von 40 Minuten getragen. Als er sieht, daß einer seiner Freunde dem Zusammenbrechenden nahe ist, packt er dessen Schaufel und in hohem Bogen fliegt der Sand zum nächsten Haufen. Weil er so tüchtig arbeiten kann, soll er nun Ziegelschleppen. Es werden ihm zwölf aufgebürdet, die er auf das Dach des ‚Haus Eicke‘ die Leiter hinauf balancieren muß. Aber weil die 18jährigen Posten den ‚starken Juden‘ noch immer nicht zusammensinken sehen, befehlen sie: „Doppelte Last aufnehmen.“ Nun wankt der Hüne mit einem Gewicht von fast zwei Zentnern die Leiter hinauf. Am Abend sitzt der prächtige, immer hilfsbereite Kamerad in sich zusammengesunken, ‚fertiggemacht‘ an unserem Tisch und gesteht seinen Freunden Selbstmordgedanken. Fronarbeit auf ‚Haus Eicke‘!

Ein einziges Kommando sitzt im Lager, dessen Anblick zum Lachen reizt, die Steinklopfer. Weil meine Füße noch immer nicht ganz in Ordnung sind, teilt mich der Blockschreiber zum ‚Steineklopfen‘ ein. Es waren die erfreulichsten Stunden meiner Lagerzeit. Morgens, wenn der Appell beendet ist – wir stehen jetzt erst um halb sechs Uhr auf, treten um 6 Uhr 30 zum Appell an und beginnen um 7 Uhr 15 mit der Arbeit – laufen wir zum Steinklopfer-Platz. Wir hoken, einen Meter vom Draht, auf kleinen Steinhaufen, auf die wir ein schmales Kistenbrett legen. Begabte Handwerker haben ein Brett über einen Holzpflöck genagelt und sich so einen Sitz geschaffen. Vor uns liegen Granitsteine, Ziegelreste, alte Kacheln. Große Aschenhaufen werden täglich neu aufgeschüttet. Die Asche ist gegen ein Sieb zu werfen, und wer nicht Steine klopft, trägt sie in Kästen oder Tragen in den ‚Schlauch‘, wo sie auf den Weg gestreut wird. Dorthin kommt auch das Produkt unserer Klopfarbeit, der Schotter, der gemeinsam mit der Asche eine gute Wegdecke gibt. Wieder werden menschliche Pferde vor die Walzen gespannt, die den Weg festpressen. Wir lösen uns ab: ein paar Stunden zerschlagen wir Steine, und dann schleppen wir sie in Kolonnen von 25 Mann fort. Eine gemütliche Gesellschaft hat sich da versammelt und schichtet zum Steinklopfer und Straßenbauer um. Eugen Gumpert hat einen Schubkarren erwischt, von dem er sich nicht trennt. Er sieht grotesk aus. Seine Brillenbügel hat ein Faustschlag beim Empfang zerbrochen; so muß er jetzt eine Leukoplastbrille tragen. Reichsgerichtsrat Cohn hat seine Tätigkeit als Straßenkehrer mit Steine klopfen vertauscht. Der herzkrankte Dr. L. ist mein Nebenmann und liest mir ein Kolleg über den neuesten Stand der Rassenforschung, die er seit vielen Jahren wissenschaftlich pflegt. Kammergerichtsrat Dienemann siebt fleißig, gemeinsam mit den Brüdern Liebermann. Rechtsanwalt Masur vom Kammergericht dagegen trägt lieber Aschenkästen, während Gerhard Meyer und Georg Cohn mehr für Steine klopfen übrig haben. Bankier Mittwoch serviert uns die Steine, die er von einem Haufen auf einer Schaufel holt, und Obermagistratsrat Pagel kritisiert, von Haftpflichtgrundsätzen ausgehend, daß bei dieser gefährlichen Arbeit Steinklopferbrillen fehlen. Stadtrat Langer, der

früher Staatsanwalt war, ist trotz seiner 61 Jahr, ein erfolgreicher Klopfer. Rechtsanwalt Z. dagegen gefällt es in unserer Gesellschaft wenig; er ist müde und traurig und denkt nur an zu Haus.

„Kalt heute, Hans. Aber wart mal, in drei Stunden kommt die Sonne. Bis dahin hauen wir den ganzen Haufen zusammen und werden warm“, sagt Gerhard Meyer, und obwohl uns niemand antreibt, zertrümmern wir die Ziegel, als ob wir für jeden zerschlagenen Stein eine Extrabelohnung bekämen. Wir haben Namen für besonders harte. „Komm her, Goebbels, ich schlage dir auf den Kopf. Siehst du, auch du gehst einmal kaputt.“ – „Hau doch dem ‚Vierkant‘ auf den Schädel! Spitz muß du schlagen. So, jetzt hast du es ihm richtig gegeben.“

„Was macht dein Hintern?“

„Danke, leicht angefroren. – Heut wollen wir Zigaretten kaufen. Hast du Geld?“

„Ich gebe 20 Pfennig.“

„Du bist wohl Millionär.“

„Der Wisten vom Kulturbund ist entlassen worden. Habt ihr schon Zeitungen? Bei uns liegt der „Völkische Beobachter“, „Der Angriff“ und „Das Schwarze Korps“. Wir haben sie abonniert. Der Goebbels hat ein Interview gegeben: er hat den Kulturbund wieder aufgemacht. Deshalb haben sie den Wisten neulich Abend wie verrückt in allen Baracken gesucht. Sie konnten ihn gar nicht schnell genug entlassen. Noch am späten Abend ist er abgezogen, der Glückliche. Und der Ehrlich spielt ‚Gemischtes Kompott‘, weil die Juden nichts zu lachen haben. (Damals wußten wir nicht, daß der ‚Reichskulturwalter‘ Hinkel auf Befehl Goebbels’ den Kulturbund gezwungen hatte, zu spielen und so „normales Leben“ zu mimen. Ehrlich hat mir später erzählt, daß er eine halbe Flasche Cognac trinken mußte, ehe er vor sein Publikum treten konnte.)¹²⁴

„Paß auf, wir werden auch entlassen. Das Lager wird aufgelöst. ich hab’s von der Schreibstube.“

„Du hast wohl einen eigenen Sender: Sachsenhausener Latrinen-Parol-Sender!“

¹²⁴ Benno Cohn berichtete, daß er als Vorstandsmitglied des Kulturbundes zusammen mit Singer und anderen jüdischen Verbandsfunktionären zum Reichskulturwalter Hinkel bestellt worden war. Während alle neue Drangsalierungen erwarteten, eröffnete ihnen Hinkel, daß den Juden künftig verboten sei, deutsche Theater und Konzerte zu besuchen, und der Kulturbund seine Tätigkeit am 20. November wieder aufzunehmen habe. „Wir rangen nach Fassung, so überrascht waren wir. Dann sagte Singer sehr ruhig: ‚Herr Reichskulturwalter, die Deutschen Juden haben im Augenblick vollkommen andere Sorgen, als ins Theater zu gehen. Zehntausende sitzen im Konzentrationslager. Mein Regisseur ist verhaftet. Glauben Sie, dass Juden ins Theater kommen werden, auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden?‘“ Hinkel verlangte daraufhin ein Liste mit Schauspielern, die nötig seien. „Wir entschlossen uns, das Beste aus der Lage zu machen, und es gelang uns, dadurch 20–30 verhaftete Schauspieler aus dem Lager zu retten. Die Anforderung erfolgte so prompt, daß manche Schauspieler nachts um 3 Uhr aus den Baracken geweckt und sofort der Prozedur der Entlassung unterworfen wurden.“ Benno Cohn, November 1938; Yad Vashem Archives, Collection Ball-Kaduri, 01/5; S. 2–3.

„Achtzehn!“

Die Hämmer beginnen wie wild zu klopfen, es klingt wie in einer Schmiede.

„Na, ihr Spitzbäuche, ihr Specksäcke! Sieh dir mal das faule Judenpack an. – Was bist du von Beruf?“

„Angestellter“, sagt Gerhard Meyer, in Wirklichkeit früherer Konfektionär und sehr wohlhabender Hausbesitzer.

„Was hast du verdient?“

„25 Mark in der Woche.“

„So wenig? Du Schwein, du lügst ja!“

„Im Durchschnitt bin ich auf nicht mehr als 25 Mark die Woche gekommen. Wenn's gut ging, hab ich's manchmal auf 28 Mark gebracht.“

„Was bist du?“

„Ich war Angestellter und habe jetzt ‚auf Maurer‘ umgeschichtet“, antwortet Rechtsanwalt Georg Cohn treuherzig.

„Was hast du verdient?“

„Hundertdreiundsiebzig Mark 50 den Monat.“

„Das ist ja Schwindel, du bist sicherlich Millionär!“

„Ich hab gar kein Vermögen! Aber meine Frau hat ein Sparkassenbuch.“

„Eine Million, was?“

„Nein, ich glaube, sie hat jetzt gerade 1000 Mark gespart.“

Ein paar Flüche, Meditationen über die sprichwörtliche jüdische Faulheit und die Arbeit, die man uns hier lehren wolle, und die Scharführer schlendern davon.

„Fünfzehn!“ Das Hämmern, das die liebenswürdigen Ansprachen laut begleitet hat, läßt nach und wir besprechen wie bei der Manöver-Kritik die Antworten.

„Gerhard, dir glauben sie deinen Wochenlohn nicht.“

„Ich bin hier Angestellter. Über 28 Mark geht ich unter keinen Umständen hinaus.“

Es ist nicht ratsam, seinen wahren Beruf zu nennen. Das gibt nur Anlaß zu blöden Schimpfereien und reizt zu Betrachtungen über jüdisches Parasitentum.

Dienemann hat ein neues System erfunden: er hat die Lagerstraßen benannt.

„Achtzehn am Kurfürstendamm!“

„Mach keinen Quatsch! Das ist ‚der Henker‘, der kommt ja nicht her; der geht in den Bunker und legt die Leute übern Bock.“

„Achtzehn! Augsburgerstraße!“

„Ach die in der Augsburgerstraße! Die tun uns nichts, die kommen nicht zu uns, die tragen ja Wasser zum Turm.“

„Achtzehn, Achtzehn!“ Das bedeutet ganz dicke Luft. ‚Vierkant‘ und der Lagerführer wälzen sich heran, hinter ihnen etwa fünfzig Zivilisten. Wir schlagen auf die Steine, daß die Fetzen fliegen. ‚Vierkant‘, der eine Kommission führt und Erklärungen gibt, baut sich vor uns auf: „Also hier sehen Sie die Juden von der November-Aktion, alles Großkaufleute, sogenannte Wirtschaftsjuden, Volksausbeuter. – Was sind Sie?“

„Bergmann, Herr Kommandant.“

„Bergmann? Sie sind doch Jude. Wie lange machen Sie das schon?“

„Vierundzwanzig Jahr, Herr Kommandant.“

„Was sind Sie?“

„Tapezierer, Herr Kommandant.“

„Was sind Sie?“

„Richter“, antwortet Reichsgerichtsrat Cohn.

„Sie haben also über deutsche Volksgenossen zu Gericht gesessen. Warum haben Sie das getan?“

„Weil meine Vorgesetzten das angeordnet haben.“

Und nun ergießt sich ein Kübel billigen Hohns über den jüdischen Reichsgerichtsrat, der, die Mütze in der Hand, mit gütig-traurigen Augen in das aufgedunsene Gesicht ‚Vierkants‘ blickt. Der Herr SS-Oberführer ahnt nicht, welches Leben voller Ritterlichkeit und Mut dieses Mitglied des höchsten deutschen Gerichtshofs, das nun Zuchthauskleidung trägt, gelebt hat. Als Assessor hat Cohn seine Laufbahn mit einer Eingabe an den Justizminister aufs Spiel gesetzt, weil ihm ein Wahrspruch der Geschworenen als Justizmord erschien. Die Herren des alten Deutschland haben diesen Kampf ums Recht mit Beförderung zum Landgerichtsrat belohnt, und der Landgerichtsrat Cohn ist kraft Leistung und Begabung rasch zur höchsten Stufe deutschen Richtertums emporgestiegen. Der Herr des neuen Deutschland hat ihn davongejagt, und sein getreuer Knecht ‚Vierkant‘ grinst und höhnt, wie es die achtzehnjährigen Posten tun. Er ärgert sich, daß er nicht einen einzigen ‚Wirtschaftsjuden und Volksausbeuter‘ hat vorstellen können. „Sie sehen, meine Herren, hier sind eben alle Berufe vertreten.“ Das scheinen Gestapisten gewesen zu sein, die ‚Fressen‘ sahen so aus.

„Cohn, sei nicht traurig. Das reicht doch nicht an deine Stiefelsohlen...“ Aber Cohn leidet, er ist verletzt. Er verwindet die Begegnung mit Bosheit und Niedertracht schlechter als wir. In mir leben in solchen Augenblicken zwei Worte: ‚Brüder, ihr tötet den Geist nicht‘, aber auch bitter: ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahret sie!‘ Mir scheint diese Haltung des deutschen Idealismus bitterster Hohn auf die Schmach der ‚Menschen-Vernichtungsanstalt‘, und gerade deshalb geht mir das quälende Wort nicht aus dem Sinn.

„Hör mal, Zwillenberg! ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie.‘ – wie gefällt dir das hier?“

„Nimm solche Worte in dieser Umgebung nicht in den Mund“, antwortet Zwillenberg sehr ernst, „Du schändest sie.“

Es ist Freitagabend, und ich grüße den freundlichen Rabbiner Dr. David: „Gut Schabbos, Kamerad Rabbiner! Darf ich dich etwas fragen?“ Wir sitzen in der Baracke zusammen, in der unsere Kameraden Zeitung lesen, nähen, Eßnapfe putzen oder das eine Taschentuch trocknen, das die meisten nur hier haben. Es lärmt wie stets, obwohl jeder nur halblaut spricht.

„Wo steht das: ‚Und Mose erschlug den Ägypter‘ und wo: ‚Du sollst nicht stehen bleiben beim Blute deines Nächsten!‘? Du weißt doch, warum ich dich frage. Die Bibel wiederholt sich. Wir sind hier in Ägypten.“ Der Rabbiner gibt mir die Zusammenhänge, und ich sehe die biblischen Bilder ganz deutlich. Hier aber ist kein Mose, der unseren Fronvogt erschlägt.

Ich habe oft mit dem stillen feinen Rabbiner gesprochen. Es gab da noch ein Wort, eins aus der Bibel, das mich begleitete; es war tröstend und niederdrückend zugleich: „Wächter, wie spät ist es in der Nacht? – Es kommt der Morgen, und es kommt die Nacht.“ Für ihn, den Rabbiner, würde der Morgen der Freiheit bald kommen, denn ein Gerücht sprach von der Entlassung der mehr als Sechzigjährigen. Er wartete ergeben auf diesen Morgen. Ich aber würde noch lange warten müssen. Ich spürte, daß die Resignation dem erwachenden Lebenswillen immer stärker wich. Wisten war entlassen, Otto Hirsch und Lilienthal von der Reichsvertretung sind nun auch frei¹²⁵, Dr. M. ist beurlaubt, weil sein Vater im Sterben liegt. (Er hat das KZ nicht gut ertragen, der preußische Leutnant M., der es so gar nicht verwinden konnte, daß er eine Militärmütze ohne Kokarde tragen mußte. Ich habe nie verstanden, wie man sich durch das Treiben dieser SS degradiert fühlen konnte.) Die alten Leute aus Ostfriesland sind auch entlassen worden. Es gab also Entlassungen! Abends, nach Appellschluß, werden die Glücklichen aufgerufen. Nun lauern die Kameraden bei jedem Namensaufruf. Jeder horcht mit hämmern-dem Herzem, Bin ich dabei?“ und ist schmerzlich enttäuscht, wenn sein Name wieder nicht gerufen wird. – Das ist Gefangenschaft. Wann hätte man sich je als Soldat oder im Krieg so dem Ende entgegensehnt. Einmal, irgend einmal werde auch ich dabei sein, wenn nicht ... Bis dahin gilt es ‚durchhalten‘! Qui vivra verra¹²⁶! Die Hauptsache bleibt das vivre.

Wenn doch auch die Alten durchhielten! Ich beobachte sie jeden Tag, unsere Alten, den 69jährigen Labisch, den 71jährigen Capell, den ebenso alten Laser und den vornehmen Fabrikanten Hermann aus Westfalen, der nicht einmal eine Mütze für sein weißes Haar hat. Er wird täglich schwächer, er leidet unter dem Elend seines Sohnes, der mit ihm hierher gebracht ist, fast mehr als unter seinem eigenen. „Ist es nicht ein Verbrechen, daß wir Kinder haben, Kinder in dieser Welt?“ Die anderen halten sich überraschend gut. Sie stehen um fünf Uhr auf, klopfen Steine und essen abends ihre erste und einzige warme Mahlzeit. Aber wie lange werden ihre Kräfte noch reichen? Ich frage sie, wie sie sich fühlen, und sie gestehen, daß sie sich viele solche Tage nicht mehr zutrauen.

In der Nacht beginnt einer zu phantasieren; aber er schreit nicht aus dem Schlaf, er spricht wirres Zeug, obwohl er wach ist. Dr. Bär wird neben ihn gelegt, und es gelingt ihm, den armen Arthur zu beruhigen. Arthur hat ‚Dachschaden‘, so heißt Geistesstörung im Lagerjargon. In der ‚Kolonne Dachschaden‘ sind die Leute, die

¹²⁵ Ernst Herzfeld berichtet in seinen Erinerungen, daß Leo Baeck und er immer wieder überlegt haben, wie die Festgenommenen freizubekommen seien. Als die Gestapo von Baeck verlangte, die Reichsvertretung solle ihre Arbeit, d. h. die Bemühungen um die Auswanderung, wiederaufnehmen, erklärte dieser, ohne Hirsch und Lilienthal sei dies unmöglich. Auf die Frage, ob Hirsch seine rechte Hand sei, habe Baeck geantwortet: „Nein, ich bin die linke Hand von Hirsch.“ Tatsächlich seien Hirsch und Lilienthal wenig später auf Veranlassung des Gestapa aus Sachsenhausen wieder entlassen worden. Ernst Herzfeld, *Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933–1938*; Yad Vashem Archives, Collection Ball-Kaduri, 01/8, S. 44.

¹²⁶ Wörtlich: Wer leben wird, wird sehen, also frei übersetzt: Die Zukunft wird es zeigen.

nicht alle Sinne beisammen haben, zusammengefaßt. Sie ziehen schleichend auf ihren Arbeitsplatz in der Kiesgrube, wo sie Kacheln zu Kalkstaub klopfen. Es ist ein jammervoller Anblick: Blöde Gesichter, Menschen mit starrem oder ewig lächelndem Ausdruck, aber auch geistig normale mit der gelben Binde des Halbblinden oder Tauben sind darunter. Sie alle sind ‚lagerfähig‘. ‚Lumpen und Ganoven‘, wie der Lagerführer uns nennt, verdienen keine Rücksicht. Man ist schon sehr großzügig, wenn man die Behinderten in der ‚Kolonne Dachschaden‘ leichte Arbeit machen läßt.

Ein neuer Morgen beginnt. Am Tor werden die Hakenkreuz- und die schwarze SS Fahne aufgezogen, Symbol unserer, deutscher Rechtlosigkeit. Ich bin überglücklich, wenn ich mich für einen Tag wieder bei den Steinklopfern unterbringen kann. Wir gehen mit Asche und Schotter den Weg zur Abladestelle eine halbe Stunde, gemächlich, wenn uns nicht gerade ein SS-Mann ‚im Laufschrift‘ bewegt. Als wir am Bunker vorbei kommen, brüllt der ‚Eiserne Gustav‘ unserem Kolonnenführer Adolf Burg etwa wie ‚Mal Klingeln‘ zu. Adi rennt dienstbeflissen zum Bunker und läutet dreimal, wie er es verstanden hat. Der ‚Eiserne Gustav‘ hat nur einen Druck auf den Klingelknopf gewünscht und bestraft das ‚Verbrechen‘ mit zwei furchtbaren Ohrfeigen, die dem Jungen die Tränen ins Gesicht treiben und die Backen schwellen lassen. Ich greife in meine Tasche und gebe Adi ein Stück Wurst, das ich in der Kantine erstanden habe, zur Beruhigung. Georg Cohn trabt unsere Kolonne entlang und sammelt Geld, um Adi mit Zigaretten, Bonbons und Schokolade zu trösten. (Der Einkauf in der Kantine ist jetzt auch für Juden freigegeben; sie dürfen die Erholungsstätte zwar nicht betreten, aber ihre Aufträge an einen Blockeinkäufer leiten.)

Vor solchen Zwischenfällen ist man nirgendwo sicher. Harzen warnt uns jeden Abend: „Manche von euch wissen noch immer nicht, wo sie sind. Die Lage hier ist furchtbar ernst, ich sage, furchtbar ernst.“ Wir, die Steinträger, sind uns dessen bewußt, und gerade deshalb freuen wir uns über jede ruhige Viertelstunde. Uns geht es ja verhältnismäßig gut. Wir können zum Beispiel die Turmuhr sehen, bei unserem Gänsemarsch auch die Gefahren besser überblicken und uns auf dem langen Weg unterhalten. Wenn die Braunen nicht gerade um die Ecke fegen, sehen wir sie schon von weitem und stellen unser Gespräch ein. Während unser rechter Arm den Schotterkasten auf der Schulter festhält, diskutieren wir juristische Probleme, große Politik und bauen Luftschlösser. Die Kolonne hat ihre Kästen geleert. Wir stehen im äußersten Lagerwinkel zwischen den Baracken und verschnauften. Ein Barackenfenster öffnet sich, ein asozialer Stubendienst-Kamerad läßt sich blicken: „Alter, warum hast du keine Mütze?“

„Ich habe keine bekommen. Hast du nicht eine übrig?“

„Leider nicht, aber hier nimm meinen Schal.“

Der alte Heymann aus Kosel wehrt ab:

„Ich kann dir doch deinen Schal nicht wegnehmen. Den brauchst du doch selbst, du hast ihn dir doch eben vom Hals genommen.“

„Nimm den Schal und halt die Schnauze! Und morgen holst du dir ein paar Strümpfe von mir. Was die mit euch Juden machen, das ist eine Schweinerei.“

Wir alle sind gerührt: die Menschlichkeit hat sich zu den Asozialen und zu den Berufsverbrechern gerettet. Heymann fragt uns leise, ob wir ihm nicht etwas Schokolade oder Zigarren für den guten Kameraden geben können. Der hört das:

„Ihr Juden wollt immer gleich bezahlen. Mach, daß du wegkommst! Ich nehme von euch nichts!“

„Wie lange bist du hier, Kamerad?“, frage ich.

„Acht Monate. Aber laß mal! Einmal komme ich schon raus, und dann wird abgerechnet! Aber richtig! Die werden was erleben.“

Unsere Kolonne muß zu den Steinklopfern zurück. Wieder wird Schotter geladen und die Kästen werden hoch gefüllt, damit die SS befriedigt ist. Masur und ich tragen Holzbahren, auf die die Steine geladen werden. Wir tragen und klopfen, klopfen und tragen. Endlich dürfen wir Hämmer und Tragen einräumen. Der Abend-Appell beginnt. Die Züge marschieren ein. Wenn sie wegtreten, um sich in ihren Blocks zum Appell zu formieren, wirken diese 13 000 durcheinander wirbelnden Menschen in schmutzig grauer Uniform, die im Laufschrift zu ihren Blocks trappeln, wie ekliges Gewürm, das sich am Boden windet.

„Al-les still! – Müt-zen ab! – Meldung! – Müt-zen auf!“ Aber das gewohnte Schlußkommando ‚Rührt euch‘ wird nicht gegeben, wir stehen in strammer Haltung, alles ist still. Plötzlich höre ich einen unbekannten Laut: Bum-bum-bum-bum. Es ist, als ob jemand eine Pauke schlägt. Das dumpfe Tönen will nicht enden. Bum-bum-bum-bum. Was mag das sein? Es bummt noch immer. Endlich Schweigen! Unser Block steht so weit hinten, daß wir nichts sehen und nichts hören können, was sich am Tor ereignet. Dort scheint Bewegung zu sein. Wir stehen noch immer in strammer Haltung. Plötzlich unterbricht die Stimme ‚Vierkants‘ die unheimlich-merkwürdige Ruhe: „Ich sage es zum hundertsten Mal: Lagerstrafen verlängern die Schutzhaft.“

Jetzt dürfen wir abrücken. „Was war da los?“, frage ich einen ‚alten‘ Juden. „Ach, da ist neulich ein Maler ausgerückt; draußen auf der ‚Neuen Siedlung‘. Sie haben ihn gekriegt und mit der Pauke herumgeschickt. Dann hat er 25 auf den ... bekommen. Hast du nicht gesehen? Übermorgen kriegt er noch mal 25. Inzwischen kommt er in den Bunker.“ Das wird mit nüchterner Sachlichkeit berichtet. Am übernächsten Tag war ich mit Übelkeit im Magen, ob die Pauke wieder bummt. Aber es bleibt ruhig, und wir dürfen wie gewöhnlich abrücken. „Was ist mit dem Maler?“ – „Der hat sich im Bunker erhängt.“

Ich überdenke, was in diesem Mann vor sich gegangen ist. Kühne Flucht, die hier beinahe selbstmörderisch ist. Eingefangen werden! Was muß ihm bei der Wieder-einlieferung geschehen sein! Dann dieser Spießrutenweg, an dessen Ende der ‚Bock‘ drohend stand. Im Bunker die Gewißheit, daß sich nach 48 Stunden die Folterung wiederholen würde. Es wird mit Stahlruten geschlagen, mit langen Stahlruten. Die ‚Blocks‘ vorn am Tor müssen mitangesehen haben, wie man den Körper zerfetzte.

Hier in London lese ich am 15. Juni 1939 im News Chronicle, was wirklich geschehen ist:

„Zwei oder drei Tage später machte ich die schmerzvollste Erfahrung meiner gesamten Lagerzeit. Über den Appellplatz kam ein Häftling eskortiert von zwei SS-Leuten. Dem Häftling war eine Regimentstrommel umgehängt und einen Trommelstab in jede Hand gegeben worden. Er wurde gezwungen, ohne Unterbrechung zu trommeln. In der Mitte des Appellplatzes stand der ‚Bock‘. Nachdem der Häftling dreimal um den Platz ständig trommelnd marschieren mußte, wurde er auf den ‚Bock‘ geschnallt und mit einer Stahlrutenpeitsche 25 Mal mit äußerster Kraft geschlagen. Der unglückliche Mann schrie wie ein Tier.

Nach dem fünfzehnten Hieb wurde er still, offensichtlich bewußtlos. Er wurde von den Fesseln gelöst und fiel zu Boden. Man befahl ihm, wieder aufzustehen, aber er blieb regungslos am Boden liegen. Zwei SS-Leute zogen ihn zu dem Hydranten, der für die Säuberung des Appellplatzes benutzt wurde. Die Mündung des Wasserschlauches wurde ihm in den Anus gesteckt und das Wasser aufgedreht. Der Mann begann wegen der unerträglichen Schmerzen zu brüllen, sein Körper schwoll an, und ein Strom dreckigen Wassers quoll aus seinem Mund. Seine Schreie gingen in ein Wimmern über, und das Wasser wurde abgedreht. Auf Befehl der Lagerkommandanten wurde der Mann in den Bunker geschleppt, wo er starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Er war ein arischer Häftling, der entflohen und wieder gefangen worden war. Die perverse Szenerie mit der Trommel, mit der der Häftling gewissermaßen zu seinem eigenen Begräbnismarsch aufspielte, und das Auspeitschen wurde häufig wiederholt, die Ermordung mit dem Wasserhydranten nicht. Lagerkommandant Baranowski verbot es.“¹²⁷

Diese Prozedur habe ich nicht gesehen, konnte ich nicht sehen, aber der Bericht scheint mir wahr zu sein. Ich weiß aus Buchenwald und aus Sachsenhausen, daß man Bewußtlose ‚mit dem Schlauch‘ behandelt; und an meinem Entlassungstage ich eine ‚milde Schlauchbehandlung‘ mitangesehen. Das also ist die Prügelstrafe, die wieder einzuführen dem Dritten Reich vorbehalten geblieben ist; die mit Vorsatz verhängte und mit peinlicher Genauigkeit ausgeführte Prügelstrafe. Wild geprügelt wird zwar den ganzen Tag. ‚Bello‘, ein Scharführer aus Pommern, schlägt besonders gern zu, tritt auch treffsicher mit den Stiefeln. Er stellt sich wuchtig auf meine Zehenspitzen, vielleicht weil ich mich nicht genügend ausgerichtet habe. Vorwände werden immer gefunden. Die Jacken werden aufgerissen, ob sich einer etwa Zeitungspapier zum Schutz gegen die Kälte in den Kragen gestopft hat. Vor mir steht ein junger Asozialer, bei dem ein Scharführer eine selbstgenähte Halsbinde entdeckt: „Die hast du gestohlen, Staatseigentum gestohlen.“ Und nun schlägt er auf meinen armseligen Vordermann ein, sechs, acht, zehn Ohrfeigen. Aber das genügt noch nicht. Er nimmt die Mütze und haut sie ihm mit solcher Kraft ums Gesicht, daß ich von jedem auslaufenden Schlag noch etwas abbekomme. Meine Backen glühen, obwohl nicht ich, sondern mein Vordermann die wirkli-

¹²⁷ Übersetzung aus dem Englischen. Die entsetzliche Geschichte erscheint in den übrigen Aufzeichnungen der Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen nicht; die Ermordung von Häftlingen mit Wasser, wie im Zeitungsbericht beschrieben, ist jedoch aus Konzentrationslagern wie Mauthausen überliefert.

chen Schläge erhalte. Dann wird das Unglückswesen aufgeschrieben und wahrscheinlich haben 25 offizielle verordnete Hiebe die Flucht vor der Kälte gesüht.

„Hast du das gesehen“, wispert hinter mir ein Asozialer, „O, Deutschland hoch in Ehren!“- „Das will der Führer nicht“, antwortet ein zweiter. Es durchzuckt mich, als wäre ich von einem elektrischen Schlag getroffen. Ich weiß nicht, was mich tiefer bedrückt: Dieser sadistische Ausbruch, wie er sich jeden Tag an Wehrlosen austobt oder die gläubige Naivität des Hitler-Opfers. „Das will der Führer nicht“! Noch hier im Lager, der Erfindung eines Hitler, stammelt einer, der von Hitler schuldlos um seine Freiheit gebracht ist, diese lächerliche Phrase.

Vor kaum einem halben Jahr habe ich den Schauspieler Freiherr von Zedlitz-Neukirch gesprochen. Die Russen hatten ihn mit hohen Filmgagen ins Land gelockt und ihn später wie fast alle Fremden in die Ljublanka gesteckt; sie brauchten wieder einmal „Geständnisse“, daß Rußland von Hitler-Agenten überschwemmt ist. Dort im Gefängnis der russischen Gestapo, der OGPU, hat er die gleiche Phrase gehört: „Das weiß Stalin ja nicht“. Die Propagandamethoden der Diktatur sind international. Das will der Führer. Alles das, das Prügeln mit und ohne Regel, ist Geist von seinem Geist. Mir ist eine Zeitungsnotiz von 1929 oder 1930 gegenwärtig. Hitler fährt in seinem Auto durch Thüringen, politische Gegner rufen ihm Schimpfworte nach. Die Autokolonne Hitlers hält, und seine Bravi¹²⁸ stürzen sich mit Nilpferdpeitschen auf die Marxisten und „machen sie fertig“. Dieser „schneidigen Tat“ rühmt sich die nationalsozialistische Presse. So beantwortet der Führer Angriffe auf seine Ehre.

Über die Prügelstrafe gibt es seit Generationen eine Diskussion der Strafrechtstheoretiker. Kaum einer, der es noch wagt, sich für sie einzusetzen. Das Argument, daß Prügeln den Geprügelten ebenso verroht wie den Exekutor, ist längst Gemeingut geworden. Hier im Lager wird es täglich in den aufgedunsenen Gesichtern der prügelnden Sadisten „schlagend“ bestätigt. Aber was schert das den Inspekteur der deutschen Konzentrationslager Eicke, seine Kommandanten und diese Lagerführer! „Hast du gesehen, wie der Lagerführer heute Fußtritte ausgeteilt hat? Ein deutscher Offizier, der mit dem Fuß tritt!“, redet mich unvermittelt ein Asozialer beim Morgen-Appell an.

Die Prügelstrafe ist „fein“ abgemessen. Es werden 15, 20 oder 25 Hiebe verhängt. Einige „Böcke“ stehen für das Anschnallen bereit. Aber man ist „human“. Die vom Kommandanten meist schriftlich angeordnete Prügelstrafe soll erst dann vollzogen werden, wenn der Arzt die Opfer untersucht hat. Diese traurigen Kolonnen verhärmter, verhungelter Häftlinge werden oft zum Revier an uns vorbeigeführt. Dort sieht sie der Arzt, aber wen wird schon ein „Grausam“ von der Tortur befreien! Im allgemeinen wird die Exekution im Bunker ausgeführt. Man ist ja „human“. Im Bunker hört höchstens Niemöller den Aufschrei der vergewaltigten Kreatur. „Nur“ dreimal hat man auch uns das Schauspiel auf dem Appell-Platz gegeben.

¹²⁸ Lateinisch für „Tapfere“, hier selbstverständlich ironisch gemeint.

Im Bunker wird auch die zweitschwerste Lagerstrafe vollzogen: der ‚Pfahl‘. Die ‚Karolina, peinliche Hals- und Gerichts-Ordnung Karl V.‘ kennt diese Strafart noch nicht. Auch ihre Erfindung war dem Zeitalter, nein dem Geist, jawohl dem Geist Adolf Hitlers vorbehalten. In Dachau und Buchenwald hängt man die Leute rasch an einen Baum. In Sachsenhausen, dem Musterlager, gibt es keine Bäume. Hier hat man säuberlich zwölf Pfähle in den Bunkerhof gerammt. An einem Querbalken hängen zwei kurze Stricke. Den Deliquenten werden die Hände hinter dem Rücken festgebunden, dann werden die gefesselten Arme hochgerissen und das Opfer wird rücklings an den Armen aufgehängt. Die Füße dürfen den Erdboden nicht berühren. Der Körper wird durchgebogen und lastet mit seinem ganzen Gewicht auf den gefesselten Handgelenken. ‚Vierkant‘ verordnet je nach der Schwere des ‚Verbrechens‘ eine Stunde oder auch zwei Stunden ‚Pfahl‘.

Im Lager spricht man mit bitterer Sachlichkeit über die Folgen des ‚Pfahls‘. Entweder kugeln die Arme aus dem Schultergelenk, oder es gibt Blutstauungen in den Handgelenken. Man hört von vielen, deren Handgelenke schwarz geworden sind. Es soll auch Tote am ‚Pfahl‘ gegeben haben. Aber ‚Grausam‘ geht nüchtern von Pfahl zu Pfahl und sieht sich die Opfer an, bevor er sein zweites Frühstück einnimmt.

„Ich war heut am ‚Pfahl‘“, sagt ein Asozialer während des Mittags-Appells. Ich zucke zusammen: „Wie hast du’s denn ausgehalten?“

„Ganz gut, nur die Handgelenke schmerzen mich, – sieh mal, hier waren sie abgeschnürt.“

„Was hast du denn ausgefressen?“

„Ich habe nach dem ‚Klingeln‘ (Appell-Beginn) noch einen Zug aus meiner Zigarette gemacht. Erst hab’ ich zwei in die Fresse bekommen und dann noch eine Stunde ‚Pfahl‘. Aber ich hänge ganz gut, weil ich früher Entfesselungskünstler auf den Märkten war. Aber, wenn du an den ‚Pfahl‘ kommst, wo du so dick bist, ... das ist bitter. Ich kann dir nur einen Rat geben: such dir einen dicken Strick aus, dann wird dein Handgelenk nicht so schnell schwarz.“

Die zwölf ‚Pfähle‘ sind jeden Tag besetzt. ‚Vierkant‘ ist nicht kleinlich: für einen Zug aus der Zigarette eine halbe Minute nach dem ‚Klingeln‘ hängt er den ‚Verbrecher‘ für eine Stunde an den ‚Pfahl‘. Kaum weniger gefürchtet sind die Versetzung in die „Strafkompanie“ (SK), wo man systematisch zum Tode geschunden wird, und der Bunker. Auch diese Arreststrafe hat ihre Abwandlungen: gewöhnlicher Bunker – Bunker bei Wasser und Brot, dunkler Bunker – dunkler Bunker mit Rückenfessel. Hitlers Phantasie ist ausschweifend.

Ein Kinderspiel gegen all das, was hier jede Stunde bringen kann, ist das ‚Torstehen‘, die kleine Lagerstrafe, die täglich 50 oder 100 Mal verhängt wird. Wir sehen die Torstehen morgens, wenn wir den dämmrig grauen Appell-Platz betreten und abends, wenn wir ihn im Dunkel verlassen. Gleich nach dem Morgen-Appell jagt ein Dutzend zum Tor, wo sie den ganzen Tag barhäuptig stehen müssen. Aber es gibt auch da wohl ausgetüfelte Abwandlungen: manche müssen in Kniebeuge verharren, andere hat man mit Kniebeuge und mit gehobenen Armen ans Tor ge-

stellt, besonders erfindungsreiche Scharführer haben Verkrümmungen für die Torsteher erdacht.

Nach dem Abend-Appell gibt es am Tor großen Zuzug. Jeder Arbeitstag schließt mit dem Kommando des Lagerältesten Oskar Müller: „Die ans Tor gestellt sind!“, und dann rasen aus allen Blocks die Leute, die zum Torstehen verurteilt sind, zum Tor, wo sie bis zum Schlafengehen bleiben müssen. Wenn sie in die Baracke zurückkommen, gibt es für sie kein Essen. Das gehört mit zur Torstrafe. ‚Tor‘ wird auch als Kollektivstrafe für ganze Blocks oder für die Vorarbeiter einer bestimmten Arbeitsstelle verhängt. Werden abends die Vorarbeiter vor die Front gerufen, so bedeutet das Taschenrevision. Wer Geld hat und nicht nachweisen kann, daß seine Angehörigen es ihm geschickt haben, hat sich von einem ‚Juden‘ bestechen lassen. Der Bestochene kommt an den ‚Pfahl‘ oder geht über den ‚Bock‘, seine Kameraden werden zur Warnung ans Tor gestellt. Während wir abends in unsere Blocks abrücken, zählen wir mitleidig, wieviel Mann heut wieder dem ‚Klingeln‘ entgegenfrieren.

In uns allen ist eine Stimmung ängstlicher Spannung. Wir wissen ja am Morgen nicht, ob wir nicht am Abend über dem ‚Bock‘ liegen, und wenn man sich auch noch so sehr zusammennimmt, sie werden schon einen Vorwand finden. Bis zum Überdruß hört man dazu den ganzen Tag von den Vorarbeitern: „Meinst du, ich gehe deinetwegen über den ‚Bock‘? Denkst du, ich laß mich an den ‚Pfahl‘ hängen, weil du schlapp machst?“, und man hat das entsprechende Empfinden. Obendrein verlängern Lagerstrafen die Schutzhaft. Was hilft’s, man muß sich vorsehen, und trifft einen der Arm der Ungerechtigkeit doch – wir können es nicht verhüten. Denn wir sind wehrlos, schuld- und wehrlos zugleich. Unsere Kameraden, die man in zehn Sekunden auf den ‚Bock‘ schnallt, und auf deren Rücken die Stahlruten niedersausen, sind das traurige Symbol unserer Ohnmacht.

Dreizehntausend Männer werden von einem Dutzend Maschinengewehren und ein paar Hundert jungen Burschen in Schach gehalten. Dreizehntausend Männer, eine kriegsstarke Division, sind der Willkür grausamer Kinder ausgeliefert. Täglich werden Kübel von Schmutz über ehrenhafte Menschen gegossen, achtzehnjährige Jungen lassen Häftlinge, die ihre Großväter sein könnten, bellen, krähen oder sie haben den ‚witzigen‘ Einfall, sie rufen zu lassen: ‚Meine Mutter ist eine Hure‘; Arbeitswillige werden jedem Arbeitserfolg zuwider wie Galeerensklaven angetrieben, Männer werden von Knaben geschlagen, getreten, gedemütigt und – Männer wurden von Knaben erschossen! Immer wieder frage ich mich nach den Motiven dieses infernalischen Treibens. Wenn die Arbeitszüge nachmittags einrücken, die Häftlinge zu ihren Blocks eilen, lugt jeder scharf aus, damit ‚es‘ ihn nicht erwischt. ‚Es‘ – das sind die Stiefelspitzen der Blockführer, die nach einem ungeschriebenen Lagergesetz die Arbeitszüge auf dem Appell-Platz erwarten und ‚in die Gegend treten‘. Ministerialrat Flatow und ich haben unsere ‚Laufstrecke‘ scharf überprüft, aber so sehr ich auch den Plan einhalte, ein wuchtiger Stiefeltritt „Bellos“ sitzt mir im Oberschenkel, und ich humpele meinem Block zu. Diesen tritt habe ich zehn Tage gespürt. Warum hat er mich getreten? Ich weiß es nicht, und er weiß es auch nicht.

Wenn unsere Blocks um fünf Uhr endlich über den dunklen Appell-Platz zur Baracke abmarschieren, begleiten uns wieder prügelsüchtige Perverse. Sie lachen in hämischer Vorfreude, lauern auf einen guten Augenblick, springen in unsere Marsch-Glieder und einer, dessen Gesicht vor widerlicher Lust feixt, schlägt meinem Nebenmann und mir zwei schallende Ohrfeigen. Die Züge dieses Gesichts haben sich mir eingebrannt. Die Schläge sind so wuchtig, daß unsere Mützen im Bogen davon fliegen. Der Wolf bellt schrill: „Ihr habt Staatseigentum verschleudert! Jetzt könnt ihr sie bezahlen!“ Er hat sie uns heruntergeschlagen, er weiß es genau; aber wir haben Staatseigentum verschleudert. Wir suchen im Dunkel, kriechen am Boden, unsere Kameraden stoßen und drängen, das Klatschen hat sie besorgt gemacht. Ich finde meine Mütze wieder. Der Wolf heult und sucht neue Opfer. Warum?

Ein zwanzigjähriger Junge befiehlt: ‚Mal hopsen‘ und läßt einen sechzigjährigen Juden wie einen Frosch springen. Der Alte wird rot, er ächzt, die Luft geht ihm aus, Tränen stehen ihm in den Augen, er kippt um, aber er muß sich wieder erheben und in Kniebeuge weiterhüpfen, bis ihn endlich der Abmarschbefehl befreit. Was mag sich die kleine Bestie bei dem Kommando ‚mal hopsen‘ denken? Vielleicht gar nichts, vielleicht so viel wie in dem Augenblick, wo sie ein Steinchen fortscharrt oder ein Stäubchen abputzt. Eine ganz bedeutungslose Sache: ‚mal hopsen‘. Daß ein alter Mann gedemütigt wird, daß ihm die Tränen in den Augen stehen, was schert das den jungen Kämpfer von der Totenkopf-Standarte?

Auf dem Appell-Platz sinken Menschen plötzlich um: Herzschlag! Tot! Der Schriftsteller Richard Wilde wird zum Appell hinausgetragen, er kann nicht mehr gehen, nicht mehr stehen. Kameraden legen ihn auf die Erde. Die SS sieht teilnahmslos zu, wie er langsam verendet. Ein ganz alter Mann wird zum Appell hinausgeschleppt, er hängt wie einst Hans Hirschmann über zwei Schultern. Jetzt gleitet er herunter.

„Der hat es hinter sich, der hat überwunden“, sagt Lachotzki zu meinem Nebenmann, dem Chirurgen Dr. Horwitz.

„Tot?“, frage ich.

„Tot!“, antwortet der nüchterne Arzt und ißt sein Brot weiter, „während meine Brocken in meine Tasche zurückgleiten. Die SS beachtet den Körper nicht, der mitten auf dem Appell-Platz liegt, bis er in den Leichenschuppen gebracht wird¹²⁹.

Der Appell geht weiter. Mit den Händen in der Hosentasche sieht die SS, Scharführer und Offiziere, lachend zu, wie wir das herabgestürzte Dach einer ausgebrannten SS-Baracke zu heben versuchen. Wir hatten die Baracke niederzureißen, und als das Dach zu Boden fiel, war ein Asozialer nicht rasch genug zur Seite gesprungen. Die Männer der Hitlerischen Kerntruppe wissen, daß ein Mensch unter dem Dach liegt. Sie rühren keinen Finger. Als wir endlich nach qualvollen Minuten das Dach hochheben, ziehen wir ein zerquetschtes Etwas hervor, das eben

¹²⁹ Richard Wilde ist laut Totenkartei der Gedenkstätte Sachsenhausen am 29. 11. 1938 umgekommen.

noch ein Mensch war. Der Mann soll drei Kinder haben. Die SS grinst neugierig, wir schütteln uns.

„Ihr Juden seid selbst zum Sterben zu dumm. Gestern hat die Lore einem das Bein abgefahren. Warum legt ihr denn nicht euren Kopf unter die Lore, warum laßt ihr euch nur das Bein abfahren?“ Ich starre dem 18jährigen Jungen, der an unser vorüberpatrouilliert, ins Gesicht. Auch er war auf einer deutschen Schule, und vor ein paar Jahren ist er konfirmiert worden. Warum sind die guten Lehren in ihm erstorben, warum? Warum hat man im Sommer ‚alte Juden abgeknallt‘? Nach System abgeknallt! Die Berichte aller meiner Kameraden von der Juni-Aktion stimmten überein. Es ist also wahr und nicht übertrieben: Man hat auf dem SS-Schießplatz Sachsenhausen Menschen eine Böschung hinaufgejagt, sie dann liegend herunterrollen lassen, sie wieder hinaufgeschickt und die Roll-Prozedur wiederholt. Fähnchen, zwei bis drei Meter vom Böschungsende entfernt, markierten die Postengrenze, die niemand überschreiten durfte. Das galt als Angriff auf die Posten, die sechs Meter von der Postengrenze entfernt standen, lauerten. In dem Augenblick, wo die Körper, die die Gewalt über sich verloren hatten, über die Fähnchen-Grenze hinausrollten, knallte der Posten. Auf diesen Augenblick hatte er gewartet. Der rollende Körper eines vor Erschöpfung fast Besinnungslosen hatte ihn ‚angegriffen‘. Das waren die ‚Erschießungen auf der Flucht‘, die mir im Sommer dieses Jahres den Schlaf genommen hatten.

Der Wiener Ministerialdirektor Niedermeyer, der aus alter katholischer Familie stammte, aber als Jude galt, weil er wohl eine jüdische Großmutter hatte, hatte so beseitigt werden sollen. Augenzeugen haben mir die Szene geschildert:

„Warum bist du hier, Niedermeyerchen? Na, sag!“

„Ich habe ein Buch gegen die Sterilisation geschrieben.“

„Na, dann lauf mal auf die Böschung, Niedermeyerchen! So, – hinlegen! Rollen! – Zurück marsch, marsch! – Hinlegen, rollen!“

Und das fünf, sechs, zehn Mal! Aber der Körper und der Wille dieses Mannes haben standgehalten.

Als die jungen Posten im Sommer 1938 täglich mehrere Juden so ‚auf der Flucht‘ erschossen, als das Sachsenhausener Lager allzu viele Tote stellte, griff der Vorgänger unserer blonden Bestie, der Lagerführer Nikolai, ein. Er erschien um vier Uhr morgens in den Juden-Baracken, brüllte die Kameraden an, weil sie sich von den Posten ‚locken‘ ließen und befahl: „Wenn euch die Posten wieder rufen, dann sagt ihnen: ‚Wir dürfen uns von unserem Arbeitsplatz nicht entfernen, der Lagerführer hat’s verboten!‘“ Dieser Befehl erklärte sich aus der anderen Methode des ‚Abknallens‘: Die Posten ‚lockten‘ die nichtsahnenden Häftlinge durch Zurufe an sich heran. Wer dem Befehl folgte und die 6-Meter-Grenze überschritt, wurde niedergeschossen. Waren die Berichte der Auslands-Presse unbequem geworden, war der Lagerführer ‚aufgefallen‘, hatte die Eingabe der ‚Reichsvertretung‘ ‚angesichts dieser entsetzlichen Folgen...‘ bei irgendwem ein menschliches Empfinden geweckt? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß seitdem das systematische Abschießen aufhörte.

Die Achtung vor den Urtatsachen des Lebens aber haben diese zweibeinigen Wesen, die sich Menschen nennen, nicht gelernt. Sie kennen keine Ehrfurcht vor dem Leben, und sie haben keine Scheu vor dem ewigen Antlitz. Ist es der Judenhaß, der jedes natürliche Fühlen ausgetilgt hat, ist es Rachetrieb oder nur Ausbeutung der Prügelfreiheit, die hier herrscht? Immer wieder erschauere ich vor so viel Verruchtheit. Nirgendwo bis zu diesen Tagen habe ich die Gemeinheit so nackt, der Grausamkeit so unmittelbar ins Gesicht gesehen; nicht in der jugendlichen Schonungslosigkeit der Schulzeit, gewiß nicht in den Gefängnissen, nicht beim Militär und nicht im Krieg. So dünn also war die Tünche unserer Zivilisation, daß ein paar Monate des neuen Gewaltregimes schon sie fortspülen konnte. Triumphierend stelzt Marquis de Sade durch das Lager und reibt sich kichernd die Hände: sein Geist lebt in tausend gelehrigen Schülern der Totenkopf-Standarten.

Wie mögen die Frommen unter uns das Erlebnis dieses Lagers bewältigen? Ich sitze mit dem Pfarrer Ehrenberg und Rechtsanwalt Chone in unserer Baracke. „Was hältst du von dem Thema ‚Und Gott schweigt!‘?“ frage ich den Protestant Hans Ehrenberg. Er ist der Abstammung nach Volljude, trat als Student zum Protestantismus über, war Philosophieprofessor in Heidelberg und ist, vom Gewissen getrieben, Pfarrer geworden. Ehrenbergs Auseinandersetzung mit seinem Vetter Franz Rosenzweig, dem er die Gründe seiner Taufe eindrucksvoll darlegt, ist in Rosenzweigs Briefen nachzulesen¹³⁰.

„Wäre das nicht ein guter Buchtitel? Unser Sachsenhausen-Buch müßte so heißen. Ich weiß, Dwinger¹³¹ hat sein Rußland-Buch so genannt. Aber – du wirst mich nicht für frivol halten – in einem viel weiteren Sinn als ihn etwa die Bibelforscher verstehen würden, zwingt sich mir hier jeden Tag die Formel auf: Und Gott schweigt.“

Ehrenberg zögert, dann sagt er leise:

„Manchmal schweigt Gott sehr lang.“

„Und wie ordnest du diese Institution hier in dein religiöses System ein? Was sagt es zu deinem Schicksal, zu unserem, zu diesem 10. November und überhaupt zu allem, was seit dem Jahre des Unheils geschehen ist?“

„Es ist eine Strafe über das jüdische Volk gekommen und auch über das deutsche.“

Unser Gespräch geht vom trockenen Wetter als dem sichtbaren Zeichen fürsorglicher Behütung – davon sprechen die Starken im Glauben jeden Tag – über

¹³⁰ Franz Rosenzweig, Briefe. Unter Mitwirkung von Ernst Simon ausgew. und hrsg. von Edith Rosenzweig, Berlin 1935.

¹³¹ Edwin Erich Dwinger (1898–1981), in Kiel geboren, geriet im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft und schrieb nach seiner Rückkehr aus Rußland 1921 mehrere Bücher, die zwar in der Form lapidarer Sachlichkeit vom Grauen des Krieges berichten, denen aber dennoch ein Pathos des Soldatischen unterliegt und die auf eine künftige Größe Deutschlands hoffen machen. Der Autor selbst hat den Nationalsozialismus begrüßt und unterstützt. Dwingers Buch „Und Gott schweigt...?“ erschien 1936.

Schleiermacher zu den modernen Protestanten, von denen einer hier Zeugnis ablegen muß für die Kraft, die ihm sein Glaube gibt. Ich bin mir nicht klar, wie dieses Lager auf seine Insassen wirkt. Im Angesicht der Peinigung kann man beides hören: Flüche und das Bekenntnis ungebrochenen Vertrauens. Neben mir hat gestern unvermittelt ein Asozialer vor sich hingeknirscht: „Wenn es einen Gott gibt, wie kann er das hier dulden?“

Und heute hat mich ein jüdischer Chemiker in ein Religionsgespräch gezogen. Er ist gläubig wie ein Kind, das Lager vermag ihm nichts anzuhaben. Die religiösen Kameraden erleben hier ihre Bewährungsprobe. Ehrenberg wird ohne Anlaß, weil er gerade im ersten Glied steht, gepackt und ‚ans Tor gestellt‘. Nach vier Stunden Frieren humpelt er matt und überhungert in die dunkle Baracke, in der wir anderen schon auf dem Stroh liegen. Karl flucht: „Was dieser Schuft, der dich ‚ans Tor gestellt‘ hat, hier schon angerichtet hat! Ich wäre ihm am liebsten an die Kehle gesprungen!“

Ehrenberg lächelt und nimmt dankbar Brot und eine Tasse Lager-Tee, den wir für ihn warmgehalten haben. Morgen wird er seinen Arbeitstag wieder mit einem Psalm beginnen, den er seinen jüdischen Kameraden Professor Treitel, Dr. Preiser und dem Musiker Leisorowitsch vorspricht. Diese vier Männer tun traurig-ernsten Dienst. Sie sind das ‚Leichen-Kommando‘. Das hat es bisher nicht gegeben. Jetzt erst, wo 6000 Männer aus Büro und Geschäft zu Schwerarbeit gezwungen werden und so viele bejahrte Juden hier vegetieren, wo septische Ausschläge und Lungenentzündungen umgehen, hält der Tod reiche Ernte. Sie täglich einzubringen, wird ein eigenes Kommando geschaffen. Die scharfe Trennung zwischen Juden und Ariern, die das Dritte Reich draußen so peinlich fordert, wird für die Toten nicht mehr gebraucht. Das Leichenkommando, diese vier feinen jüdischen Menschen, sammelt sie alle, die Asozialen und die Juden, die Zigeuner und die BVer. Es trägt sie aus dem Revier, wäscht sie, kleidet sie in ein Papierhemd und bettet sie auf Holzspäne. Dann nimmt sie der schwarze Kasten auf, den diese vier Männer drei, fünf, ja zehn Mal am Tag durchs Lager in den Leichenschuppen tragen. Es brüllt über den Appell-Platz: ‚Leichen-Kommando‘! Und dann marschieren die vier Kameraden, die jeder kennt und mit scheuem Blick begleitet, militärisch formiert ins Revier. In sechs Wochen haben sie mehr als 90 Juden eingesargt. Machmal stört sie die SS bei ihrem stillen Werk: „Die Juden pflegen doch ihre Toten auf Stroh zu legen.“

Und dann kommen finstere Vorstellungen zu Tage, abergläubische Totenbräuche und Riten, die seit Generationen, ja seit Jahrhunderten in den Köpfen von Menschen spuken, die wir einmal unsere Volksgenossen nannten. „Warum sterben gerade so viele Juden?“, fragt ein SS-Mann neugierig, nicht etwa teilnahmsvoll. Das Leichenkommando erklärt die Todesfälle aus dem plötzlichen Wechsel zwischen der gewohnten Büroarbeit und den Bedingungen des Lagers. „Da könnt ihr euch ja bei uns bedanken, daß wir endlich gesunde Menschen aus euch machen.“

„Wenn man schon hier ist“, meint Ehrenberg „so soll man wenigstens was Sinnvolles tun. Unser Dienst an den Toten erscheint mir sinnvoll.“ Mir und

uns allen auch. Wir sind den Kameraden dankbar, es werden reine Hände sein, die uns betten, wenn wir in unserem Kampf ums Leben unterliegen. Für die SS ist der jüdische Pfarrer ein sensationeller Anlaß, ihren ‚Witz‘ spielen zu lassen. „Was bist du, Pfarrer? Rabbiner, meinst du?“ Öfters wird er höheren SS-Führern vorgestellt, und seine ruhigen Antworten begleitet sie mit dem üblichen Hohn. Eines Vormittags wird unser Steinträger-Kommando angehalten:

„Arbeit absetzen, alle Juden sofort auf dem Appell-Platz antreten!“

Was bedeutet das?

„Entlassung“, sagt der dicke Gerhard.

„Habt ihr gehört: Sonderentlassungen!“, nimmt ein anderer die Parole auf.

„Massenentlassung!“

„Ich hab’s euch schon seit Tagen gesagt: Die haben mächtigen Stunk wegen der Aktion bekommen! Der amerikanische Botschafter ist abgereist.“

„Ich weiß es aus der Schreibstube: heute werden 500 entlassen!“

„500? Heut Abend sind wir alle zu Haus!“

„Wir werden einer Kommission vorgeführt, weiter nichts“, sage ich skeptisch.

Aber es ist weder eine Kommission da, noch geht es um Entlassungen. „Wo ist der jüdische Pfarrer?“ Ehrenberg ist nicht zur Stelle, und es werden Läufer ausgesandt, die Sensation für die Juden-Bilder-Galerie des „Schwarzen Korps“ zu suchen. Zwei Zivilisten mit einem Fotoapparat unterhalten sich mit dem ‚Eisernen Gustav‘ und deuten mit Fingern auf bestimmte Kameraden. „Ach so, wir sollen fotografiert werden, für den ‚Stürmer‘. Mir kann’s recht sein.“ – „Alle Ärzte links raustreten! – Rechtsanwälte rechts heraustreten! – Millionäre raustreten! – Was, keine da? Wer mehr als 100 000 Mark hat, vortreten!“

Der ‚Eiserne Gustav‘ geht mit den Fotografen prüfend durch die Gruppen, gafft uns einzeln an und langt sich etwa 60 Männer mit ausgeprägt jüdischem Typ. „Ist hier ein Rabbiner?“ – Aber die sind alle auf den ‚Klinkern‘. „Richter raustreten!“ Von denen nimmt er auch solche, die nicht den Typ verkörpern, den der ‚Stürmer‘ für jüdisch hält. Dann werden die ausgewählten Kameraden viele Stunden fotografiert; was als jüdische Nase figurieren kann, wird scharf im Profil aufgenommen. Manche sind wirksamer zu karikieren, wenn man ihnen den Kopf hochreißt und die Aufnahme von unten her macht. Der Mann aber, der sich zu dieser Schamlosigkeit hergibt, führt den Dokortitel einer deutschen Universität.

„Sieh Dir das nur gut an, Hans!“, sagt Gerhard, „Das dürfen wir nicht vergessen.“ Dieses niederträchtige Spiel wiederholt sich zwei Tage später, und dann sehen wir im „Schwarzen Korps“ und im „Angriff“ die Bilder unserer Kameraden. Man hat ihnen Pickel und Stoppel ins Gesicht retuschiert, die Zuchthausjacken aber hat man verschwinden lassen. Unter den Fotos steht: „Siegfried Cohn, sogenannter Arzt, bekannter Kinderschänder“ oder „Manfred Levinsohn, früher Anzeigenvertreter, jetzt Betrüger.“

Ich bedauere sehr, daß man mich der Ehre, in Zuchthauskleidung fotografiert zu werden, nicht gewürdigt hat. Mitte Dezember haben italienische Minister,

denen die Erziehungsanstalt besonderer Art gezeigt wurde, Privataufnahmen gemacht. Dabei bin auch ich auf einen Gruppenbild gekommen. Einen Ausschnitt – leider ohne mich – bringt die Londoner Zeitschrift ‚Parade‘ vom März 1939. Das Scheusal Baranowski ist mir auf diese Weise im Bild erhalten geblieben.

Kommissionen wie die der italienischen Minister kommen öfters ins Lager. Dann baut ‚Vierkant‘ Potemkinsche Dörfer. Der Lagerführer hatte uns acht Tage Heizverbot zudiktirt, aber wir brauchen nur fünf Tage zu frieren: es naht eine Kommission, und die Barackenschornsteine dürfen, nein, müssen rauchen. ‚Es soll auch Gulasch geben, richtigen Gulasch‘, flüstert der Sachsenhausener Latrinensender. Die Kommission soll in der Lagerküche Appetit bekommen.

Neulich waren japanische Journalisten da, diesmal kommen deutsche Offiziere. Zwei Baracken werden als ‚Muster-Blocks‘ gezeigt. Seit fünf Tagen werden sie geputzt und gescheuert. Vertrauenswürdige ältere Kameraden erzählen mir, wie unverfroren Baranowski lügt. Er läßt die Fleischvorräte der SS-Küche und des Offizierskasinos in die Häftlingsküche schaffen und fragt dann vor den Besuchern die Köche ganz beiläufig:

„Was macht ihr bloß mit dem vielen Fleisch? Das ist wohl Gulasch?“

„Den gibt es morgen, Herr Kommandant.“

„Aber die Unmenge Koteletts?“

„Die sind für Sonntag, Herr Kommandant!“

‚Vierkant‘ tut sehr erstaunt: „Morgen Gulasch, Sonntag Koteletts, na, ihr lebt nicht schlecht.“ Daß das Fleisch und der ebenfalls sichtbar aufgetürmte Kuchen sofort wieder zur SS zurückgeschafft werden, wenn die Kommission den Rücken kehrt, verschweigt er natürlich.

„Und dies, meine Herren, ist unser Garten. Hier züchtet sich jeder Häftling seine Tomaten, wenn er will.“ Der Garten ist da, die Tomaten auch, Häftlinge arbeiten darin, aber auch hier sind sie Fronknechte der Lagerverwaltung; wehe dem Häftling, der eine Frucht aus dem SS-Paradies essen wollte!

„Wo kommt Ihr denn her?“

Die Kommission steht vor der Kantine, in der Geld, unser Geld, das wir von unseren Angehörigen erhalten, ausgezahlt wird. (Der Massenandrang hatte übrigens die Auszahlung verstopft, und ich habe statt der erlaubten 15 Mark wöchentlich in sieben Wochen nur 45 Mark erhalten.)

„Also ihr habt Geld bekommen! – Kommen Sie mal her, wieviel haben Sie denn bekommen?“

„Zehn Mark, Herr Kommandant.“

„Und Sie?“

„Fünf Mark, Herr Kommandant.“

„Sehen Sie, meine Herren, dieser Häftling ist noch nicht so lange im Lager. Deshalb hat er nur fünf Mark bekommen. – Und Sie?“

„15 Mark, Herr Kommandant.“

„Aha, der ist schon länger hier. Ja, wer seine Pflicht tut und fleißig ist, bekommt eben mehr.“

Ich habe folgende Szene in Gegenwart der italienischen Minister miterlebt: ‚Vierkant‘, die Italiener, hohe SS-Führer mit groben Zügen, die Uniformen geschmacklos mit Silberschnüren überladen, halten auf dem Industriebhof auch meine Arbeitsgruppe an.

„Also das, meine Herren, sind Zigeuner und Juden. Die Zigeuner – lichtscheues Gesindel, Faulenzer, natürlich alle vorbestraft. Der da ist 25 Mal vorbestraft.“ Er fragt den jungen Zigeuner, auf den er eben hingedeutet hat, wie oft er vorbestraft sei, und der Häftling antwortet leise: „Einmal, Herr Kommandant.“ – „Sie hören, 25 Mal. Natürlich im Wagen gelebt, was? Musiker, wie?“ So wagt er, Menschen ins Gesicht zu lügen, plump wie das System, dem er dient.

An der Spitze der deutschen Offiziersgruppe, die das Lager besichtigt, tritt der Herr SS-Oberführer über den Appell-Platz. Deutsche Generale, Infanterie-, Flieger-Generale und Admirale, Träger einer alten Tradition, die einmal auf Ehre hielt, lassen sich von dem SS-Monstrum führen. Ihre Gesichter sehen anders aus als ‚Vierkants‘ Wildschweinkopf. Aber auch sie gehen gleichgültig an den Judengruppen vorüber, blicken sich kaum um. Wir möchten ihnen zurufen „Besichtigen Sie uns doch, sprechen Sie doch mit uns. Hier stehen viele deutsche Offiziere, die die ‚Vierkants‘ eingefangen haben. Nicht gefangengenommen, meine Herren! Die Übermacht hat sich an wehrlosen Menschen vergriffen! Und Sie, meine Herren haben das zugelassen!“ Unsere Blicke folgen der Generals-Gruppe, die langsam dem Offiziers-Kasino zustrebt: „Guten Appetit! Sie haben ihn sich ja nicht durch Gespräche mit uns verderben lassen. Und die Särge hat man ihnen wohl auch nicht gezeigt. Guten Appetit!“ „Die sind schuld“, sagen wir, „die hätten die Macht, den Spuk zu verjagen. Das sind Soldaten; die brauchten die SS, das feige Prügelpack, nicht zu fürchten. Bramarbas, die Karikatur des Soldaten kämpft nicht!“ – „Die mögen auch schuld sein“, sagt einer, „Aber die eigentlichen Schuldigen sind die Friedensmacher von München. Die haben uns mit ihrem Septemberfrieden den Aufenthalt in diesem Vergnügungspark beschert.“

Die sudetendeutschen Juden sind von dieser Meinung nicht abzubringen: „Wenn er nur im September den Krieg angefangen hätte, euer Herr Hitler, wir hätten ihn schon zusammengeschlagen, und ihr wäret heute erlöst.“ Die Diskussion darüber scheint mir müßig. Wichtiger wäre mir zu wissen, wie der 10. November vom Volk aufgenommen wurde: ob er eine ernsthafte Stimmungsoption, ob er Parteiwiderstände, etwa in dem angeblich bürgerlich denkenden Göring-Kreis ausgelöst, ob das Volk sich gerührt hat. Jede Nummer der Nazi-presse bringt spaltenlange Aufsätze, Notizen, Bilder über die bösen Juden. Die ältesten Ladenhüter werden hervorgeholt. Die antisemitische Propaganda hat in den Wochen nach dem 10. November nicht etwa ausgesetzt, sondern sich förmlich überschlagen. Was bedeutet das? Ich kombiniere: Entweder ist eine echte Empörung im Volk, die man beschwichtigen muß; deshalb werden jetzt alle nur erdenklichen Gründe für die Schuld der Juden dargetan, gegen die sich das Volk angeblich spontan erhoben hat.

Oder Auslandspresse und Auslandsstimmung haben auf den Pogrom so turbulent geantwortet, daß man noch einmal – zum wieviel hundertsten Mal? – die antisemitische Basis des Nationalsozialismus darzutun für notwendig hält. Oder der 10. November war nur ein Anfang und neue zusätzliche Schläge werden vorbereitet.

Der erste und dritte Grund sind mir als Motiv wahrscheinlicher. Die Auslandsreaktion pflegt man schematisch zu quittieren, indem man England seine Methoden in Palästina, Indien und Irland unter die Nase reibt. Und im übrigen haben sich die Wilden ja mehr und mehr abgewöhnt, Rücksicht auf ausländische Meinungen zu nehmen: Ist der Ruf mal ruiniert, lebt man gänzlich ungeübt. Die neuen gesetzlichen Schläge lassen nicht lange auf sich warten. Eine Grundstücksverordnung entwertet den jüdischen Hausbesitz, die jüdischen Kunstschätze werden de facto enteignet, den jüdischen Frontkämpfer-Beamten wird ihr Gehalt genommen, das man ihnen 1935 belassen hatte; sie werden auf Pensionsbezüge gesetzt. So bricht Hitler zum dritten Mal das Versprechen, das er im April 1933 Hindenburg gegeben hat, die Rechte der jüdischen Frontkämpfer nicht anzutasten¹³².

Aber weder unsere Kameraden, die wohlhabende Hausbesitzer sind, noch die Richter oder Studienräte fühlen sich durch diese einschneidenden Verordnungen sehr berührt. Sie haben ihr Vermögen und ihr Einkommen ohnehin abgeschrieben, und sie alle beherrscht nur ein Gedanke: wann kommen wir hier heraus? Darum kreist jedes Gespräch, und gierig wird jede Parole aufgesogen, die das Rätselraten zu fördern vorgibt. „Aus Hamburg hat die Frau eines Kameraden geschrieben, daß wir alle am 15. Dezember entlassen werden!“ Daß das Unsinn ist, muß selbst der Optimist Georg Cohn zugeben. Aber der 15. Dezember ist in aller Mund. „Ich sag dir, in einer Hamburger Zeitung hat’s gestanden“ – Wer will hier Hamburger Zeitungen haben! Es gibt doch nur den ‚Angriff‘, den ‚Völkischen Beobachter‘ und ‚Das Schwarze Korps‘. „Der Kammergerichtsrat Dienemann hat’s gelesen“. Ich suche den Kammergerichtsrat auf; er hat natürlich nichts gelesen. „Bis Weihnachten ist keiner von uns mehr hier“, wird großzügig prolongiert, „die Militärverwaltung übernimmt das Lager.“ Dabei vermelden schon vorsorglich Anschläge in den Blocks, daß wir für die Weihnachtswochen 30 Mark von unseren Angehörigen anfordern dürfen, statt der üblichen 15 Mark.

¹³² Es ist nicht eindeutig, von welchen Verordnungen Reichmann hier spricht, da die Wochen nach dem Novemberpogrom angefüllt waren mit antisemitischen Erlassen, die insbesondere auf die Enteignung jüdischen Vermögens zielten. Wahrscheinlich bezog sich Reichmann auf die Anweisungen des Reichsfinanzministeriums vom 3. 12. 1938 zur „Judenvermögensabgabe“, auf die Verordnung des Reichswirtschafts- und Reichsfinanzministeriums vom selben Tag zur Zwangsveräußerung von jüdischem Grundeigentum, Wertpapieren, Schmuck, Kunstgegenständen u. ä. sowie auf die vom Reichsinnenministerium erlassene 7. Verordnung zum Reichsbürgergesetz, der zufolge die Ruhegehälter bereits entlassener jüdischer Beamter heruntergesetzt wurden. Vgl. dazu Walk, Sonderrecht, III 45, 46, 50.

Alle Kameraden fiebern vor ungeheurer Spannung. Sie sind über jeden Schimmer von Hoffnung glücklich und klammern sich an jeden Faden. Mit Ungeduld erwarten sie am Abend die Stunde, zu der der Blockschreiber aus der Schreibstube zurückkehrt. Er weiß, wer am nächsten Morgen entlassen wird, soll aber nichts sagen. Trotzdem stürmt alles auf ihn ein: ‚Bin ich diesmal dabei?‘ In der ersten Dezemberwoche häufen sich die Entlassungen. Als Grund seiner Entlassung vermutet fast jeder: ‚Auswanderung. Meine Papiere waren fertig, meine Frau hat sie eingereicht, und deshalb darf ich gehen.‘

Die verschiedenen Gestapostellen arbeiten anscheinend nicht einheitlich. Berlin entläßt wohl nur bei absolut gesicherten Auswanderungs-Vorhaben. Heute hat unser Block das große Los gewonnen: 25 Mann werden entlassen. Wir bitten sie wie jeden Entlassenen, unsere Frauen anzurufen und sie zu grüßen. So hat Eva im Laufe des Dezember fast täglich Bericht über mich erhalten. Ein halbes Dutzend Rechtsanwälte, die keine Auswanderungsabsicht hatten, wird zu ihrem Erstaunen frei. Es sind Konsulanten, Anwälte, die aus den Listen der Anwaltschaft gestrichen, aber als Rechtsberater für Juden zugelassen sind.

„Heute sind es 25, übermorgen beginnen die Massenentlassung. Ich hab es von der Kammer. Unsere Zivilsachen werden schon vorbereitet.“ Es wird nichts mit der Massenentlassung. Abends schnüffeln wir in den Nachbarblocks nach neuen Nachrichten, glauben sie beim Einschlafen und werden am Morgen enttäuscht, wenn statt der erhofften 500 nur 80 oder 100 Mann vor Block B antreten, wo die mit der Freiheit Beschenkten auf die Entlassungs-Prozedur warten. Prozedur, denn die Entlassung dauert einen ganzen Tag. Wie gern würden wir wie am ersten Tag acht oder achtzehn Stunden stehen, wenn wir mit dieser Gruppe losziehen könnten. Sie sehen ein wenig lächerlich aus, die Glücklichen. Ihr Mäntel, Anzüge und Hüte sind zerdrückt und zerschunden. Der überheiße Desinfektionsdampf, in den unsere Sachen, eisenfest verschnürt, geworfen wurden, hat ihnen Falten eingepreßt, die sich nicht wieder beseitigen lassen. Aber das stört niemanden. Kein Mensch denkt weiter als bis zum Tag der Entlassung. Was er zu Haus vorfindet, ob er inzwischen Beruf und Vermögen verloren hat, ist ihm gleich. ‚Nur bis ans Tor denken‘, sagt der Lagerjargon. Der will nicht 24 Stunden mehr in Deutschland bleiben, jener höchstens acht Tage. Der geht in ein Lager im ‚Zwischenland‘; solche Lager, in denen man die Auswanderung in das Zielland abwarten kann, ohne den Zugriff der Gestapo fürchten zu müssen, soll es jetzt in Holland, in Belgien und in England geben.

Ich bleibe nüchtern und mache mir Zukunftssorgen. Hirschberg hat seine Frau beauftragt, jede Passage zu belegen, die nur erhältlich ist. Das bedeutet Auswanderung, und sie ist mir auch trotz des Erlebnisses dieses Lagers noch immer so problematisch wie zuvor. Mit zehn Mark hinaus in die Welt! Als Hirschberg von Costa Rica oder Paraguay spricht, wohin wir gehen sollten, um aus der Hölle herauszukommen, wird mir schwül. Eine Zukunft dort erscheint mir fast so verzweifelt wie das Leben hier. Rabbiner Dr. Swarsensky, der jeden Tag zu den ‚Klinkern‘ ausrücken muß und abends von allzu vielen bestürmt wird, die

seinen Zuspruch erbitten, hält sich tapfer. Er hat seinen ersten bitteren Tag, als ihm ein Brief seiner Eltern sagt, daß seine Freilassung mit Auswanderung nach Chicago erkaufte wird. So geht es auch mir. Steht allerdings die Frage so, daß ich im Lager bleiben muß, wenn ich nicht auswandere, dann ist die Antwort klar; dann werde ich auswandern. Wenn es doch einen Ausweg gäbe! Keiner, der diesen Konflikt versteht. Es waren noch ein paar ‚Durchhalter‘ da, aber das Lager hat sie kuriert; sie haben alle kapituliert.

Ich habe Post bekommen. Unsere Postversorgung ist schlecht. Briefe von Berlin bis in den Block gehen drei Wochen. Manche Kameraden haben überhaupt kein Lebenszeichen und schleichen bedrückt um die strahlenden Briefempfänger. Zu aller Qual des Lagers kommt die Sorge um das ungewisse Schicksal der Familie. Eva ist findig; unsere Frauen scheinen zu wissen, daß unsere Post zu spät bestellt wird. Sie telegrafieren, und ich halte Evas Telegramm in der Hand: ‚Auswanderung bestens vorbereitet.‘ Ich bin glücklich über die Fürsorge, aber ‚Auswanderung bestens vorbereitet‘ legt mir doch einen Alldruck auf. Das Telegrafieren ist übrigens bald zwecklos geworden; denn als die Telegramme sich häuften, händigte sie die politische Abteilung einfach nicht mehr aus. Nach ein paar Tagen des Schweigens hatten die Frauen einen neuen Weg gefunden, um rascher mit uns sprechen zu können. Sie schicken eingeschriebene Eilbriefe, und der Bürokratismus siegt über die Rücksichtslosigkeit. Für eingeschriebene Briefe verlangt die Post einen Empfangsschein, und so werden wir fast unmittelbar nach Briefeingang zum Quittieren geholt. auch ich darf eines Abends einen eingeschriebenen Brief in Empfang nehmen. Es sind gute Worte darin, ich bewahre ihn in der Hosentasche neben Brotkrumen und Taschentuch und lese die wärmenden Grüße wieder und wieder.

Eine andere Sorge steigt auf: die Gestapo hat mir 1933 ‚Generalpardon‘ gegeben. Ursprünglich hatte sie unsere Organisation auflösen wollen. Auf höhere Weisung – anscheinend hat ihr Leiter, Ministerialrat Dr. Diels, mit Görings Billigung interveniert, hat sie uns in Ruhe gelassen. Wenn wir uns auf jüdische Arbeit beschränkten, sollte unser Kampf gegen Hitler vergessen sein. Aber wenn sie jetzt in meinen Akten blättern...! Ich spüre, wie diese Befürchtung täglich stärker wird. Der Gedanke, daß ich mich hier für lange Zeit, für ein Jahr oder gar für Jahre aufhalten müßte, erscheint mir furchtbar. Ich rechne mit Monaten, aber trotz aller Skepsis spielt meine Phantasie auf den Wellen des ‚Sachsenhauser Senders‘, und es gibt Tage, an denen mich das Entlassungsfieber und die optimistischen Erwartungen anstecken.

Die Arbeit in unserer Steinträger-Kolonie geht leider zu Ende. Die Steinvorräte sollen zerschlagen fortgeschafft werden und neue nicht mehr kommen. Bedrückt geht unsere Kolonie durch den ‚Schlauch‘. Vom Turm brüllt ein junger Posten:

„Hallo, der dicke Jude da!“

Jedes Passieren der Türme bringt ähnliche liebenswürdige Ansprachen des Wächters auf der Plattform und Püffe des patrouillierenden Postens. Ich lasse mich schon immer von zwei schlanken Kameraden in die Mitte nehmen, um

nicht aufzufallen. Ich springe zum Turm; aber nicht ich, sondern mein dicker Kamerad Gerhard Meyer ist gemeint:

„Hallo, der dicke Jude da! Der da!“

Gerhard, der fünfzigjährige Mann, steht in strammer Haltung am Fuß des Turms, der Leutnant des Weltkrieges vor einem achtzehnjährigen Bürschlein, das witzig vom Turm herunterfragt:

„Bist du im neunten Monat?“

„Jawohl“, antwortet Gerhard.

„Mach, daß du wekommst!“

Ich schüttle Gerhard die Hand: „Das hast du gut gemacht!“

„Wenn er mich so fragt...!“

Im Bunker-Garten werden acht Gefangene in Zivilkleidung zur Freistunde im Kreis umhergeführt. Es sind Arier; ihr hat man ihnen belassen; sie sind weder ordentliche Häftlinge noch Ehrenhäftlinge. Die Delikte des Strafgesetzbuches werden nicht im Lager, sondern in den Strafanstalten abgebußt. Was mögen die wohl verbrochen haben? Sind sie Leidensgenossen Niemöllers, oder ist ein Kaspar Hauser darunter, den man verborgen hält, weil man ihn fürchtet. Wir erfahren nichts über diese Menschen.

Wir müssen an einem neuen Arbeitsplatz unterkommen. Einer hat herausgefunden, daß mit Arbeitsplätzen gehandelt wird. Es soll möglich sein, beim Antreten sich in die Gruppen bestimmter Vorarbeiter zu stellen, wenn man nicht einem festen Kommando (‚Klinker‘ oder ‚Neue Siedlung‘) zugewiesen ist. Unnötig zu sagen, daß hierauf schwere Strafen stehen. ‚Dachschaden‘ soll zwei Mark wöchentlich kosten, aber ich glaube, das ist eine Fama. Auf der ‚Neuen Siedlung‘ jedoch gibt es am Feuer einen guten Druckposten. Ich marschiere wieder zur ‚Neuen Siedlung‘. Da stehen tatsächlich Leute am Feuer, klopfen Nägel oder spalten Holz. Einen Tag mache ich mit. Für den Vorarbeiter wird wirklich gesammelt. Die Arbeit ist langweilig, und man steht sich die Beine in den Leib. Es ist auch kalt, das offene Feuer nicht behaglich. Am Abend bedrückt uns das Gerücht, daß der Lagerführer die ganze Belegschaft der ‚Neuen Siedlung‘ ans ‚Tor stellen‘ will. Es war zwar nur ein Gerücht, aber wir hatten zwei Stunden Beklemmungen.

Nun ist es winterkalt geworden. Jeden Morgen lugen wir nach dem Wetter aus. Noch ist es nicht feucht, noch hat es nicht geregnet. Aber Nebelschauer lassen den Regen fürchten. Wieviel Stunden noch, und es wird regnen! Wenn doch nur Frost käme! Es glückt mir, mich zum Holzhof einteilen zu lassen. Das ist dort ein Bild, wie es ein alter Holländer Humorist gemalt haben könnte. Hunderte von Menschen bücken sich, laufen mit Reisigbündeln in den Armen umher, sägen, schichten Holz oder Briketts übereinander und scheinen sehr geschäftig. Das Treiben ist tragikomisch. Zehn Stückchen Reisig vor die Brust gelegt, beide Hände darunter und nun 50 oder 100 Meter im Trab von einer Miete, die abgetragen, zur neuen, die aufgerichtet wird. Man muß geschickt laufen, so daß man die Posten umgeht. Die haben keinen festen Standort, sondern streichen durch die Mieten über die Holzhofstraße zur Sägestelle, sind bald hier und

bald dort, brüllen und drohen, uns unter irgendeinem Vorwand zu melden. Aber meist ziehen sie Bestrafung auf der Stelle vor: Sie werfen einem ‚Hampelmann‘ oder ‚Muselmann‘ – was mögen sie sich darunter vorstellen? – auf die Holzstöße, auf die Briketts, und wenn er sich mühsam hochkrabbelt, schleudern sie ihn wieder zurück. Amtsgerichtsrat R. schichtet mit komischem Eifer Reisig auf Reisig. „Was bekommst du für die Stunde bezahlt?“, frage ich ihn leise. Er zieht die Oberlippe hoch und deutet auf eine Zahnlücke: „Drei Ohrfeigen, ein Zahn ausgeschlagen, zwei wackeln. Ich will nicht mehr auffallen.“

Landgerichtsdirektor Rippner, angesehener Berliner Richter, Vorsitzender im Prozeß gegen die Harden-Attentäter, sammelt Holz. Der große breitschultrige Mann geht, ein Bild des Elends und der Schande, gebückt durch die Holzmieten, liest ein Reisigstück um das andere auf, ununterbrochen, sieht sich nicht um und bündelt sich die feuchten schmutzigen Stücke auf den Arm wie ein emsiger Ährenleser.

„Warum bis du so fleißig?“, frage ich ihn.

„Ich arbeite bis zur letzten Sekunde.“, antwortet er, „Sie sollen nicht den leisen Vorwand finden.“

„Aber darauf kommt es hier doch nicht an, sie schlagen und strafen ohne jeden Grund.“

„Das kann ich nicht ändern, aber ich will mir nichts vorzuwerfen haben.“

Ein ‚alter Jude‘ findet, daß auch ich noch zu viel arbeite. ‚Scheu‘, heißt das in seinem Lagerjargon. „Sieh dir mal den scheuen Mann an! Komm, ich werde dir zeigen, wie man Holz sammelt.“ Er legt mir zwei Stückchen Reisig auf die Hand, führt mich an zwanzig Reisighaufen vorüber und blickt wie gebannt zu Boden. „Du mußt immer so tun, als ob du etwas suchtest. Immer Arbeit markieren. Wenn sie dich fragen, was du suchst, dann sag‘, daß du ein Stück Kantholz finden sollst. – So, nun schmeiß ab, genug gearbeitet. Jetzt kannst du das Reisig wieder aufheben. So vergeht die Zeit.“ Das ist die Frucht der Methoden, in denen hier ‚Erziehung zur Arbeit‘ gelehrt wird. Jede menschliche Behandlung, jede sinnvolle Arbeit würde einen wirklichen Arbeitserfolg erzielen. Hier aber wird nur ‚mit den Augen‘ gearbeitet. – ¹³³

Ein Asozialer geht über den Holzhof. In der einen Hand hält er einen Hammer, in der anderen eine Latte, die über seiner Schulter liegt. Ich zwinkere ihm zu. „Siehst du, mit dieser Latte ‚gehe‘ ich jetzt schon fünf Tage durchs Lager. Sonst tue ich den ganzen Tag nichts. Ich glaube, sie wird noch drei Tage ‚reichen‘. Wenn mich einer fragt, was ich mache, dann sage ich: ich muß den großen Nagel aus der Latte schlagen.“ Es gibt noch mehr solche ‚Wanderer‘. Ein Mann zieht mit einem Glaserkasten von morgens bis abends durchs Lager. Ein par nobile fratrium¹³⁴ soll mit einem Metermaß und mit einer Gießkanne wandern. Ein Oberschlesier macht mir Vorwürfe, wie dumm wir Juden seien. Er habe ein klei-

¹³³ Handschriftlich eingetragen: Revanche für den Prügelkomment.

¹³⁴ Lateinisch: ein edles Brüderpaar; ironische Wendung aus Horaz’ Satiren, II, 3, 243.

nes Fenster acht Tage lang geputzt und sei nicht ‚geplatzt‘. So drücken sich die ‚Sachverständigen‘. Bei dem kindischen Herumlaufen mit Reisig trifft man Bekannte in Fülle. Einer verweist mich an den ‚alten‘ Juden XY., ‚Kolonnenschieber‘, Hilfsvorarbeiter oben auf einer Holzmiere, auf der Reisig geschichtet wird. Dort unterzukommen, sei erstrebenswert, und ich bin froh, den Posten zu ergattern.

Der Morgennebel liegt über dem Platz, als ich auf die Miere hinaufklettere. Das Holz ist nebelfeucht; man kann sich nicht darauf setzen. Ich ducke mich hinter die vordere Schicht der Miere, wo ich nicht gesehen werden kann. Wenn doch die Sonne endlich käme! Dann könnte es hier oben ganz erträglich werden; ich hätte Lust, mich hier auszustrecken, wenn es nicht zu feucht und zu gefährlich wäre. Unten trippeln die Holzsammler durcheinander wie geschäftige Ameisen. Was tue ich nur, bis die Sonne kommt?

„Wie heißt du?“, fragt mich ein Kamerad. Ich nenne meinen Namen. „Ach, der bist du. Gott, wen man nicht hier alles trifft. Muß ich gleich meiner Frau schreiben. Mit wem man hier alles zusammenkommt! Wirklich großartig! Du kannst für mich ein gutes Wort einlegen. Ich will nämlich nach Argentinien. Du hast doch überall deine Beziehungen. So ein Glück soll der Mensch haben! Treffe ich hier im Lager den Mann, der mich nach Argentinien zu meinem Schwager bringt.“ Ich muß den allzu hoffnungsvollen Kameraden enttäuschen. Meine Beziehungen sind so ausgezeichnet, daß ich hier gelandet bin, und bis ich nach Argentinien schreiben kann, werden die Mieten wohl noch oft ab- und wieder aufgebaut werden.

„Was soll ich hier oben machen? Etwas muß ich doch schließlich tun, sonst friere ich an“, frage ich meinen Kolonnenschieber. „Nimm Reisig, wirf es einen Meter vor dich hin, dann dreh dich um und wirf es wieder zurück! Außerdem mußt du doch sicherlich mal austreten. Das dauert mindestens – na sagen wir – eine Stunde. Wenn sie dich unterwegs erwischen, sag nur, daß du dich bei mir abgemeldet hast.“ Nach einer Stunde bin ich wieder da. Jetzt steht die Sonne endlich so hoch, daß sie mich wärmt. Ich wage es, mich auf der Miere aufzurichten; der ganze Körper soll die guten Strahlen fühlen. Es wird mir wohl. Wir reiben uns die Hände und ‚schmieren‘ uns mit Sonne ein. Ein Hundeleben hier, unser einziger Freund ist die Sonne.

Von der Miere her kann ich über den Zaun hinaussehen. Drüben in den Siedlungshäusern wohnen Menschen, die nicht zu unserem Schergenkommando gehören. Was für eine Nachbarschaft haben sie bekommen! Ich sehe Kinder spielen. Es scheint mir unfassbar, daß es menschliche Wesen gibt, die in der Nähe dieses Inferno harmlos froh sind, die sich im Reigen drehen und Tanzliedchen singen. Was die Kinder da tun, das faßt die deutsche Sprache in die Begriffe ‚heiter und fröhlich‘. ‚Heiterkeit‘, ‚Fröhlichkeit‘, wir ahnen nur noch, was diese Worte bedeuten.

Zwei Frauen kommen aus der Tür. Sie hängen gleichgültig Wäsche auf. In diesem Lager sind keine Frauen. Sehe ich sie hier oder in der Nähe der ‚Neuen Siedlung‘, dann steigt ein törichtes Gefühl des Vorwurfes in mir auf. Die sind

schuld, die Frauen, alle deutschen Frauen. Die Natur hat ihnen Gefühl, Mitleidensfähigkeit gegeben. Warum grüßen sie mit dem Namen jenes Gesellen, der seine wahren Triebe hinter diesen Mauern auslebt! Warum hängen sie den Fahnen-Fetzen aus ihren Fenstern, rot vom Blut der Hunderte, die aus diesem Totenhaus hinausgekarrt werden! Kein Zaun hoch genug, daß nicht der Wind unser Stöhnen über ihn hinausträgt!

Keine Nacht tief genug, daß die da nicht aufschrecken, wenn die Scheinwerfer unseren Schlaf belauern. Wo ist der Aufschrei, der Protest der Frauen gegen diese Menschentumsschinderei? Ihnen täte man doch nichts, sie könnten es doch wagen. Aber ihr Herz ist träge wie das der Männer. Gleichgültig hängen sie ihre Wäsche auf. Schon im Augenblick, wo ich das denke, empfinde ich die Unsinnigkeit solchen Vorwurfs. Natürlich sind sie gleichgültig, sie werden nicht das Lager stürmen, wenn schon die Männer zittern. Aber Sinn und Unsinn sind hier im Lager gespenstische Nachbarn.

An diesem Abend brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen, was ich morgen auf dem Holzstoß beginne: beim Appell wird allen Häftlingen unter 50 Jahren die Arbeit auf dem Holzhof verboten. Ich rücke statt dessen mit der Gruppe ‚Industriehof‘ aus, werde zur Transport-Kolonne 5 eingeteilt, und bei ihr bin ich bis zum letzten Tag meiner Haft geblieben. Wir tragen Materialien, die auf dem Industrie- oder Materialhof liegen, wir schleppen Zementsäcke, zwei Mann einen Zentnersack, Eisenträger, Gas- und Wasserleitungsrohre, Schwefelsäure-Tonnen, vor allem aber Bäume, Dachbalken und Dielen. Die Arbeit ist schwer: sechs Meter lange Dachbalken ist meine Schulter nicht gewöhnt. Drei Tage lang spüre ich einen kaum erträglichen Druck und fürchte, daß meine Schultern blutig durchgeschauert sind. Aber die Gewöhnung härtet ab: bald trage ich die Lasten nicht schlechter als alte Bauarbeiter.

Wir gehen im Schritt 30 bis 40 Minuten zum ‚Haus Eicke‘, zur ‚Neuen Siedlung‘, zum SS-Exerzierplatz. Unser Vorarbeiter, Willi Schmitz, der einmal deutschnationaler Parteisekretär in Düren war, weiß uns geschickt vor der SS zu schützen. Manchmal jagt sie uns in Laufschrift. Aber zumeist wird unsere Arbeit in Ruhe getan, und meine alte Formel bewährt sich: jede Arbeit ist erträglich, wenn man nicht getrieben wird. Nur unter Fußschmerzen leide ich. Die harten Lager-Schnürschuhe verkrümmen meine Füße und haben sie schwellen lassen. Manchmal glaube ich, nicht zehn Schritt mehr gehen zu können. Schuhtausch ist nur einmal in der Woche möglich, und das letzte Mal bin ich fortgejagt worden. So humpele ich mühselig und schmerzhaft unter den Balken. Trotzdem ist die Arbeit wenigstens nicht so stur und langweilig wie auf dem Holzhof und nicht so mörderisch wie auf den ‚Klinkern‘. Die Arbeitswege sind lang, oft können wir uns unterhalten, und was für prachtvolle Menschen stecken nicht in den Zuchthausjacken, selbst der verachteten ‚Asozialen‘!

Wir stehen neben ihnen beim Mittagsappell auf dem Industriehof; hier dürfen wir miteinander sprechen; denn dieser Appell ersetzt die Mittagspause. Es wird jetzt erst abends, wenn wir zurückkommen, warm gegessen; mittags ziehen wir unser trockenes Brot aus der Hosentasche und essen es nach der Zählung. Einer

spricht mich an: „Ihr seid die harte Arbeit nicht gewöhnt, ihr kommt aus dem Büro. Bis vor ein paar Tagen war das Wetter ja gut, aber jetzt wird's kalt. Siehst du dort die grauen Wolken, das gibt Schnee. Ihr werdet Lungenentzündung bekommen, wenn ihr euch nicht schützt. Du mußt dir jeden Morgen die Brust mit kaltem Wasser waschen, das härtet ab. Das ist gut gegen Lungenentzündung.“ Ich habe den Rat streng befolgt.

„Ihr Juden“, sagt ein anderer, nicht um ein Gespräch zu beginnen oder weil er etwas von mir wünscht; er will nur zu seinem Teil für die vergewaltigte Wahrheit zeugen, „Ihr Juden seid auch nicht schlechter als wir. Es ist eine Schande, wie sie euch quälen. Dabei seid ihr besser als wir. Bei euch gibt's auch schlechte Kerle wie bei uns. Warum auch nicht, was wollen sie bloß von euch?“ Ein Kölner Warenhaus-Propagandist, dem wie den anderen Asozialen auch nie gesagt wurde, warum er die Reise in diese ‚Erziehungsanstalt besonderer Art‘ hat antreten müssen, meint, jedes Wort wohl abwägend: „Ich weiß, was euch geschehen ist. Es hat keinen Zweck, daß ihr euch den Kopf zermartert; wer grübelt, kommt hier um. Denkt nicht an das, was ihr ward, und denkt nicht daran, was werden soll. Denkt nur an heut und wie ihr euch hier gesund erhaltet!“

Heinrich, das angesehene Mitglied eines Ringvereins, Vorarbeiter auf dem Holzhof, ist mit allen Vorarbeitern beim Abendappell wieder einmal leibesvisitiert worden. Man hat zwei Mark bei ihm gefunden, er hat sich ‚von den Juden bestechen lassen‘, und ‚Vierkant‘ hängt ihn für eine Stunde an den ‚Pfahl‘. Mittags kommt er auf den Holzhof zurück, reckt seine Arme und sagt nur: „So, meine Herren, da sind wir wieder! Es kann weitergehen!“ Dieser Heinrich zieht seinen Mantel aus, als wir einmal einen jüdischen Anwalt aus Westfalen, der von einer Nierenkolik gepackt ist, in eine Holzmiete legen und wärmt ihn mit seinem Mantel. Er schenkt ihm das einzige, was er zu verschenken hat: Wärme, Wärme des Mantels und Wärme des Herzens, St. Georg aus dem Ringverein! Diese Menschen ohne Hoffnung, bitter arm, abgezehrt, haben sich ihr menschliches Empfinden bewahrt. Sie sind fast alle unseren Schergen moralisch überlegen. Sie haben sich auch den gesunden Mutterwitz des Volks trotz der Methoden dieser Anstalt nicht austreiben lassen.

Wenn die SS ‚witzig‘ wird, dann stellt sie etwa den Bankier Mittwoch in einer dunklen Lagerstraße an die Wand. Ein Scharführer zieht seinen Revolver, schüttet dem Häftling die Patronen in die Hand, steckt eine nach der anderen langsam in die Kammer, entschert und legt an: „Jetzt wirst du erschossen!“

Der erwartete Verzweiflungsschrei kommt nicht.

„Hast du noch etwas zu sagen?“

„Mein Leben liegt in Ihrer Hand.“

„Mach, daß du zum Teufel kommst!“

‚Vierkant‘ ist der Lehrmeister für solche Witze: „Das ist doch die Gruppe, die erschossen werden soll?“ Und „Sind das die Juden zum Verbrennen?“; fragt er mit behäbigem Lachen. Als ob der Witz hier nicht oft genug blutiger Ernst geworden ist. Die Opfer aber lernen nicht von ‚Vierkant‘. Was sie von der Judenhetze der SS halten, das drücken sie so aus: „Aha, da kommen sie, die faulen Ju-

den!“ – „Komm her, du fauler Jude, ich leg dir den Balken besser auf die Schulter. So – jetzt wird er dich nicht drücken.“ – „Ihr faules Judenpack.“ Und sie versuchen die ‚Vierkant‘ und Eisfeld nachzuahmen: „Ihr stinkfaulen Juden, habt ihr schon das neueste gehört: ‚Jüdischer Radfahrer beißt deutschen Schäferhund?‘“ – „Der ‚Vierkant‘, da ist alles dran!“

Der Ausdruck ‚alles dran‘ ist schlechthin unsinnig; er ist im Lager entstanden, niemand weiß wie, aber jeder versteht ihn. Er bedeutet so viel wie: ‚mit dem ist nicht viel los‘, oder ‚das ist der Richtige‘. Er wird bis zum Überdruß gebraucht. Und wenn er mich manchmal anödet, antworte ich mit einem anderen geflügelten Wort des Lagerjargons: „Mensch, hör auf mit dem ‚alles dran‘. Du tötest mir den Nerv!“

Die BVer kennen Bruchstücke des Rotwelsch, und was ihnen an hebräischen oder jiddischen Redewendungen noch fehlte, das haben sie von den ‚alten‘ Juden gelernt: „Hans, du bist doch auch ein bal jisroel? Was sagst du zu der achile hier? Achtzehn! Teilachen, der Lagerführer kommt!“ Ich habe meinen kleinen jiddischen Sprachschutz bei diesen ‚reinarischen‘ Lehrmeistern erheblich bereichert. Manchmal zeigen die BVer ihre Kunststücke. „Hast du nicht eine Zigarette?“, fragt treuherzig der ‚Taschenkrebs‘, berühmter Taschendieb, einen jüdischen Kameraden an der Säge. Der greift in seine Hosentasche. „Du, wenn du die Zigaretten suchst, die eben noch in deiner linken Hosentasche waren, – die sind hier. Einigen wir uns auf die Hälfte!“ Der Zauberkünstler, der sie unmerklich gestohlen hat, hält etwas auf seine Gaunerehre und gibt dem lachenden Kameraden die halbe Schachtel zurück. Glombitza, der Astrologe, mein Kumpel, philosophiert über die Schlechtigkeit der Welt und schwört, daß er nach seiner Entlassung einen Film und ein Buch schreiben wird. „Du wirst doch auch ein Buch schreiben!“ Das ist die Forderung und Hoffnung vieler arischer Kameraden.

„Gut, daß ihr hergekommen seid“, sagen sie. „Jetzt sind endlich Leute da, die ins Ausland gehen und schreiben können. Nun wird die Welt erfahren, was wir leiden.“ – „Aber, was soll im Ausland aus uns werden? Wir gehen mit zehn Mark ins Elend hinaus“, wende ich ein. „Schlechter als hier wird es euch auch nicht gehen. Nirgendwo in der Welt kann es euch schlechter gehen. Aber was wird aus uns? Ich zum Beispiel bin Gastwirt. Ich weiß nicht, ob ich mein Gasthaus noch habe. Meine Frau kümmert sich nicht um mich. Für mich macht keiner eine Eingabe.“ Das ist einer von den Verlorenen. Sie haben keine oder feindliche Angehörige. Sie selbst dürfen Entlassungsgesuche aus dem Lager nicht stellen, das ist uns allen verboten. Sie müssen warten, bis es der Polizei gefällt, ihre Akten wieder einmal hervorzuholen. Die meisten warten schon seit Juni, viele noch länger. Sie werden noch lange warten müssen. „Was wollt ihr reden? Von euch werden doch jeden Tag welche entlassen. Wann kommt schon mal einer von uns dran! Sollen wir auch in den Draht gehen? Gestern hat sich wieder einer auf den ‚Klinkern‘ aufgehängt. Einen habe ich im Draht gesehen. Er hing darin wie eine Spinne. Keiner von uns hat einen Bissen essen können, obwohl wir alle großen Hunger hatten. Den Anblick werde ich nie vergessen.“

Wir tragen die Zementsäcke an einem riesigen Vogelkäfig vorbei. Den hat sich ‚Vierkant‘ bauen lassen. Waldvögel und Affen werden darin gehütet. Zwei Häftlinge sind Tierwärter. Ein Schild bittet: „Laßt uns in Ruhe.“ – „Was der ‚Vierkant‘ für ein guter Mensch ist! ‚Laßt uns in Ruhe‘ – für Vögel sorgt er, und die Menschen quält er. Wo gibt es für uns einen Tierschutzverein!“ Die Kameraden, die hier schon ein Jahr sind, wissen wieviel Opfer jeder Bau gefordert hat, zu dem wir Materialien tragen. „Siehst du die SS-Küche? Fisch-Kotelettes gibt’s heute, wie gut das riecht! Im Sommer sind da zwölf Mann vom Dach herunter gefallen, da das Gerüst einkrachte. Drüben bei den SS-Garagen hat es vier Tote gegeben, das Verwaltungsgebäude hat drei gekostet, was kommt es hier auf Menschen an!“

„Nehmt das Streichholz auf“, befiehlt Willi. Unser Trupp lädt einen Sechsmeter-Balken auf die Schultern und bewegt sich langsam zur ‚Neuen Siedlung‘. Seppl, der Lager-Inspektor kommt uns auf seinem Fahrrad entgegen. Er radelt betrunken durchs Lager und raunzt in einem kaum verständlichen Bayerisch. Sonst tut er nichts. Er gehört zum ersten Hundert der Parteigenossen, soll Gastwirt in München, Duzfreund Adolf Hitlers und natürlich SS-Standarten-Führer gewesen sein. Adolf habe den Trinker reich beschenkt, aber der habe das Geld und seine Gastwirtschaft vertan, ‚versoffen‘, wie die Lagerfama berichtet. Adolf soll ihn aufs neue saniert und Seppl soll auch diese Spende bald verpraßt haben. Schließlich brachten ihn schwere Differenzen mit der Münchener SS als Ehrenhäftling ins Lager. Nach ein paar Monaten wurde er entlassen, zu Lager-Inspektor ernannt und nun inspizierte er fleißig – die Kantine. Vom Ehren-Säufer zum Ehren-Häftling, vom Ehren-Häftling zum Inspektor der Häftlinge, ein ehrenwertes System, das den Bock zum Ziergärtner macht. Natürlich hatten ihn nun seine früheren Kameraden zu grüßen und ebenso natürlich, daß er für den Gruß nicht dankte, auch wenn er ihn durch seinen Alkoholdunst sah. Niemals wurde unser Gruß erwidert, fast niemals. Das gehört zum System des Nationalsozialismus, der seine Gegner nicht nur vernichtet, sondern demütigt.

Fast niemals! Als wir zum ersten Mal einem SS-Offizier der Verfügungstruppe auf der Lagerchaussee begegnen, flüstert Willi Schmitz mir zu: „Paß auf, was jetzt geschieht“, und kommandiert: „Mützen ab“. Der Sturmbannführer, ein Mann von etwa 45 Jahren, der draußen bei der Truppe und nicht bei uns im Lager Dienst tut, nickt leicht mit dem Kopf. „Hast du gesehen? Das ist der einzige SS-Mann, der uns grüßt, ein anständiger Kerl.“ Am Tor des Industriebetriebs müssen wir warten, bis es geöffnet wird. Unsere Lasten haben wir wie üblich auf der Schulter behalten, weil neben uns Posten stehen.

„Setzt doch ruhig ab!“, befiehlt ein Posten. Wir sind starr. „Hast du das gehört?“, flüstert einer.

„Was ist los?“

„Er hat wirklich gesagt: ‚Setzt doch ruhig ab!‘“

Als wir das Tor passieren, beginnt eine aufgeregte Diskussion. Das hat uns hier noch niemand gesagt. Das war ja ein menschlicher Ton. Sonst lassen sie die Ziegel- oder Steinlast verdoppeln, und heute: ‚Setzt doch ruhig ab!‘, da muß etwas vor sich gehen.

„Vielleicht hat der heut Geburtstag.“

„Oder es ist der, dessen Vater Häftling im Lager ist.“ So etwas wird erzählt.

Was ist aus uns geworden! Ein Nicken, eine selbstverständliche Erleichterung der Arbeit empfinden wir als Revolution der Güte. So hat man die Menschenwürde geschändet, daß wir für ein leichtes Grüßen vor Dankbarkeit überströmen!

Beim Abend-Appell erwartet uns jetzt fast täglich ein Extra-Vergnügen. Wir müssen singen. Wenn unsere Züge todmüde und hungrig einrückten, und jeder von uns durchfroren auf die warme Mahlzeit des Tages wartete, wenn der Appell fast eine Stunde gedauert hatte, und wir mit Schmerzen in den Füßen und Beinen die Minuten bis zum ‚Rührt euch!‘ zählten, dann konnten wir sicher sein, daß der Lagerführer singen lassen würde. Ein Stuhl wurde geholt; darauf stellt sich unser Kamerad Herwig, kommunistischer Abgeordneter aus Hamburg und kündigt an: ‚Sauerland‘. Es war schlechthin blödsinnig, dieses meist gesungene Lagerlied, das westfälische SS-Leute eingeführt haben mochten.

„Sauerland! – – drei – – vier:

„Heute wollen wir’s riskieren,
einen neuen Marsch probier’n,
nach dem schönen Sauerland
sei dieser Marsch benannt.

Kehrreim:

„O du schönes Sau-au-au-erland!
Du bist in der ganzen Welt so weit und breit bekannt,
ein jeder will dich seh’n so gern,
drum eil’n die Leut‘ von nah und fern.“

„Der Einsatz hat nicht geklappt. Noch einmal!“

„Sauerland! – – drei – – vier:

„Heute wollen wir’s riskieren,
einen neuen Marsch probier’n...“

„Und die Grete und der Hans
geh’n am Sonntag gern zum Tanz,
weil das Tanzen Freude macht,
das Herz im Leibe lacht.“

Kehrreim!

Der Lagerführer ließ das gleiche Lied zwei und drei Mal singen; für ihn war ein nicht gelungener Einsatz Sabotage. Und wieder begannen 13000 Männer zu singen:

„Und ist dann der Tanz vorbei,
gibt es meist ’ne Keilerei.
Und der Bursch, den das nicht freut,
man sagt: er hat kein’n Schneid.“

Kehrreim!

„Schießen, das ist mein’ Passion,
in der Wiege lernt man’s schon,

Klettern wie ein Gemselein,
das niemand holet ein.“

Kehrreim!

Für das Deutsch bin ich nicht verantwortlich. Dem ‚Sauerland‘ folgte das
‚Häuslein mitten im Wald‘ mit zwei- oder dreimal wiederholtem Einsatz:

„Steht ein Häuslein mitten im Walde,
überglänzt vom Sonnenschein.

Und im letzten Haus an der Halde
sitzt ein uraltes Mütterlein.

Sie läßt den Faden gleiten
und Spinnrad, Spinnrad sein
und denkt an die alten Zeiten
und nickt – und schlummert ein.“

„Und nickt“ ist guter Anlaß, das Lied wiederholen zu lassen. Es muß scharf abgehackt gesungen und dann ist ein Takt zu pausieren. Wurde dieser Takt nicht eingehalten, dann sangen wir von neuem vom ‚Häuslein, das vom Sonnenschein überglänzt ist‘; aber um uns waren gerade die letzten Strahlen der Sonne untergegangen, und wir standen frierend im dämmernden Dunkel. Ich habe dieses Lied für ungemein sentimental Kitsch gehalten und erst später erfahren, daß es von Arno Holz stammt. Die Melodie ahmt den Volkston nach, ohne ihn zu treffen.

Beim Militär haben wir gern gesungen, selbst wenn wir müde waren; und das Singen dort hatte seinen Sinn. Hier aber war es als Strafe gedacht. Wofür? Nun, wofür man eben im Lager bestraft wird.

Um die Juden-Blocks schlichen die Scharführer, Eisfeld an ihrer Spitze. Sie griffen sich zehn und zwanzig Mann heraus, die angeblich nicht oder nicht laut genug gesungen hatten und ‚stellen sie ans Tor‘. Der 82jährige Blumenberg aus Teplitz-Schönau hatte den Mund nicht weit genug geöffnet. Sein Blockältester soll schüchtern eingewandt haben: „Der Mann hat das Lied noch nicht gelernt, er ist aus Sudetendeutschland und 82 Jahre alt.“ Aber das half nichts, der alte Mann stand drei Stunden am Tor, während wir anderen ‚fröhlichen Sänger‘ in unsere Blocks abrücken durften. Wir glaubten, er würde den eisigen Tag nicht überleben.

„Singen! – – drei – – vier:“

„Hoch auf dem gelben Wagen
sitz ich beim Schwager vorn
vorwärts die Rosse traben,
lustig erschallt das Horn.
Sag ich: ade nun ihr Lieben,
die ihr nicht mitfahren wollt!
Wär ja so gern geblieben,
aber der Wagen, der rollt.“

Gequälte Männer mit traurig-starrem Blick bewegten die Lippen wie Marionetten, die ihre Papplippen auf- und zuklappen und preßten heraus: ‚Wär ja so

gern noch geblieben, aber der Wagen, der rollt'. Wie ein Hohn war dieses Singen. Draußen verjagen sie uns aus der deutschen Welt, aus unserer deutschen Welt, zerreißen schmerzhaft die Fäden, die uns mit deutscher Dichtung, deutschem Denken und deutscher Musik verknüpfen, und hier lehrt die SS 6000 Juden deutsche Volkslieder oder was sie dafür hält.

Unter den Sängern ist einer, der weiß, was deutsches Volkslied ist; er hat musikwissenschaftlich und historisch über das Thema ‚Deutsches Volkslied‘ gearbeitet, der jüdische Musikschriftsteller Hirschberg¹³⁵. Die Kulturkammer hat dem vornehmen Mann, der immer ein stilles Lächeln auf den Zügen hatte, seine bedeutende Zeitschrift ‚Das Signal‘ genommen. Sie hat ihn wie alle Juden zunächst in die ‚Fachschaft‘ aufgenommen, ihn aber dann ‚aus dem kulturellen Schaffensbereich‘ ausgestoßen, weil er „in seiner Eigenschaft als Nichtarier weder die fachliche noch die moralische Eignung habe“. Hier im Lager darf er, nein muß er, mit uns anderen vom ‚Schwarzbraunen Mädels‘ schwärmen.

„Schwarzbraun ist die Haselnuß,
schwarzbraun bin auch ich, ja bin auch,
schwarzbraun muß mein Maderl sein,
geradeso wie ich,
Juvivalera. – ha-ha-ha-ha-ha.“

Wir hatten das „Juvivalera“ nicht hell genug hinausgeschmettert. Bei fünf und zehn Grad Kälte war uns nicht gerade nach „Juvivalera“ zumute. So mußten wir es zweimal singen, schmettern, melodisch lachen und jubeln: „Juvivalera – ha-ha-ha-ha-ha!“ Wir sangen mit maskenhaft starren Zügen, längst hatte uns die Dunkelheit ganz eingehüllt. Wie lange werden wir noch stehen müssen, bis die Strophen abgerollt sind? Wieviel Lieder wird er noch brüllen lassen, noch eins oder gar zwei und dann die anderen noch einmal von vorn? Keinem von uns allen, Juden oder Ariern, strömt ein Hauch von Fröhlichkeit ein, wenn der Appell mit diesem Singen ausklingt. Als Schinderei ist es gedacht, als Schinderei wird es empfunden. Hätten wir noch einen Zweifel an der bösen Absicht, Eisfeld und seine Spießgesellen müßten ihn uns austreiben: „Das Aas brummt ja. – Der Lump reißt die Zähne nicht auseinander.“

Es ist mir, als sähe ich arme Kinder singen. Sie schneiden eine gequälte Grimasse des Lächelns und blicken scheu nach dem bösen Vater, der den Leierka-

¹³⁵ Rudolf Walther Hirschberg, 1889 in Berlin geboren, studierte Musikgeschichte und arbeitete als Komponist. Erst als Musikkritiker angestellt, wurde er 1929 Chefredakteur der Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“. Diesen Posten mußte er 1933 räumen, konnte noch bis 1935 als Musikkritiker tätig sein und schlug sich anschließend als Klavierlehrer durch. Im November 1938 wurde er wie Hans Reichmann verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Er emigrierte nach seiner Entlassung nach Frankreich. Dort wurde er bei Kriegsbeginn als feindlicher Ausländer interniert, konnte beim deutschen Einmarsch aus dem Lager fliehen und tauchte in Lyon unter, wo ihn der Bildhauer Georges Salendre und dessen Frau bis zur Befreiung versteckten. Nach dem Krieg blieb er in Lyon, war für den Rundfunk tätig und kehrte 1958 nach Berlin zurück, wo er 1960 starb.

sten dreht und schlagen wird, wenn das Lied nicht genug Groschen einbringt. Manchem Kameraden war der Kontrast zwischen diesem Singen und der Stimmung, die es hier hinter dem elektrischen Draht weckte, umlauert von Chorführern, die nur zu gern den Takt mit der Faust schlugen, das niederdrückendste Erlebnis des Lagers. Niemals haben wir bei der Arbeit gesungen, niemals überhaupt gesungen, wenn uns nicht Singen befohlen war. Gefesselte Menschen singen nicht. Drinnen im Block summten die Alten manchmal ein Lied, das wirklich in den Konzentrationslagern entstanden war, das ‚Lied der Moorsoldaten‘¹³⁶. Es stammt von einem Esterwegener Häftling und ist von den Esterwegenern nach Dachau, Buchwald und Sachsenhausen gebracht worden. Öffentlich durfte es nicht gesungen werden. Es geht nach einer alten Soldatenweise und singt

„... von der Zeit,
da aus der Schutzhaft wir befreit.“

‚Spaten‘ reimt sich auf ‚Moorsoldaten‘. Das Lied ist sentimental und ohne Wert, aber als Lagerdokument hätte ich es gern im Gedächtnis behalten. Da wir es nie gemeinsam sangen, ist es mir leider entglitten.

Was wird es heute wohl wieder geben? Natürlich Singen! Der Appell ist ja eine Viertelstunde früher angesetzt, also werden wir wohl den ganzen Lieder-schatz heruntersingens müssen. Es sind auch nur acht Grad Kälte. Unsere Leistendrüsen sind nach neun Stunden Marsch und Arbeit im Freien und zwei Stunden Appell-Stehen angeschwollen, die Beine halten uns kaum noch. Sicher läßt Eisfeld gleich wieder den Stuhl holen. Wir starren zum Tor hin, woher das Kommando kommen wird. Aber was ist das? Es ‚bummt‘ doch nicht schon wieder? Bum, bum, bum. Jetzt wird es unverkennbar, das Bum, bum, bum. Sie schicken wirklich wieder einen mit der Pauke herum. Der Paukenton kommt näher, ein Mummenschanz naht. Karneval im Lager? Zwei Zigeuner mit bunten Papierkronen auf dem Kopf tragen ein Transparent auf zwei Stangen. Es ist 2 x 1 Meter groß und mit frischem Laubwerk bekränzt, das bunte Papierbänder umwinden. In Blau und Rot steht auf dem Transparent: ‚Stachowiak, wir grüßen Dich! Ich bin wieder da.‘ Hinter dem Transparent, von drei SS-Führern begleitet, geht der Häftling Stachowiak mit der Pauke. Man hat ihm einen bunten Papierkranz auf den Kopf gesetzt, und von dieser Narrenkrone herab hängen blaue, grüne, rote, gelbe Papierbänder über seine Schultern. Er schlägt die Pauke, die Scharführer boxen ihn in den Rücken, er muß sie immer schneller schlagen. An jedem Block wird er vorbeigeführt, wir alle müssen ihn sehen: Stachowiak, den wiedereingefangenen Ausreißer. Er hat dem Arzt, dessen Zimmer er aufräumte, Paß und Zivilkleider gestohlen, ist vor vielen Wochen draußen auf

¹³⁶ Das Lied von den Moorsoldaten entstand 1933 im KZ Bürgermoor, komponiert von Wolfgang Langhoff. Auf einer kulturellen Veranstaltung der KZ-Häftlinge im Sommer 1933 wurde es zum ersten Mal vorgetragen, aber wenig später von der SS wohl wegen seines hoffnungsvollen Refrains „Dann zieh’n die Moorsoldaten nicht mehr mit dem Spaten ins Moor“ verboten.

der Arbeitsstelle geblieben, hat sich eine ganze Nacht in einer Baumkrone verborgen, der suchenden SS, ihren Spürhunden und Blendlaternen entzogen, ist aber dann in Hamburg gefaßt worden, als er mit dem fremden Paß auf ein Schiff und in die Freiheit gehen wollte.

Noch immer bummt es dumpf zu diesem grausigen Mummenschanz, der Spießrutenlauf, Haberfeld-Treiben und Totentanz in einem ist. Aber gleich wird die Pauke schweigen, und dann werden die Stahlruten durch die Luft pfeifen. Wir stehen angeekelt und empört in unseren Blocks. Wir spüren die Kälte nicht mehr. In uns pocht die Furcht vor dem Schauspiel, das nun folgen wird. Jetzt schweigt die Pauke. Nichts rührt sich auf dem Appell-Platz. Man hört keinen Ton. Es ist so still, daß ich ganz deutlich einen Vogel, hoch über uns, zwitschern höre. Der einzige natürliche Laut über dieser Stätte verruchter Unnatur! Aber es geschieht nichts, es wird nur ‚Singen‘ befohlen, und wir singen:

„Und ist dann der Tanz vorbei.

gibt es meist 'ne Keilerei.

Und der Bursch, den das nicht freut,

man sagt: er hat kein' Schneid.“

Stachowiak wird nicht öffentlich ausgepeitscht, er hat seine 25 schon bekommen, und was er noch zu erwarten hat, wird der ‚Bunker‘ verschweigen.

Der Streit der Historiker, wann das Mittelalter als geschichtlicher Abschnitt zu beenden ist, erscheint mir müßig. Das Mittelalter ist nicht überwunden, es ist wiedererstanden mit all dem Dunkel, das man ihm zuschreibt, mit Pranger und Folter, mit Galgen und Hexenwahn. Es ist lebendig im Herzen Europas, dieses Mittelalter und selbst die Zeit, in der man einem Empörer die Dornenkrone aufs Haupt setzte, ehe man ihn ans Kreuz schlug. Im Neuen Testament wird erzählt, wie man diesen Mann zwingt, sein Kreuz zur Richtstätte zu tragen, wie er unter ihm zusammenbricht und wieder hochgerissen wird. Die Frommen im deutschen Volk leiten von Leben und Lehre dieses Mannes ihren Glauben her, der ihnen Barmherzigkeit, Nächstenliebe und so viele edle Pflichten gebietet; unsere Zeit erträgt es nicht, auch nur die Wort zu nennen, sie klingen wie Hohn auf die Taten unserer Tage.

Diese Frommen, die sich so oft vom Leben ihres Heilands erschüttern lassen, sollten zu uns kommen. Hier ist der Passionsweg, hier ist Golgatha, hier seufzt es hundertmal am Tag zum Himmel: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Den stürmischen Wunschtraum meines Wachens, den brennenden Traum meiner Nächte, wie oft hat ihn meine Phantasie zum unwirklichen Bild geformt: daß ein donnerndes Kommando sie in unsere Reihen zwänge, die Frommen und die Heiden, die Träger des Geistes und die Träger der Waffen, die Führer der Wirtschaft und die Führer der Jugend, die Gleichgültigen und die Schwärmer, die kühlen Rechner und die Fanatiker. Daß sie alle, alle ein Mal ihre Schuld büßten, indem sie selbst Opfer würden. Sie, die fast unsühnbar schuldig geworden sind, weil sie Deutschland Wilden ausgeliefert und das Reich in ihrer Hand belassen haben.

In der Baracke schmeckt uns unser Essen heute noch weniger als sonst. „Ich möchte heut nicht Stachowiak heißen“, sagt Studienrat Theodor. „Morgen müssen wir alle zu den ‚Klinkern‘, will Erich Hirschberg, Landgerichtsrat aus Oppeln, erfahren haben. Eisfeld läßt die Vorarbeiter am Tor frieren, weil sie nicht genügend ‚angetrieben‘ haben. Rosenthal aus Gevelsberg, ein stattlicher Mann, stöhnt in seiner Ecke. Die Lagerkost hat sein Magengeschwür-Leiden verschlimmert. In der Freiheit konnte er sich pflegen, hier ißt er fast nichts, obwohl er Milch und Brötchen kaufen kann. „Ich muß verrecken, es geht mit mir zu Ende.“ Ich suche ihn aufzurichten. Die Schmerzen werden so stark, daß er sich in den Schlafsaal aufs Stroh legt, wo er sich ächzend krümmt. Ein Kommunist aus seiner Vaterstadt bringt ihm zwei Taschentücher, die er für ihn gewaschen hat. Er kniet zu seiner Rechten nieder und hält seine rechte Hand, ich drücke seine Linke. Der Kranke wimmert. Die Ärzte, Dr. Peiser und Dr. Lissner, die ich rufe, können nichts tun. Lissner sagt mir, daß die Gefahr eines Magendurchbruchs besteht. Deshalb bitte ich Karl, Rosenthal ins Revier zu schaffen. Er wälzt sich in seinem Schmerz. Wenn er einen Augenblick Erleichterung hat, spricht er zu mir: „Ich bin der Vorsitzende unserer Gemeinde. Ich habe sie erhalten. Ohne mich kein Gottesdienst, ohne mich kein Religionsunterricht. Wieviel Menschen habe ich geholfen und jetzt...“ Ich weiß, was er sagen will. Das ist Anklage und religiöse Erschütterung zugleich. Er fürchtet den Tod. Ich ahne nicht, daß er auf den blühenden Mann wartet. Ein Sanitäter lädt ihn auf die Bahre: „Sei ruhig, Alter, du kommst zu guten Leuten. Morgen geht es dir besser.“ Am nächsten Morgen höre ich, daß Rosenthal gestorben ist. Er war 45 Jahre alt.

Die Tragödie beginnt von neuem. Scharfer Frost hat eingesetzt, der Boden des Appell-Platzes ist hart wie Stein; wir prüfen ihn mit unseren Fußspitzen; denn es ist noch stockdunkel und die gleichen Sterne, die gestern abend unseren Abmarsch gesehen haben, leuchten in die Finsternis dieses Morgens. Die Brüder von der Landstraße schnuppern: „Wenn nur nicht Schnee kommt! Da ist Frost noch gesünder. Ich war in Sibirien gefangen. Bei solcher Kälte haben die Kosaken uns nicht zur Arbeit herausgetrieben. Wir durften in unserer Bude bleiben und haben heißen Tee getrunken. Hier – kein Sonntag und zur Arbeit raus, ob’s zehn Grad unter Null ist, ob’s hagelt oder gießt. Und nichts im Magen!“

Das letzte stimmte nicht ganz. Es gab jeden Morgen eine dünne Milchsuppe mit Sago oder einer Flockeneinlage, dazu ein halbes Brot, das für den ganzen Tag reichen mußte. Als Abend-Beigabe wechselten Margarine, Harzer Käse, ‚Lager-Speck‘ oder ein winziges Stück minderwertigster Blutwurst. Das Brot war feucht, kleiehaltig und ohne Nährwert; binnen weniger Stunden war es steinhart. Mir schmeckte es nicht schlecht, obwohl seine Güte mit der des Militärkommißbrots nicht vergleichbar war. Weil wir Juden einen halben Laib zu Beginn unserer Lagerzeit nicht aufessen konnten, hatten wir Brot verschenkt. Deshalb wurde unser Brotration gekürzt. Jetzt, wo wir schwer arbeiteten und an Gewicht verloren, hätten wir uns die alte Ration wieder gewünscht.

Abends gab es die warme Suppe: zweimal wöchentlich Seefisch-, einmal Kohlrüben-, zweimal Weißkohl-Suppe und einmal Walfisch-Sauce, alles mit Kartoffeln und sehr wenig Fleisch zusammengekocht; die Fleischfasern konnte man nur mühsam entdecken. Der Sonntag, sonst durch nichts vom Wochentag unterschieden, war der große Tag der Hülsenfrüchte und Vitamine: Erbsensuppe mit ein wenig Sauerkohl oder Bohnensuppe. Das alles war völlig fettlos, aber nicht unschmackhaft. Gelegentlich fischten wir ein Stück Soda aus unserem Brei, das reichlich beigemischt wurde. Wer viele Monate oder gar Jahre allein von dieser Kost leben mußte und dabei körperlich arbeitete, war der Hunger-Pschose verfallen. Wir haben nicht gehungert, weil unser Fett- und Kraftvorrat ausreichte, und wir uns obendrein Zukost in der Kantine besorgen konnten. Aber das Heer der Asozialen hatte keinen Pfennig, und auch viele Kameraden aus anderen Gruppen litten Not.

Nach einigen Monaten ähnelten sich die Gesichter der Arbeitssklaven. Sie alle waren vom Wind und der Luft gebräunt, dabei hager und ausgemergelt, und die Zuchthauskleidung schlotterte um die Körper. Ich habe alte Landstreicher rohe Kartoffeln essen sehen. Asoziale krochen, Tieren ähnlicher als menschlichen Wesen, in die Drang- und Abfall-Tonnen, um Speisereste herauszuziehen oder stierten gierig den Essensträgern nach, die den wohlgepflegten Dackeln Eisfelds ihr Futter brachten. Träumerisch schwärmten auch die BVer vom guten Zuchthausessen und erzählten zum Beispiel mit breitem Behagen vom Weihnachtsmahl im Zuchthaus: „Da gab es eine Suppe und ein anständiges Stück Fleisch. So –, nein soo –, nein soo-! Mindestens 200 Gramm, ja sicher, wenn's nicht gar ein halbes Pfund gewesen ist.“

„Lieber ein Jahr Z als eine Woche KZ!“, das konnte man immer wieder hören. Gewiß war das eine Übertreibung, aber jeder alte Zuchthäusler wußte die Vorzüge dieser Strafanstalt exakt aufzuzeigen. Harzen, der drei Jahre lang die Psychologie des Strafgefangenen im Zuchthaus studiert und ein Buch darüber geschrieben hatte, war fast der gleichen Meinung. Das Dritte Reich hatte den humanen Strafvollzug abgeschafft, schmalere Rationen eingeführt und alle Vergünstigungen fortschrittlicher Gefangenenerziehung beseitigt. Und doch sehnten sich alle alten Zuchthäusler in ihre Anstalt zurück. Schon das Wort Zuchthaus löste bei manchem, die seinen Inhalt aus langer Erfahrung kannten, geradezu Glücksvorstellungen aus. „Wenn man schon die Freiheit verliert, dann Gefängnis oder Zuchthaus, nicht KZ!“ – Unaufhörlich wurde um Brot und Zigaretten gebettelt. Wenn wir beim Mittagsappell unser trockenes Brot hervorholten, das wir in Zeitungspapier in der Hosentasche mit zur Arbeit nahmen, begleiteten uns gierige Blicke. Kein Brocken durfte zur Erde fallen; sofort stürzte ein ausgehungert Asozialer nach den Krumen.

Ich habe während meiner Haft nicht geraucht, obwohl mich die Unrast der letzten Monate der Freiheit zu sechs bis acht Zigarren täglich getrieben hatte. In der Umgebung hier war Rauchen kein Genuß. So wie im Lager sind Zigaretten wohl niemals ‚aufgeraucht‘ worden. Während des Mittags-Appells durften wir uns eine Zigarette anzünden. Kaum hatte der Raucher sie angebrannt, da melde-

ten sich Interessenten: „Bitte, laß mich einen Zug machen!,- „Und ich bekomme den Kipper“, so nannte man das Zigarettenmundstück. Wer gutmütig ist, raucht zehn Züge, und dann beginnt fast eine Balgerei um den Zigarettenrest. Der Kipper ist längst aufgeraucht, aber nach dem halben Zentimeter, der noch blieb, sprangen drei und fünf gierige Asoziale. Sie fanden noch ein paar Tabakfädchen und zerkauten sie statt Kautabaks. Einer unserer Siebzigjährigen hatte sich eine Zigarre gekauft. „Na, du Kommerzienrat, das lob ich mir, das nennt man Leben! eine Zigarre raucht er!“ Der alte Kamerad drückt den Kommunisten, der ihn so anspricht, 50 Pfennig in die Hand. Dem stürzen die Tränen aus den Augen, er schluchzt und bring kein Wort des Danks heraus. Als der Alte ihm gut zuspricht und ihn beruhigt, gesteht er, seit Jahren nicht einen Pfennig besessen zu haben.

Solche Fälle sind nicht vereinzelt. Betteln ist zwar verboten, und Häftlinge mit Rückgrat und Würde wenden sich scharf gegen die Bettler, die abends zwischen den Lagerstraßen umherschleichen und leise um ein Stückchen Brot flehen. Ein alter Asozialer flüstert mir zu:

„Können Sie mir nicht vielleicht etwas Brot geben?“

„Was fällt dir ein, mir ‚Sie‘ zu sagen!“

Er tut es, um auszudrücken, daß wir auch hier nicht das gleiche Schicksal erleben, daß er zu mir hinaufsieht, zu dem Mann aus dem Bürgertum, der Arme, der an die Tür des Reichen klopft, der so reich ist, daß er mehr Brot hat, als sein Magen fordert.

Hier sind wir alle nackt, kreatürlich arm. Aber wir Juden, denen man Existenz und Vermögen geraubt hat, sind Könige im Vergleich zu den ‚braunen‘ Kameraden; in deren Augen glüht jener Grad des Ausgehungertseins, der Hunger-Pschose ist. Ihre bettelnden Blicke sprechen erbarmungswürdig und anklagend von der Armut des verlorenen Haufens. Unsere Geldsituation nehmen wir nur komisch. Vierzehn Tage besaßen wir keinen Pfennig und konnten uns so wenig kaufen wie der ärmste Landstreicher. Auch wir sprachen breit und wichtig, jede Ausgabe wohl abwägend, von unseren künftigen Bestellungen in der Kantine. Als die 15 Mark dann kamen, waren sie schnell verbraucht. Nicht für uns allein; für Blocksammlungen, für Kameraden, für Vorarbeiter, die wir mit einem Viertelpfund Wurst oder einem Päckchen Zigaretten ‚bestachen‘.

„Du schuldest mir noch 5 Pfennige“, mahnt mich ein bekannter Berliner Anwalt, der mich eben befragt hat, ob 200000 Mark Abfindung für seine arische Frau mir ausreichend erscheinen. 5 Pfennige bedeuten zwei Brötchen, für 5 Pfennige gibt es fünf Bonbons, und wenn mich jemand am Rock zupft und mir schweigend einen Bonbon in die Hand drückt, danke ich ihm wie früher für eine Einladung zu Horcher¹³⁷.

Wenn die Bataillone dieser abgezehrten, ausgemergelten Männer zur Arbeit ausgezogen oder gar das ‚Schleich-Kommando‘ im ‚Schleich-Tritt‘ so mir vorüberzippelte, tauchten die Bilder unserer Jugendbücher aus alter Erinnerung

¹³⁷ Horcher war eines der feinsten Berliner Restaurants.

wieder auf: ‚Rückzug der napoleonischen Truppen aus Rußland‘ – ‚Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen‘. Wen schleppt dieses ‚Schleich-Kommando‘ mit? Wer einen Verband trägt, am Gehen gehindert oder so krank und alt ist, daß der Blockälteste ihn für ‚schleichkommandoreif‘ hält, zieht vom Morgen-Appell bis zur Dämmerung mit dem ‚Schleich-Kommando‘ durchs Lager. Ein Wunder, daß nicht auch der Studienrat mit der Kinderlähmung mitwanken muß, der sich nur schlotternd vorwärtsschieben kann und zum Appell von zwei Kameraden nahezu getragen wird. Hoffentlich haben sie ihn in die Strumpfstopferei geschickt, wo auch sein schwächlicher, tief unglücklicher Kollege, der Germanist und Historiker, Fritz Friedländer¹³⁸, untergekommen ist. Andere aber ‚schleichen‘, tippeln acht Stunden unaufhörlich durch Frost und Schnee. Sie können nicht schnell gehen, bewegen sich im Kreis, setzen ganz langsam Fuß vor Fuß und – frieren. Der bleiche Ernst Reichmann zieht auch mit. Ich suche ihn jeden Morgen, wenn das ‚geschlagene Heer‘ auf dem Industriefhof an mir vorübergeistert. Später öffnet der Lagerführer ‚der Schleich-Kolonne‘ großherzig eine Baracke, eine Baracke für 1300 Menschen. Aber sie werden nicht etwa beide Flügel freigeben: Ein Schlafsaal und ein Tagesraum müssen genügen, obwohl jetzt nach den vielen Entlassungen genug Baracken zur Verfügung ständen. Acht Stunden in der peinigenen Kälte ‚schleichen‘ oder acht Stunden auf einem Fleck in der Baracke stehen und vielleicht geradeso viel Platz haben, daß man den Fuß heben kann, das ist Humanität in der Erziehungsanstalt besonderer Art.

Aber weil so viele vor der Kälte fliehen, muß das ‚Schleich-Kommando‘ gesäubert werden. Wie das geschieht, habe ich geschildert, als ich von der Fußbehandlung des grausamen Dr. Ehrsam sprach. Es gibt da noch eine Kolonne, die die Lagerordnung vom ordentlichen Dienst befreit hat, weil ihre Angehörigen arbeitsunfähig sind: ‚Kolonne Schultze‘, benannt nach ihrem Vorarbeiter ‚Vater Schultze‘, einem alten Säuer. ‚Kolonne Schultze‘ klopft rostige Nägel gerade. Es würde aber nichts ausmachen, wenn ‚Kolonne Schultze‘ die gerade geklopften Nägel wieder krumm biegen würde, um sie dann wieder gerade zu klopfen. Amtsgerichtsrat Fritz Goldschmidt hat ausgezeichnete juristische Examina gemacht, und das befähigt ihn, die gerade geklopften Nägel nach Größen zu ordnen. Er ordnet von morgens acht Uhr bis nachmittags vier Uhr, bläst frierend in seine Hände, springt auf der Stelle, um warum zu werden, und hat gegen vier Uhr sicherlich 50 Nägel genau nach Größe nebeneinander gelegt. Wenn es dann zum Appell gongt, wirft er die geordneten Nägel in einen Kasten, schüttet den Inhalt durcheinander, und am nächsten Tag beginnt die ‚Arbeit‘ von neuem. ‚Vater Schultze‘ hat Humor: „Wir müssen den Hammer zur Schmiede bringen. Dazu brauche ich einen sehr intelligenten Mann, das kann nur ein Senatspräsident tun.“

¹³⁸ Dr. Fritz Friedländer (1901–1980), Lehrer und Mitarbeiter an der C.V.-Zeitung, am „Morgen“ und dem „Philo-Lexikon“. Nach der Haft im KZ Sachsenhausen emigrierte Friedländer 1939 nach Shanghai und wanderte von dort 1946 nach Australien aus.

Unser Freund, Senatspräsident XY. trabt mit dem Hammer davon. 'Die blonde Bestie' säubert auch hier. Nur wer sichtbare Verkrüppelungen an den Händen hat oder über 50 Jahre alt ist, darf bei 'Vater Schultze' bleiben. Obwohl Eisfeld wie immer Wut schnaubt, weiß 'Vater Schultze' ihn zu nehmen; er hält ihm einen Vortrag über die Bedeutung seiner Arbeit für – den Vierjahresplan.

Fast täglich werde ich jetzt vor dem Morgen-Appell aus der Baracke gerufen. Dann steht im Scheinwerferlicht ein Glücklicher vor mir, der heim kann: entlassen! Kurt Levy drückt mir die Hand; Hirschberg verabschiedet sich. Er weiß nur, daß seine Frau eine Paraguay-Passage gebucht hat. Der Gedanke, daß ich ihm ernstlich nach Paraguay folgen soll, will mir nur schwer in den Kopf, obwohl die schneidende Kälte und die bösen Überraschungen, die das Leben in diesen Niederungen jeden Tag bringt, mich mübe machen. Und eines Tages steht auch der bleiche Ernst vor meinem Block: ich bin glücklich, daß er gesund geblieben ist; der Frostschaden an seiner Hand wird schon heilen. Viele Wochen hätte der Junge nicht mehr ertragen.

Meine Berliner Kameraden sind nun zum größten Teil fort. Die Frontkämpfer, Auswanderer, Gleichschalter – Leute, die ihre Geschäfte arisieren – und auch die Alten sind fast alle entlassen. Aber die Kinder sind geblieben, 14- bis 15jährige, die man von landwirtschaftlichen Umschichtungsstellen mitgenommen hat. 'Vierkant' hätte sich wehren können, Kinderwärter zu spielen; aber er wehrte sich nicht, ließ Kinder-Uniformen schneiden, und jeden Tag treten wir mit dem 'Jugendlichen-Block' dreimal zum Appell an. Den Kindern ist übrigens nichts Übles geschehen, die brauchten nicht zu arbeiten, sondern wurden von einem zum Lehrer ernannten Anwalt beaufsichtigt. Wie aber werden sie wohl die Eindrücke dieses Lagers verwinden! Nur noch sechs 'November-Juden' bleiben bei Karl, darunter auch ich. Nun liegen wir sechs zusammen mit den 'alten' Juden in Block 16, im ganzen 145 Mann. Die Pein des Strohlagers und des Getretenwerdens endet, die Qual des Bettenbaus beginnt. Wir haben jetzt Betten, alte Militär- oder Gefängnis-Betten mit Strohsäcken. Die Kommiß-Schikanen sind nichts gegen die Bettenbau-Vorschriften hier. Weder haben Zeit das Bett kantig und haargenau zu bauen, noch stehen die Strafen für lässigen Bettenbau in irgend einem Verhältnis zur Schwere des 'Verbrechens'. Wer dreimal auffällt, kommt in die Strafkompagnie. Er gilt nicht etwa als ungeschickt, sondern ist 'faul' und deshalb 'Saboteur'.

Heute muß wohl Sonntag sein. Wir ziehen im Schneegeäst über durch die Morgendämmerung. Rechtsanwalt S. und ich haben heute einen Ball erwischt'; so heißt leichte Arbeit im Lager-Jargon. Wir tragen statt der schweren Röhren, Badewannen, Wasserleitungsbecken und statt des Zements – Sägespäne. Wir holen sie aus dem Keller des Sägewerks und bringen sie zur Feuerstelle.

Beim Mittags-Appell auf dem Industriebhof treibt ein achtzehnjähriger Posten das übliche Spiel mit mir:

„Was bist du von Beruf?“

„Angestellter.“

„Du schaust nit aus wie a Angestellter. Schaust aus wie a Advokat oder Kassier.“

„Ich bin Büroschreiber, hab immer nur Schreibarbeit gemacht.“

„Wos hast du tachiniert?“

Ich kenne das Wort aus der österreichischen Militärsprache nicht und antworte: „Ich habe 180 Mark im Monat verdient.“

Der kleine Posten hat ein Stück Holz in der Hand und schlägt mich damit gegen den Hals: „Wos du tachiniert hast, sollst du sagen.“

„Ich habe 180 Mark verdient.“

Als er weiter schlägt, sage ich ihm, daß ich nicht weiß, was ‚tachiniert‘ bedeutet.

„Was du verdrückt hast, wos du gestohlen hast, sollst du sagen.“

Und er klopft wieder seinen Holzscheit gegen meinen Nacken.

„Ich habe nichts gestohlen, ich habe 180 Mark verdient.“

Das Fragespiel wiederholt sich noch vier oder fünf Mal und wird von Schlägen des blutjungen Österreichers begleitet. Auch wenn sie kräftiger gewesen wären, hätte ich dem dummen Jungen den kindischen Triumph nicht gegönnt, und schließlich geht er fort, ohne gehört zu haben, daß ich mich selbst einen Dieb nenne. „Du hast heut Pech“, sagen meine Kameraden, die als Zeugen der Inquisition die Schläge ärger empfunden haben als ich.

Es stürmt und regnet, wir laufen mit unserem Korb über den Industriebhof und schaufeln ihn im Keller mit Spänen wieder voll. Plötzlich steht der Werkmeister des Sägewerks, Oberscharführer Böttjer, vor uns im Keller und sagt: „Aha!“ Was dieses Aha bedeutet, weiß ich erst, als er unsere Namen und Nummern aufschreibt; er will uns also zur Bestrafung melden. Ich wage es mit einem SS-Mann zu sprechen: „Ich weiß nicht, gegen welche Vorschrift ich verstoßen habe. Mein Vorarbeiter hat mich hierher gestellt, Späne zu holen.“ – „Dann bedanken Sie sich bei Ihrem Vorarbeiter.“

Das Betreten des Kellers ist verboten, wie ich mir jetzt erklären lasse. Wir hätten an die Tür zu klopfen und die Späne von drinnen her in unseren Korb füllen lassen müssen. Daß wir sie selbst im Keller einschaufelten, war Sabotage; wir hätten uns hier einige Minuten wärmen können und der Kälte entfliehen, heißt Sabotage. Der Vorarbeiter, der mich an diesen Platz gestellt hat, badet natürlich mein ‚Verbrechen‘ nicht aus. Wird Böttjer uns wirklich melden, und wie wird ‚Vierkant‘ uns bestrafen; ‚Tor‘, ‚Pfahl‘ oder ‚Bock‘? Zwei Tage ängstlichen Zweifelns vergehen; dann werden wir zum Strafrapport bestellt, und nun haben wir die Gewißheit; wir sind gemeldet, und wir werden heute bestraft. Ich habe alte Kameraden um Verhaltensmaßregeln gebeten: „Hat ja alles keinen Zweck, du kommst ja doch nicht zum Reden.“

Mit uns werden 40 Mann zum Strafrapport vor den Kommandanten geführt. Der Name Dammann wird dreimal aufgerufen, ohne daß jemand antwortet. Beim Morgen-Appell hatten wir drei Schüsse gehört. Jetzt läuft Dr. Berndt in den ‚Schlauch‘, und es ruft ihm jemand zu: „Ist er tot?“

„Nein, noch nicht.“

„Hast du die Schüsse gehört?“, fragt einer. „Was war da los?“ Niemand weiß es.

Wir stehen ‚am Tor‘ und warten, bis der Kommandant vom Morgenritt zurück ist.

„Was hast du ausgefressen?“

„Ich hab von einem Zivilisten, der auf dem Bau als Polier arbeitet, eine Zigarette genommen.“

„Und du?“

„Ich hab einem Vorarbeiter 20 Pfennige gegeben“.

Deshalb stehen wir hier. Ich bin ganz ruhig und hoffe nur, daß diese meine erste Strafe mir nicht gleich ‚Pfahl‘ oder ‚Bock‘ einbringen wird. ‚Vierkant‘ reitet ins Lager. Nun werden wir in die Kommandanturräume geführt und müssen auf dem Gang mit dem Gesicht zur Wand warten. ‚Schön warm ist es hier‘, denke ich, und ‚Viel Reden ist zwecklos, der Teufel wird doch nicht hören.‘ Die ersten Sünder werden aufgerufen. Zwei Juden machen schüchterne Versuche, sich zu verteidigen.

„Sie haben einem Vorarbeiter 20 Pfennige gegeben“, höre ich durch die offene Tür.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Kommandant. Ich wußte nicht, daß das verboten ist. Ich bin Neuling.“

„Barmat hat auch so angefangen. Raus!“

In zweimal einer halben Minute sind zwei weitere ‚Verbrecher‘ abgefertigt. Jetzt stehe ich vor dem Feind. Er sieht nicht auf.

„Auch so ein Bestecher?“

„Ich habe niemand bestochen, Herr Kommandant.“

„Ach, nein.“ Er liest erst jetzt die Meldung und brummt: „Faulenzer, Drückberger, hat sich im Keller herumgedrückt.“

„Ich bin an diesen Arbeitsplatz von meinem Vorarbeiter gestellt worden, Herr Kommandant.“

Aber die Verteidigung tut mir schon in diesem Augenblick leid, denn ich sehe, daß ‚Vierkant‘ meine Strafe bereits niederschreibt, ehe ich noch zwei Worte gesagt habe. Neben ihm steht Eisfeld, rot aufgedunsen und wutschnaubend:

„Was habt ihr dem Vorarbeiter dafür gegeben?“

„Nichts, Herr Kommandant.“

„Lumpenpack! Raus!“

Das nennt man ‚Schnellverfahren‘; denke ich bei mir, noch immer ganz ruhig. Wozu sich über die Rechtslosigkeit erregen! Nummern können sich nicht auflehnen. Nur schade, daß es mit der schönen Wärme schon wieder zu Ende ist. Am Abend wissen wir, was die Schüsse bedeutet haben. Der kleine Dammann, bekannter Makabi-Sportler¹³⁹, sollte gleich uns bestraft werden. Er hatte einem Vorarbeiter auf den ‚Klinkern‘ 3 Mark in die Hand gedrückt. Das hatten andere

¹³⁹ Der zionistische Sportverband Makkabi war weltweit organisiert. 1937 umfaßte der Deutsche Makkabi 79 Vereine mit rund 18 000 Mitgliedern. Wie zahllose andere jüdische Organisationen wurde auch der Deutsche Makkabi nach dem Novemberpogrom 1938 verboten.

auch getan und waren mit uns zu einer noch unbekannten Strafe verurteilt worden. Vor diesem armen Jungen – er war 25 Jahre alt – standen ‚Bock‘ und ‚Pfahl‘ als furchtbare Schreckgespenster. Die Angst davor hatte ihn in den Tod getrieben. Er hatte sich beim Morgen-Appell von seinem Block entfernt und war gegen den elektrischen Draht gelaufen. Der Strom aber war ausgeschaltet, und so sammelte der Angstgehetzte neuen Sterbensmut, sprang mit einem totbringenden Satz auf den Todesweg, auf dem ihn drei Schüsse vom Turm niederstreckten. Sprung in den Tod! Er mußte sich noch einen ganzen Tag im Revier quälen. Abends erschienen SS-Leute bei dem Sterbenden und malten ihm aus, was seiner warte, wenn er gesunden sollte: der ‚Bock‘ als Strafe für den Selbstmordversuch. Am nächsten Tag wurden ein alter bleicher Mann und eine Frau, die ihre Füße kaum noch trugen, zum Leichenschuppen geleitet. Hätte sich der Junge einem von uns offenbart, wir hätten ihn beruhigt. Er wäre gleich uns mit ein paar Tagen ‚Torstehen‘ davon gekommen.

Es gehört zum System der Peinigung, daß der Bestrafte so lange nichts über den Inhalt der strafenden Verfügung hört, bis er zur Vollstreckung geholt wird. So erfuhren wir erst 36 Stunden später, daß wir zwei Tage ‚Torstehen‘ mußten. Um 4 Uhr 45 wurden wir am ‚Tor‘ mit sechzig Leidensgenossen aufgestellt. Ich stand ausgerichtet wie eine Kerze, je einen halben Meter Abstand vom Nebenmann, aber auch ich wurde ‚aufgestellt‘, d. h. mit Püffen in den Rücken traktiert, an Kragen gepackt und hin und hier bewegt. Anderen brachte man die Richtung mit Ohrfeigen bei. Wir hatten bis zum Klingeln zu stehen, in strammer Haltung und natürlich barhäuptig. Die Mäntel, die einige ‚Alte‘ schon trugen, waren auszuziehen. Es mochten zwölf Grad Kälte sein. Der Appell-Platz war leer, in tiefes Dunkel getaucht, nur aus der Wache kommt mattes Licht. Dort drin ist eine Uhr. Ich kann sie lesen, und jede zehn Minuten gebe ich flüsternd die Zeit. In kurzen Abständen kreischt der Posten vom Turm, unter dem wir aufgestellt sind, Drohungen und einen Unflat von Beschimpfungen.

Wenn wir Glück haben, stellen die in der Wache das Radio an. Wie ich nach Musik lechze! Seit fünf Wochen kein harmonischer Ton, nur dieses Kreischen und Brüllen oder der Massengesang unter der Knute. Aber wir haben kein Glück: Wenn sich das Fenster der Wache öffnet, keift uns nur einer Hohn und Gemeinheit zu. In mir aber singt eine Melodie; sie verläßt mich nicht, weil sich ihr Text mir aufgedrängt hat: das niederländische Dankgebet, aber der Text ist neu, ich habe ihn gewandelt: „Er läßt von den Schlechten hier die Guten knechten!“

Alle fünf Minuten stellt der Posten oben auf der Wach-Empore den Scheinwerfer an, ob wir uns auch nicht rühren. Für einen Augenblick wird der Winkel, in dem sechzig Männer starr wie Eissäulen stehen, grell angestrahlt, dann bleibt der Platz wieder dunkel, und man hört vom Turm nur die monotonen Stiefel-Schritte unseres Schergen. Er geht acht Schritte vorwärts und acht Schritte zurück, kaum entfernt er sich aus unserer Nähe, so bricht mindestens einer das Schweigen: „Pjierunie!“ Und es folgt eine Kette polnischer Flüche.

„Woher bist du?“, wispere ich.

„Aus Beuthen.“

„Halt den Mund, sonst müssen wir deinetwegen noch acht Tage stehen.“ Aber die Mahnung hilft nichts, der Oberschlesier murmelt unaufhörlich Flüche, bricht in fauchendes Schimpfen aus und zittert vor Wut.

Ich zähle die Sekunden. ‚Eine Stunde hat 60 Minuten, eine Minute hat 60 Sekunden‘, wenn ich bis 3600 zähle, ist eine Stunde vorüber. Um acht Uhr wird es klingeln. Wenn ich dreimal bis 3600 zähle, wird es klingeln. Ich beginne zu zählen, aber die Zeit schleicht. Wir ziehen die Hände in die Ärmel, wir gehen in Kniebeuge, wenn wir uns nicht beobachtet glauben, S. klopft mir den Rücken ab. Aber wir können der Kälte nicht entfliehen. Wir spüren, wie sie von den Füßen heraufsteigt, wie unsere Drüsen schwellen.

Ein Vorarbeiter kommt zu der Armensündergruppe und fragt, ob Nr. 8912 unter uns ist. Die Nummer meldet sich, sie ist vielleicht 50 Jahre alt, Jude.

„Der Oberscharführer Bugdalle hat dich aufgeschrieben, du hast nicht gearbeitet.“

„Aber ich war doch so fleißig, mir hat doch niemand etwas gesagt.“

„Na, Junge, ich kann dir nicht helfen. Du bist eben von fern beobachtet und aufgeschrieben worden. Das gibt jetzt eine neue Sache, nicht die, wegen der du heut stehst.“

Dieses Aufschreiben aus 50 Meter Entfernung, von dem man nichts ahnt, ist auf den ‚Klinkern‘ üblich. So jämmerlich wie dieses ‚Ich war doch soo fleißig‘, hat mir keine Entschuldigung seit der Schulzeit geklungen.

Scharführer kommen pfeifend über den Appell-Platz. Sie sehen die armen Sünder, springen für eine halbe Minute an uns heran wie man rasch einmal in ein Wirtshaus hineinspringt, um im Vorbeigehen ein Glas Bier hinunterzustürzen, schlagen zwei oder drei Kameraden, die sie mit ihrer Faust gerade erreichen, ein paar Ohrfeigen und gehen pfeifend davon. Wir stehen stramm und starren unverwandt ins Dunkel. Die Wache auf dem Turm wird abgelöst. Nun wird eine neue Stimme bellen. Ich mache Dialektstudien. Ob ich noch Ohren habe? Wir stehen jetzt schon zwei Stunden in dieser Kälte. ‚Wächter, wie später ist es in der Nacht?‘ Noch eine und eine Viertelstunde, dann wird auch diese ‚Nacht‘ vorüber sein.

Was ist das? Da wagt einer fortzuschleichen. Wenn der Posten am Turm jetzt aufblendet, ist der Mann verloren. Wenn uns jemand zählt, werden wir eine Woche ‚Torstehen‘, weil wir den Ausreißer nicht gemeldet haben. Oben ist wieder Ablösung. Die ganze Stunde hat es gebellt, jetzt gibt es plötzlich Ruhe. Es muß doch ein Posten da sein, man hört ja die Schritte. Eine Viertelstunde ist vergangen, und noch immer bellt es nicht. „Ein anständiger Kerl da oben“, flüstert S. Wir sind schon froh, wenn wir nur frieren, und der da oben sich nicht in Schimpfereien erbricht. Sprungartige Schritte huschen heran: der Ausreißer ist wieder da. Wir fauchen ihn an, aber nach zehn Minuten schleicht er wieder fort. Ein Verrückter? Es klingelt! Aber es hat nur einmal geklingelt, nicht dreimal. „Pech“, sagt ein Scharführer, „Heut geht’s bis neun.“

Im Lager werden Betten transportiert, und deshalb wird das Schlußklingeln um eine Stunde verschoben. Aber auch diese Stunde werden wir noch durchhalten. Nur gut, daß keine Alten hier sind, sie wären zusammengebrochen. Um 9 Uhr 15

klingselt es dreimal. Wir werden fortgejagt, aber wir können nicht mehr laufen, wir hüpfen steif unserer Baracke zu, reiben unsere Glieder uns stützen uns im Humpeln. Mein Bett ist besetzt. Ich muß auf dem Boden schlafen. Am nächsten Abend wiederholt sich das Spiel. Es ist noch kälter als gestern. Wir stehen kaum zehn Minuten als zwei Scharführer schreiend und kreischend an unsere Gruppe herankommen. Sie schleppen etwas Unerkennbares mit sich. Ich muß stramm stehen, starre gerade aus, kann nichts sehen, aber ich höre: „Lebst du immer noch, verfluchter Zwerg? Warum lebst du noch, du Dreckgestalt, du?“

Neben mir atmet es schwer, stöhnt, ächzt es am Boden. Die Scharführer haben sich den ‚Zwerg‘ vorgenommen. Es ist ein jüdischer Kaufmann Wolf aus Hamburg, verküppelt, buckelig, vielleicht ein Meter groß, ein unglückliches Geschöpf. Er watschelt seit Juni durchs Lager. Die SS hat mit ihm schon Ball gespielt. Jetzt muß ihn eine Bestie auf dem Appell-Platz am Kragen ergriffen und hierher zu uns gezerrt haben. Sie wirft ihn zu Boden, was keine Mühe macht. Sie scheint ihn zu schütteln, hin und her zu schleifen. Die Scharführer lachen: „So ein dreckiger Zwerg! Ich kann dich nicht mehr sehen, du Mistvieh! Warum bist du noch nicht verreckt?“ Einer versucht, den anderen zu überwiehern. Jetzt scheinen sie Rigoletto hochzureißen und aufzustellen. „Hier bleibst du stehen, du Dreck-sack.“ Kichernd torkeln sie davon. In der Wache öffnet sich ein Fenster. Der wachhabende Oberscharführer hat die Szene, die sich da einen Meter von mir abspielte, ohne daß ich sie sehen konnte, beobachtet. Das war selbst ihm zu viel: „Mach, daß du wegstommst, Zwerg.“ Ich höre die trippelnden Schritte Wolfs, aber die Scharführer drehen sich um und mit drei Sprüngen holen sie das Unglückswesen ein.

„Wer hat dir erlaubt wegzugehen, du Schwein?“

„Der Herr Oberscharführer hat mich weggeschickt.“

„Na, dann lauf!“ Sie scheinen etwas betreten und gehen fort. Heute ist es windig, vielleicht wird Schnee kommen. Ich sehe im Geist den Mann im schwarzen Mantel mit dem grauen Hut wieder neben mir; er korrigiert meine Haltung. Aber der strenge Befehl, den ich mir selbst gebe, durchzuhalten und der Kälte zu widerstehen, hindert doch nicht, daß ich innerlich erschauere und erstarre. Es gibt etwas wie eine abergläubische Scheu vor Gezeichneten. Wem sein Ethos es nicht verbietet, sich an Krüppeln zu vergreifen, den hindert dieser Aberglaube. Aber hier sind alle menschlichen Grundbegriffe aufgelöst, hier spottet man natürlichen Empfindens und sittlichen Denkens, und auch ein Krüppel, wehrloser noch als wir alle, ist nicht armselig genug, als daß nicht Hünen ihr grausames Spiel mit ihm trieben.

An diesem zweiten Tag der ‚Torstrafe‘ werden wir schon um acht Uhr erlöst. In der Baracke gibt es kein Essen mehr; Hermann mit der tiefen Stimme schenkt mir ein Stück trockenes Brot: „Danke, Hermann. Bist du nicht der Mann, der in der Nacht, als wir hier ankamen, so schön zu uns gesprochen hat? Weißt du, wie ich dich nenne? Die Stimme der Menschlichkeit.“ – „Na, laß mal Junge.“, brummt er alte BVer und kriecht in sein Bett. Hermann gehört zum Stubendienst. Die ‚alten‘ Juden hängen an ihm wie sie an Karl, Harzen und den anderen hängen. Karl kennt

seine Leute gründlich, sein Urteil ist sicher. Ich lerne sie erst langsam kennen, und muß leider erfahren, wie viele schlechte Kerle es unter ihnen gibt. Ein 28jähriger Berliner ist 31 Mal vorbestraft. Aber die Vorstrafe ist nicht entscheidend. Karl hat acht Jahre Zuchthaus und ist doch ein ganzer Mann. Diese ‚alten‘ Juden sind zu meist rücksichtslos und egoistisch, viele geizig, einige unsauber, manche niederträchtig und roh. Zweien traut man Kameradschafts-Diebstahl zu. Heinemann aus Hamburg und Kurt aus Berlin haben als Stubendienst-Leute den Bettenbau zu revidieren. Jeden Tag jagen sie ihre ‚Freunde‘ während der dienstfreien Stunden in den kalten Schlafsaal, wo sie Bettenbau üben müssen. Die tückischen, üblen Gesellen geben sich auch mit einwandfrei gebauten Betten nicht zufrieden und stehlen so ihren Kameraden das bißchen Ruhe.

Selbst hier, wo wir alle im gleichen Elend versinken, klammern sich die Selbstsüchtigen an das Zipfelchen der Macht, das ihnen überlassen wird. Sie versuchen, sich daran emporzuzerren und scheuen sich nicht, ihre Leidensgenossen noch tiefer in die Not zu stoßen. Auch unter den November-Leuten gab es unsympathische Juden. Die groben, geizigen, ungebildeten Ostfriesen haben uns abgestoßen; aber damals waren wir nicht allein, damals waren die vielen Berliner Kameraden hier, Männer von gleicher Haltung. Jetzt leben wir sechs November-Juden, vier Juristen, ein Arzt und ein Ingenieur unter Rhönbauern, fränkischen Viehhändlern, Hamburger Hafenarbeitern; ein Schornsteinfeger aus Hamburg, ein Kesselschmied aus Berlin, ein Tiertransporteur von Hagenbeck und ein gutmütiger Klosettwärter aus St. Pauli vertreten Berufe, die unter Juden selten sind. Wir sechs fühlen uns wie Fremde, erschrecken vor so viel Feindseligkeit und diesem mitleidlosen Quälen.

Alles Mahnen ist vergeblich. Ich suche wenigstens bei den Intelligenten Einsicht und Besinnung zu wecken; einige aus bauerlichen Bezirken sind stumpf und jedem Zuspruch entzogen. „Ihr wollt, daß fremde Menschen euch helfen, hier und im Ausland. Andere sollen ihr Geld, ihre Zeit und ihre Arbeitskraft dafür opfern, daß ihr frei werdet. Und ihr hier? Mit einem guten Wort, mit etwas Rücksicht und ein ganz klein wenig Hilfsbereitschaft könntet ihr euch das Leben leichter machen. Und wenn ihr das nicht wollt, dann quält doch einander nicht so.“

Natürlich sind auch eine ganze Anzahl feiner und freundlicher Männer im Block. Sie raten mir von meinen Erziehungsversuchen ab, weil sie ihre Erfahrungen haben. Ich setze mich neben die Stillen: Dr. Frank aus Stuttgart und den Leipziger Handelsvertreter Fritz Kaufmann, der aus dem Württembergischen stammt. Kaufmann hatte schon 1935 über ein halbes Jahr im Konzentrationslager Sachsenburg (Sachsen) zugebracht, weil er ein Verhältnis mit einer arischen Frau hatte. Das Delikt der sogenannten Rassenschande war damals noch nicht ‚erfunden‘; die Schutzhaft ersetzte das Zuchthaus, das Streichers Gesetz später verhängte. Seit Juni wartete er hier vergeblich auf seine Befreiung. Kein Mensch, der an ihn dachte, kein Mensch, der für ihn etwas tat!

„Du hast keinen Menschen, wirklich keinen?“, frage ich. Er schüttelt den Kopf. Als ich ihm sage, daß ich nicht aus Neugier in ihn dringe, sondern weil ich ihm helfen will, erzählt er von seiner Mutter und Schwester. Sie leben in Württemberg,

sind orthodoxe Juden, die Mutter betrachtet ihren Sohn als tot, die Schwester ihn als verloren. „Du kennst diese Menschen nicht. Auch, was ich jetzt erleben muß, wird sie nicht ändern. Ich habe mit einer arischen Frau zusammen gelebt, die die Mutter meines Kindes ist, – das ist in den Augen meiner Mutter Sünde. Sie kennt mich nicht mehr.“ Ich habe nach meiner Entlassung den Hilfsverein gebeten, für die Auswanderung Kaufmanns zu sorgen. Er wandte sich wie üblich an die nächsten Angehörigen des Petenten. Mutter und Schwester lehnten jede Beziehung zu Sohn und Bruder ab. Hätte ich nicht erklären können, warum, der stille, ehrenhafte Mann wäre weiter im Lager verblieben.

Einer sitzt da, ein Mann mit mädchenhaften Zügen, wohl dreißig Jahre alt, guckt teilnahmslos vor sich hin und spricht kein Wort. Als ich ihm von meinem Essen etwas gebe, dankt er kaum. Littauer erzählt mir die Geschichte dieses Kameraden Brasch, den der Kommandant im Juni beim Empfang gefragt hat, weshalb er ins Lager gekommen sei. Brasch habe ruhig und nach bester Überzeugung geantwortet: „Das weiß ich nicht.“ Darauf habe ‚Vierkant‘ ihn auspeitschen lassen. einen ganzen Tag habe er bewußtlos in der Baracke gelegen und von dem Augenblick, da er wieder zu sich kam, nicht mehr gesprochen. Dieses Schweigen habe der Blockführer als Renitenz betrachtet und den stummen Häftling deshalb dem Kommandanten vorgeführt. Ob Brasch bei diesem neuen Verhör geschwiegen, also den Gehorsam verweigert, ob er wieder eine mißverständliche Antwort gegeben hat, der unglückliche Mann wurde zum zweiten Mal ausgepeitscht und lebt seit dieser Zeit wortlos unter den ‚alten‘ Juden, die sich um den ‚Sonderling‘ nicht weiter kümmern. Ich habe versucht, mit ihm zu sprechen, aber mehr als ein ‚Ja‘ oder ‚Danke‘ habe ich nicht gehört.

Wie Diogenes gehe ich auf die Menschensuche, und ich finde einen Menschen dort, wo ich ihn nicht vermutet hätte: einen jüdischen ‚fahrenden Gesellen‘, Kaschemmenbruder, Asozialen, einen Menschen mit dumm-gutmütigem Ausdruck, unseren Blockfriseur, meinen lieben Karl Fichtmann. Er erzählt uns Tag für Tag, daß wir am nächsten entlassen werden. „Du bist ein Armleuchter, Karl. Jeden Tag hast du neue Gerüchte.“- „Sag wenigstens ‚Herr Armleuchter‘ zu mir. Erstens, verstehst du, ist das, was ich dir heute gesagt habe, garantiert richtig. Man hat so seine Beziehungen. Und zweitens: ist es nicht besser, ich sag den Jungens etwas Gutes? Einmal werden sie doch entlassen, wenn nicht heute, dann in einer Woche, und wenn nicht dann, vielleicht in einem Monat. Sieh mal, ich sitze hier schon ein Jahr, erst in Dachau und dann in unserem schönen Sachsenhausen. Ich weiß, ich muß bis zum Schluß bleiben. Der Kommandant braucht mich. Aber am letzten Tage gebe ich dem Kommandanten die Hand und sage: ‚Vielen Dank für die gute Behandlung, Heil Hitler!‘, dann schiebe ich ab. Am nächsten Tag zieht ‚Vierkant‘ los.“

„Junge, komm, ich hab ein bißchen Kaffee von früh“, und er zwinkert mit den Augen; aber es ist nicht ‚Kaffee von früh‘, nicht Lagerbrühe, sondern wirklicher duftender Bohnenkaffee, den er für sein Trinkgeld in der Kantine hat kaufen lassen. ‚Kaufen lassen‘, denn es war für Juden verboten, Bohnenkaffee selbst zu kaufen. Ich will das Geschenk nicht annehmen: „Du wirst mir doch nicht beleidigen.

Und hier hast du ein Stück Rosinenkuchen. Wenn du nicht nimmst, sind wir keine Freunde mehr.“

In diesen Tagen ist Chanukka. Nachmittags nach dem Appell-Schluß summt es leise durch die Judenblocks: „Moaus Zur“. Kurz vor dem Schlafengehen kommt Karl Fichtmann mit glücklichen Augen von draußen: „Ich war eben bei die Kinder, ich hab ein bißchen gesammelt und für die Jungs einen bunten Teller gemacht. Wie die Kinder sich gefreut haben! Sie lassen sich och schön bedanken.“ Keiner von uns hat daran gedacht, den ‚Kindern‘ in der ‚Jugendlichen Baracke‘ eine kleine Freude zu machen. Karl Fichtmann, Landstreicher aus Elbing, seit 15 Jahren auf der Walze, ‚bei die Juden gehend‘, hat Pfefferkuchen und Bonbons eingekauft und den ‚Kindern‘ Chanukka in ihre nüchterne Baracke gebracht.

Um sieben Uhr liegen wir auf unseren Strohsäcken. „Ruhe, Adi will singen!“ Und nun beginnt Adolf Burg mit einer weichen Stimme die Berochaus für das Lichterzünden ganz leise und ausdrucksvoll zu singen, wie er es in der Offenbacher Synagoge gehört haben mag. Dann stimmt er die alte Weise ‚Moaus Zur‘ an, und die Baracke summt mit. Arthur Frankenberg neben mir hat Tränen in den Augen: „Ich muß an zu Hause denken. Ich hab‘ ein Kind, das ich noch nicht kenne; es ist im Juli geboren.“ Das Lied ist verklungen, und ungebeten beginnt ein Bauer aus dem Hessischen zu reden, einer der ‚ungeschliffensten alten Juden‘. Er spricht seine Barmizwah-Rede, die ihm der Dorflehrer vor 45 Jahren entworfen hat. Er schnurrt sie herunter mit den gleichen falschen Tönen wie damals, als er dreizehn Jahre alt war. Es ist wohl das einzige, was er in seinem Leben in gehobener Sprache auszudrücken gelernt hat. „Schon genug“, ruft einer. – „Laßt den Alten!“

In unserem Block liegen auch getaufte Juden; aber sie sind mit uns allen dankbar für die Chanukka-Stimmung, von der in dieser Woche jeden Abend ein Abglanz aufsteigt, wenn Adi vor dem Lichtlöschen sein weiches ‚Moaus Zur‘ für uns singt. Adi läßt die Stimmung religiöser Erinnerung nicht dauern; dem ‚Moaus Zur‘ folgt ein Schlager, den er schmachkend wie ein Film-Tenor zum besten gibt: ‚Ein Schiff fährt nach Shanghai, kehrt nimmer zurück‘. Er wußte nicht, wie entsetzlich gegenwartsnah dieses törichte Lied war. Shanghai – das war für die verzweifelte Juden das letzte Stückchen Land, das sie ohne phantastische Devisenhinterlegung erreichen zu können hofften. Man brauchte nur eine Passage zu buchen, aber auch das wurde von Tag zu Tag aussichtsloser. „Wir gehen nach Shanghai.“, sagte man mit einem müden Achselzucken, und es klang nicht viel anders als „Wir gehen in die Hölle. Auf der Erde ist kein Platz für uns.“

In einer dieser Nächte flammt ein Feuerschein auf. Die Nachtarbeiter, Schneider und Schuster, kommen um zehn Uhr aus ihren Werkstätten zurück und berichten, daß eine SS-Kaserne brennt. Unaufhörlich tutet die Sirene, man hört die Feuerwehren der Umgebung heranrasen. Gut, daß es nicht im Lager brennt. Die Lager-Ordnung verbietet, die Baracken zu verlassen, wenn die Sirene tönt. Selbst die eigene Baracke dürfen wir nicht verlassen, wenn Feuer ausbrechen sollte. Wer gleichwohl hinausläuft, wird erschossen, weil angenommen wird, daß er hat fliehen wollen.

Ob es die immer stärker werdende innere Spannung, ob es die Kälte oder das schlechte Lager ist, mein Schlaf wird kurz und unruhig. Abends wenn wir zu Bett gehen, ziehe ich mir die Decke über den Kopf. Ich hauche meinen Atem in das Zelt, das ich mir so bilde. Aber ‚die Decke über dem Kopf zusammenziehen‘ bedeutet mehr als Wärme-Suchen; ich will mich von draußen abschließen, von dem Husteln, Schnarchen und Stöhnen, von diesem Schlafsaal und diesem Lager, will mir meinen Anspruch auf Allein-Sein ertrotzen, mich in meine eigene Welt zurückziehen und im Gefühl, eine mystische eigene Welt zu besitzen, in gute Träume flüchten. Aber der Schlaf dauert nicht länger als vier Stunden. Dann quälen mich Gedanken, die man hier verscheuchen soll. „Ihr werdet verrückt, Jungs, wenn ihr an zu Hause denkt!“ Aber wie kann man die Sorge um ‚zu Haus‘ bannen? Was mag Eva, was mögen die Menschen, die mir nahe sind, jetzt tun, wie mögen sie sich fühlen? Die Sorge um sie ist drückend, sie lastet doppelt, weil ich nicht mehr helfen kann.

Ich suche mich abzulenken. Wieder liege ich auf Stroh wie einst auf unseren Schülerwanderungen. Damals haben wir die Romantik des Strohlagers gesucht, im Glatzer Bergland, in der Heuscheuer und im Riesengebirge. Hier ist nichts von Romantik, nur Bitterkeit, Härte, Qual. Was wird es morgen wieder geben? ‚Was wird der trübe Tag mir bringen?‘ Ich kann mich von der Lenzky-Arie aus ‚Eugen Onegin‘ nicht befreien. Sie führt die melancholische Stimmung herauf, die manchmal in hoffnungslose Leere mündet¹⁴⁰. Gestern Abend hat sie meinen Bettnachbar, den alten Glaser Blum gepackt: „Morgen möchte ich ‚entlassen‘ aufwachen oder gar nicht mehr aufwachen.“

Morgen ist Sonntag, aber der Sonntag wird grau sein wie alle Tage. Uns sagt es nichts mehr, wenn wir hier ‚Sonntag‘ denken. Draußen denken wir ‚Ausruhen, freundliches Ende der Arbeitswoche, Tag der Erholung, auf den wir uns freuen‘ – Sonntag! Hier ist er uns nicht ‚Ende‘, nicht Ende der Woche und nicht Ende der Schinderei. Wir leben ohne Sonntag, und das heißt ‚im Kreis leben, ohne Ende leben, ohne Ende denken‘, Freudlosigkeit ohne Ende, Rechtlosigkeit ohne Ende, Mühsal ohne Ende, – endlose Qual. Aus der Nachbarbaracke kommt ein Lichtschimmer vom Gang, der erleuchtet ist. Unsere Fenster haben Eisblumen. Wie schön sie sind, wie kunstvoll die Natur sie blühen läßt! Wie das Holz lebt, das schlichte Fichtenholz unserer Barackenwände! Seit Wochen habe ich nichts Schönes mehr gesehen, kein Bild, kein Buch. Ich sauge gierig ein, was

¹⁴⁰ In Tschaikowskys 1879 in Moskau uraufgeführter Oper „Eugen Onegin“ heißt es in Lenskis Arie im 2. Aufzug: „Wohin, wohin seid ihr verschwunden, o Jugendzeit, der Liebe Glück? Was wird der dunkle Tag mir bringen? Mein Blick vermag es nicht zu sehen. Der Zukunft Schoß verbirgt sich mir. Was tut's? Mir ist mein Los bestimmt! 's ist gleich ja, ob Beute ich des Todes, ob nicht des Feindes Kugel trifft – ich weiß ja, alles kommt von Gott. Er lenkt das Gestern und das Heute. Er sendet uns das Morgenrot, er sendet uns den dunklen Tod. Der volle Morgen wird erglühen, erscheinen wird der Sonne Pracht, wenn mich vielleicht schon wird umfängen geheimnisvoll die letzte Nacht.“

die Natur von ihrem Spiel hier zeigt: die Eisblumen, die Äderung des Holzes und draußen den trauernden Wald und die Färbung des Himmels, der manchmal so glüht wie die Abendsonne auf den Spitzen der Dolomiten.

Wohin die Gedanken auch eilen, die Wirklichkeit zwingt sie wieder zurück und unaufhörlich hämmert es: Entlassung! Entlassung? Über unsere Entlassung entscheidet die Berliner Leitstelle der Gestapo am Alexanderplatz. Meine politischen Akten mit dem alten ‚Sündenregister‘ dürften bei der zentralen Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße liegen. Wenn die Leitstelle sie anfordern sollte, wird sie mich nicht mehr wie einen der 6000 anderen behandeln. Dann werde ich hier bleiben müssen, und alles, was Eva tut, wird vergeblich sein. Ich ziehe die Decke über den Kopf und versuche wieder einzuschlafen. Ruhelos döse ich, bis vom Kanal her fauchend und heulend der Ton der Dampfersirene kommt, erst mühsam stoßend, dann langgezogen. Mir scheint es, als preßte sich das tutende Stöhnen aus unserer Brust; denn in diesem Augenblick wird uns gewiß, daß in zwanzig Minuten die Tragödie eines neuen Tages beginnt.

Pfarrer Ehrenberg, ‚der Vorarbeiter des Leichen-Kommandos‘, wie man ihn hier sachlich und ohne Frivolität nennt, sucht mich ab und zu, wie ich ihn suche. Er liegt jetzt in einer anderen Baracke. Auch er richtet sich auf längere Haft ein. Ist er auch als ‚Jude‘ mit dem großen Fang ins Lager gekommen, den Vorkämpfer der Bekenntniskirche und umstrittenen ‚Juden-Pfarrer‘ wird die Gestapo nicht so leicht freigeben. Von unseren sechs ‚November-Juden‘ ist jetzt nur noch Rechtsanwalt S. außer mir da. Reichhardt, Alfieri, Rosenthal, Dr. Herz haben sich verabschiedet, und jedesmal, wenn mir ein ‚Glücklicher‘ die Hand drückt, klingt mir Moissis Stimme im Ohr: ‚Allen Sündern ist vergeben, du allein bist – verworfen!‘ Vor 25 Jahren habe ich die Stimme zum erstenmal auf der Schallplatte gehört. Heut dröhnt der Schuldspruch des Franz Moor furchtbarer als je¹⁴¹.

Die ‚alten‘ Juden erbitten Rechtsrat von mir. Zwei Fragen stehen im Vordergrund. Wer eine arische Frau hat, fürchtet, daß sie sich von ihm scheiden läßt. Manchem, der zwanzig Jahre verheiratet ist, bringt die Post die Ehescheidungsklage hierher. Seit 1934 hat das Reichsgericht Ehe-Anfechtungsklagen arischer Ehegatten gegen den jüdischen Teil nicht mehr zugelassen. Jetzt finden sich Gerichte, die für die jüdischen asozialen Elemente in den Lagern eine merkwürdige Schuld konstruieren. Gewiß, die Strafe, die zur Nachkur im Lager führte, war dem arischen Ehegatten seit langem bekannt. Aber weil der Staat es für notwendig hält, solche Elemente in Konzentrationslager zu bringen, weil dadurch Schande über den arischen Ehegatten kommt, deshalb wird der jüdische Partner ‚schuldig‘. Manche bitten mich ängstlich, draußen ihrer Ehefrau zu sa-

¹⁴¹ In Schillers Drama „Die Räuber“ spricht Franz Moor den Schuldspruch über sich selbst: „Da hört‘ ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsen: Gnade! Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! Du allein bist verworfen!“ Der bekannte österreichische Schauspieler italienischer Abstammung Alexander Moissi (1880–1935) gehörte seit 1906 zum Ensemble Max Reinhardts.

gen, sie möge den Einflüsterungen der Familie nicht nachgeben und zu ihrem Mann halten. „Zwanzig Jahr sind wir verheiratet. Die Partei bohrt schon lange. Jetzt hat sie es geschafft, siehst du!“, sagt ein fränkischer Bauer bitter.

Um ihrem Auswanderungswunsch Nachdruck zu geben, erzählten mir die ‚Alten‘ von ihren ‚Sommererlebnissen‘. Was sie berichten, nüchtern und ohne Übertreibung schildern, kenne ich in seinen bösen Umrissen: „Du weißt ja nicht, was wir hier durchgemacht haben. Sie haben uns in der Gluthitze Mäntel angezogen, den Kragen hochschlagen und eine Stunde in der Baracke ‚Sport‘ machen lassen: Auf – nieder, auf – nieder! Die Balken für eure Baracken mußten wir im Laufschrift tragen, zwei Mann oder drei, nicht wie jetzt sechs. Sie haben uns Speichel mit den Händen aufsammeln lassen. Tagelang haben wir kein Wasser bekommen. Jeden Tag hat’s auf dem Schießplatz geknallt, und wir mußten die Toten ins Lager tragen. Einen Siebzigjährigen aus Schneidemühl haben sie auf dem Schießplatz ‚fertig gemacht‘. Als wir ihn ins Lager brachten, lebte er noch, deshalb mußten wir ihn vor unsere Block-Tür legen und im Laufschrift über seinen Körper hinweg in unseren Block jagen. Wir haben ihn nicht treten wollen, aber ... er war dann natürlich tot. 90 Tote in vier Wochen! Was ihr hier erlebt habt, ist dagegen ein Kinderspiel. Seit August haben wir auf euch gewartet, wir wußten, daß ihr kommen würdet.“ Das alles sagen sie sehr ruhig, ohne Sentimentalität und Wehleidigkeit. Sie sind hart und haben gelernt, nur an sich zu denken. „Es hat keinen Zweck zu klagen und zu bitten. Die kennen kein Erbarmen.“

Es ist eiskalt. Das Thermometer steht auf zwölf Grad, sagen die Zeitungen. Wir frieren beim Morgen-Appell und sind froh, wenn unsere Züge zur Arbeit hinausmarschieren. Bewegung läßt uns den Frost nicht so spüren. Wir tragen Fausthandschuhe und Ohrenschützer, laufen aber auf den ‚Löchern unserer Socken‘, haben ein dünnes Sommerhemd und keinen Mantel. Es gibt Mäntel aus Ersatzstoff. Aber die Unterjacke, der Pullover, den mir Karl beschafft hat, ist mir lieber als der Mantel aus ‚deutschem Wald‘. Ich dränge mich, möglichst schwere Lasten zu tragen, weil das wärmt. Aber die Bauarbeiten stocken wegen des Frosts. Wir tragen Holzspäne zu den Feuern, die die Keller der Rohbauten austrocknen. wir müssen um Arbeit betteln, man weiß nicht, wie man uns beschäftigen soll; aber wenn wir auch nur zehn Minuten im Keller bleiben, um uns vor dem schneidenden Wind zu schützen, lassen uns die Posten herausholen. Wir müssen einzeln den Kellerausgang passieren, und der Posten achtet darauf, daß keiner um den Faustschlag in den Nacken kommt. Neben mir geht Amtsgerichtsrat R., der vor Kälte zittert. „Wir müssen arge Sünder sein“, sagt er, „daß wir so gestraft werden.“ Er stolpert, stürzt zu Boden, schlägt sich die Stirn auf, die blutig klappt und wir von ‚Schwester Maria‘, dem Häftlings-Sanitäter des Industriezugs, fortgeführt.

Die Feuer sind mit Spänen versorgt, es ist nichts mehr zu tun, und der Wind bläst uns fast eine Eiskruste um die Backen. Wieder bitte ich jeden Vorarbeiter, der mir in den Weg kommt, um Arbeit. „Wir haben heute nichts, nicht einmal 4711.“ (Das ist die widerlichste Arbeit, die es hier gibt: Leerung der Baulatri-

nen.) „Geht in die Kiesgrube.“ Unten in der Kiesgrube sitzen die Kolonnen ‚Dachschaden‘ und Schultze. Sie dürfen Feuer anmachen, und auch in der Schmiede flackert ein Feuer. Ein Professor der Pharmakologie aus Berlin und ein paar Anwälte stehen um es herum und wärmen sich die Hände. Willi Schmitz und unser Hilfs-Vorarbeiter Hans holen leere Blecheimer. Wir schaffen Reisig heran, entzünden es in den Blecheimern, und nun beginnt der ‚Tanz ums Feuer‘. Unsere Transport-Kolonne darf im Kreis um die offene Flamme herumgehen. Aber bald sind es vierzig und fünfzig Menschen, die sich hier drängen. Sie nähern ihre Hände dem Feuer, setzen den Fuß fünf Zentimeter vor sich, tippeln im Kreis: eine Viertelstunde rechts, eine Viertelstunde links im Kreis. Wir klopfen uns auf Rücken und Schultern, gehen in Kniebeuge, trampeln auf dem eisigen Boden, reiben Rücken an Rücken und schlagen die Hände vor die Brust. Der Frost ist schmerzhaft kalt, und der Wind ist schneidend. Das Holzfeuer wärmt zwar ein wenig, aber die Rücken sind eiskalt. Wir sehen aus wie die Mohren: der Wind hat uns den Ruß ins Gesicht geblasen.

Im Inneren dieses trippelnden Kreises, einen halben Meter vom Feuereimer sitzen die Zigeuner. Sie starren in die Flamme und sprechen kein Wort. Einer, schwermütig, schlank und rassig, könnte der Primas sein. Er hält seine Hände übers Feuer, verschränkt dann die Arme wieder und stiert regungslos in die Glut. – Was mögen die Rehe drüben im Wald tun? Die werden sich auch an den Bäumen reiben, sich aneinander scheuern und zu wärmen suchen. Was sind wir anderes als armes Getier, in dem atavistische Erinnerungen aufsteigen, die Kälte zu bannen. Wir sind zu den Urzuständen der kreatürlichen Existenz zurückgekehrt: wie das Wild pressen wir uns an die Bäume, um den Wind abzufangen, drängen ins zweite, dritte oder vierte Glied unserer Gruppen, weil uns der Sturm im ersten und fünften ein Gesicht oder einen Rücken von Eis bläst. Abends werden wir nicht mehr essen, sondern Nahrung herunterschlingen, um unsere Essensnotdurft zu stillen; dann werden wir uns legen, nicht zu Bett gehen, sondern unserm Körper Raum zum Kauern suchen, damit wir sein Gewicht nicht mehr spüren. Wir sind wieder primitiv geworden und haben plötzlich mit einem Tag Dinge des Lebens neu zu schätzen gelernt, die wir bis dahin als selbstverständliche Voraussetzung menschlichen Daseins genommen hatten.

Ich tippelte zwei Stunden im Kreis. Immer noch sucht sich jemand in die Kolonne einzuschieben, die keinen Platz für ihn hat. Die Vorarbeiter jagen die Wärmegierigen fort, der Kreis tippelt weiter: „Bewegung, Bewegung, lauft, sonst friert ihr an!“ Aber es ist unmöglich, sich schneller zu bewegen, und so müssen wir uns torkelnd weiter vorwärtsschieben. Ich breche aus dem Kreis aus. Der Frost ist schlimm, aber die verzweifelte Flucht vor der Kälte, dieses Schleichen ums Feuer peinigt nicht minder. Drüben gibt es Arbeit: die Tischlerei baut Särge. Heut sind dreizehn fertig geworden, die in den Leichenschuppen getragen werden. „Seht ihr, dreizehn Kästen! Am laufenden Band machen sie Särge. Jede Stunde fallen die Leute um wie Fliegen. Arbeit haben sie nicht, aber wir müssen hier frieren. Beim Militär hätte man an solchen Tagen Flickstunde angeordnet, aber hier... Särge und Kinderspielzeug, das ist das einzige, was sie an

Arbeit haben. – Siehst du, da bringen sie schon wieder einen, der umgekippt ist. Gestern waren acht Tote auf den ‚Klinkern‘. Die Leute frieren dort an, buchstäblich an. Am Tor sind gestern zwei tot umgefallen, erfroren.“

Fast jede Stunde wird einer mit wächsernem Gesicht von den Arbeitsplätzen ins Revier getragen. Manche sind bewußtlos, aber ich glaube nicht, daß sie alle sterben. Es sind Schwächeanfälle, von Kälte und Hunger ausgelöst. Die Frostschäden allerdings häufen sich fürchterlich. Kolonnen mit neuen Särgen ziehen täglich durch den Industriebhof, und wir zählen die ‚Kästen‘.

Zum Mittags-Appell müssen wir die Kiesgruben verlassen. Willi Schmitz läßt Flatow, Ludwig Landau und mich einen Schluck heißen Tee aus seiner Feldflasche nehmen. Plötzlich bricht es aus ihm aus: „Heute sind mehr als 16 Grad Kälte, der kälteste Winter seit zehn Jahren. Sie lassen uns hier erfrieren. Und da gibt es Leute, die an einen Gott glauben!“ Wir schweigen und kauen unser trockenes Brot. Flatow ermuntert sich und uns: „Wir müssen uns für unsere Frauen erhalten, nicht wahr, wir müssen für die Familie durchhalten!“ – „Und vielleicht hat unser Leiden hier einen Sinn.“ Unsere Brot-Brocken sind naßkalt, der Eiswind pfeift über den Hof, Landau erzählt, was er am Kanal erlebt hat; man habe ihn beim Kahnentladen auf eine Planke im Wasser gestellt und ihm Ziegel zugeworfen, die er fangen mußte. Für jeden Ziegelstein, der ihm entglitt, wurde er ins Wasser gejagt. Einer hatte versucht, Schluß zu machen und in den Kanal zu springen. Er wurde herausgeholt und entsprechend behandelt. Jetzt ist diese satanische Arbeit unmöglich geworden, weil der Kanal zugefroren ist.

Angesichts solcher Erlebnisse, erscheint es mir nicht erlaubt, sie zu theologisieren und der Geschichte, deren leidende Zeugen wir hier sind, eine ideelle Sinndeutung zu geben. Die Bitterkeit in mir erhitzt mich sogar an diesem Tag, als wir über das Problem des Sinns in der Geschichte streiten. Ich leugne, daß sich in der Geschichte ethische Kräfte durchsetzen müssen. Hier offenbart sich das letzte Motiv geschichtlichen Werdens: Gewalt.

Der Mittags-Appell ist zu Ende. Wieder gehen, laufen, hüpfen, trippeln wir in der Kiesgrube – drei Stunden. Hier müßte man einen Film drehen, den Film von den modernen Galeerensklaven, Victor Hugos ‚Les Misérables‘. Es überkommt mich eine eigenartige Vision: Diese Kiesgruben sind ein großes Grab. Wenn die Maschinengewehre auf den Türmen die Elenden jetzt unter Feuer nähmen und man die Grube zuschauelte, wäre das Lager geräumt. Es ist ein unwirkliches Bild: Die vielen hundert Menschen, die nicht wissen, wie sie der Kälte entfliehen sollen, die mühsam nach einem Wärmehauch für ihre Hände haschen, die sinnlos Stunde um Stunde umherstehen, herumschwirren und sehnsüchtig den Fliegern folgen, die zur Mittagszeit über ihnen davon gleiten. Erst hört man die Motore, und dann erscheinen sie am grauen Himmel dieser trüben Dezembertage. Sie sind frei, sie haben die Fesseln der Schwere abgestreift, sie gleiten dahin – fliegen. Vor fünf Minuten waren sie in Berlin, und in zwei Stunden werden sie in einem fremden Land sein. Freie Menschen, die sich erheben, die das alles, diesen eisigen Tod, diesen elektrischen Draht, diese schußgierigen Wachen tief unter sich lassen können. Niemals vorher ist mir Fliegen so als Symbol des Frei-

seins, des Sich-Erheben-Könnens erschienen. Und wie wir den Fliegern bedrückt und neidisch nachblicken, folgen wir den Wolken. Es klingt wie ein jungenhaftes Literateln, wie ein Rückfall in primanerhaftes Zitieren; aber es ist nicht nachträglich gekünstelt, sondern ich habe es mir dort langsam zusammenbuchstabiert und vor mich hin gesprochen, dieses „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!/Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!“¹⁴² Ich habe die Schillerschen Dramen immer für aufdringlich, lehrhaft und schulmeisterlich psychologisierend gehalten. Aber hier in der Kiesgrube, beim Gespenstertanz um das Feuer, da habe ich dem alten pathetischen Schiller Abbitte getan: das ist ein ganz echtes menschliches Empfinden, das er da gestaltet. Die eilenden Wolken waren für mich, den Gefangenen, ein Sehnsuchts-Wecker: ‚Wer mit euch wanderte‘...

In diesen Tagen geschieht etwas Merkwürdiges: Wir sprechen zum erstenmal mit den Posten. Sie haben hohe Stiefel, feste Mäntel, sind mit einem wollenden Kopf- und Gesichtsschutz ver mummt. Aber auch sie frieren und tun mürrisch ihren Dienst. Sie keifen nicht mehr, sie raunzen nicht mehr, sie stehen mit uns an den Feuern und wärmen sich. Sie lassen es zu, daß in der Appell-Pause ein bayerischer Kabarettist sein Repertoire singt, nicht ‚Sauerland‘, sondern ‚Die Bajadere‘ und gleich darauf ‚Morgenlicht leuchtet‘¹⁴³. Die Vorarbeiter sind entzückt, die Kameraden starren den ‚Künstler‘, der bei 16 Grad Kälte Opernarien singt, bewundernd an, die Posten schmunzeln. Sie zählen wie wir die Stunden und vertreiben sich die Zeit, indem sie großmütig einen Häftling ansprechen. Manche Posten verkriechen sich in Bretterbuden und unterhalten sich dort mit den Vorarbeitern wie mit Kameraden. In der ‚Neuen Siedlung‘ haben sie Häftlinge als Wachen ausgestellt und sich selbst in Baubuden zurückgezogen. die Häftlings-Wachen sollen warnen, wenn ein Scharführer herannahen sollte. Die aber lassen sich kaum noch sehen.

Gesprächsfetzen, aufgefangen aus Unterhaltungen der Posten, gehen von Mund zu Mund:

„Der Sturm X hat es bis hier oben satt.“

„Von uns aus könnt ihr machen, was ihr wollt.“

„Wenn ich nicht zufällig bei der SS wäre, säße ich auch im Lager. Zur Autobahn wäre ich nicht gegangen.“

Das ist die Stimmung, der ich am 30. Juni 1934 für Minuten begegnet bin. Sie bekräftigt meine alte These: Wenn eine große gemeinsame Not über das deutsche Volk kommt, wird sie den Bann der Gewalt brechen. Der Frost, der Eis-

¹⁴² Die Verse stammen aus Schillers Trauerspiel „Maria Stuart“. Maria spricht sie im 1. Auftritt des 3. Aufzuges: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!/Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!/Grüßet mir freundlich mein Jugendland!/Ich bin gefangen, ich bin in Banden,/Ach, ich hab’ keinen andern Gesandten!/Frei in Lüften ist eure Bahn,/Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.“

¹⁴³ „Les Bayadères“ heißt die Oper von Charles-Simon Catel, 1810 in Paris uraufgeführt; „Morgenlich leuchtend im rosigen Schein“ beginnt das Preislied des Stolzing in Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“.

wind, die Unerträglichkeit des Nichtstuns in solcher Kälte verscheuchen die Triebe, die sich sonst hier austoben. Jetzt wimmert die Kreatur auch in unseren Schergen, sie wimmert und schüttelt sich vor Frieren, sie denkt an nichts als an Flucht vor dem peitschenden Wind. Aber Eisfeld in seinem warmen Arbeitszimmer friert nicht. Wenn er uns auch keine Arbeit geben kann, so sollen wir uns doch nicht wärmen. Er verbietet, daß in der Kiesgrube Feuer angezündet werden. Wir sind froh, ein paar schwere Balken tragen zu dürfen. Auf der Chaussee begegnet uns Eisfeld, hochrot im Gesicht, wahrscheinlich wieder betrunken; er springt vom Rad und läßt den Vorarbeiter unsere Nummern notieren: „Das ist ganz faules Judenpack! Die Nummern geben Sie mir heut abend persönlich beim Appell!“ Also werden wir wieder zwei Tage am Tor stehen müssen. Es ist schon alles gleich, wir sind ausgeliefert, wehrlos.

Eisfeld läßt trotz der Kälte singen. Neun Stunden haben wir auf das Kommando ‚Abrücken‘ gewartet, aber wir müssen singen. Die Blockältesten werden vorgerufen; das Singen hat dem Herrn Lagerführer mißfallen, die Judenblocks haben deshalb heut Abend Gesangsunterricht, nicht etwa in den Blocks – auf dem Appell-Platz. Um fünf Uhr rücken wir ein, um 5 Uhr 30 treten wir zum ‚Straf-Singen‘ an, um sieben Uhr dürfen wir wieder abmarschieren. Eisfeld läßt nachexerzieren. Warum, weiß niemand. Von sechs bis acht Uhr werden wir über den stockdunklen Appell-Platz gejagt, über den ab und zu das Scheinwerferlicht streift. Wenn der Strahl den Tor-Sektor erhellt, prallen wir vor einem grausamen Bild zurück: ein ganzer Block, wohl 200 Männer, ‚hopst‘! Er hopst um sechs Uhr, er hopst um halb sieben Uhr, er hopst noch um sieben Uhr. Der Scheinwerfer blendet ab, und wir ahnen jetzt nur, daß die Männer dort noch in Kniebeuge kauern. Aber wenn es wieder hell und grell wird, sehen wir die schaurige Wirklichkeit: 200 alte Männer – die Sudetendeutschen – hopsen wie Frösche, zwei Stunden lang.

Was wird es wohl heut wieder geben? Wir stehen beim Nachmittags-Appell schon fünfzig Minuten, es scheint etwas nicht in Ordnung zu sein. Sie zählen und zählen. Die Sirene tönt; nur das hat uns noch gefehlt! Es ist also einer ausgerückt, gerade heute ausgerückt, wo wir halb erfroren sind. Wir werden so lange stehen müssen, bis der Ausreißer eingefangen ist, vielleicht bis in den Abend, vielleicht die Nacht hindurch. Sie wissen längst, daß zwei Mann aus der Strafkompagnie entflohen sind. Die SS-Autos sind ausgeschwärmt, sie suchen. Wir anderen sind ohne Schuld, aber wir dürfen nicht abrücken, müssen stehen bleiben, stehen 1½ Stunden, fluchen und starren neugierig zum Tor. Jetzt schweigt die Sirene.

„Siehst du“, sagt der jüdische Schornsteinfeger Bohnen, „Sie haben sie gekriegt. Sie liegen schon über dem ‚Bock‘. Siehst du die Nilpferdpeitschen, ich kann nicht hinsehen.“ Die Exekution geht am ‚Tor‘ vor sich, 100 Meter von unserem Block entfernt. Ich sehe die furchtbaren Stahlpeitschen im Takt durch die Luft sausen, aber ich denke an nichts als an die Kälte und den Zustand meiner Beine. Später höre ich, daß die beiden armen Teufel vor dem Frost in einen Keller geflüchtet und dort eingeschlafen sind. Sie haben nicht fliehen wollen, son-

dern nur Wärme gesucht. Als sie erwachten, war die Strafkompagnie ins Lager abgerückt. Ich schäme mich meiner Gleichgültigkeit. Weil wir wegen dieser Ausreißer länger als sonst frieren mußten, hätten viele von uns die beiden ermatteten Schläfer gern selbst verprügelt. Rohheit steckt an. Auch ich möchte manchen ‚alten‘ Juden, der sich niederträchtig benimmt, ohrfeigen, und ich leugne nicht, daß mich öfters eine Prügellust, ja Prügelwut überkommen hat. Aber wir dürfen einander nicht schlagen, das besorgt die SS.

Auf einem Holzstoß stehen zwei Asoziale. Sie winden sich vor Kälte. Blut-Strähnen und Tränen rinnen über die Backen; Ärmste der Armen. Sie haben Brot gestohlen, und das gilt als übelste Tat. Nicht die SS, die Vorarbeiter haben sie verprügelt und erbarmungslos auf den Holzstoß gejagt, wo sie den ganzen Tag am Pranger frieren müssen. Rohheit steckt an. Wir warten ängstlich gespannt, ob unsere ‚ganz faule Kolonne‘ ans ‚Tor gestellt‘ wird, aber der gute Hans, der unsere Nummern notieren mußte, hat es gewagt, den Zettel nicht abzugeben. Wenn Eisfeld ihn erkennt, wird der gute Kamerad wegen Gehorsamsverweigerung über ‚den Bock‘ geschnallt. Aber es geschieht nichts. Eisfeld hat seinen Befehl im Alkoholdämmer vergessen.

Weihnachten naht. „Zu Weihnachten ist keiner von euch November-Juden mehr hier.“ Und wirklich häufen sich die Entlassungen. Von unseren 6000 sind höchstens 900 im Lager, von denen, die mit mir vor sechs Wochen in Block 16 eingeliefert wurden, mag noch ein Dutzend hier sein. In Block 16 bin ich der letzte ‚November-Jude‘. „Weihnachten machst du hier nicht mehr mit“, prophezeit Karl Fichtmann. „Da macht dir deine Frau ’ne Gans, und du denkst dann an die Jungs hier, daß die sich’s auch gemütlich machen. Wat glaubst du, wat wir hier zu Weihnachten anstellen werden? Also, ich hab’s von der Küche: am Heiligabend gibt’s Bockwurst und dann, aber das is noch nich raus, Gulasch oder Schweinebraten. Mensch, sooon richtigen Gulasch, ganz groß, kein ‚Polaris‘. Aber du kriegst nischt, bist längst bei deiner Frau, in deine Wohnung und rauchst ’ne dicke Zigarre.“

„Na, und wenn nicht?“

„Is och nich schlimm, dann feierst eben mit uns Weihnachten, Junge. Bockwurst und Kartoffelsalat! Was glaubst du, wir bestellen die Zigeuner. Was meinst du, wie die spielen! Glaubst wohl nich? Paß auf, das wird Sache!“

Aber die Zigeuner werden nicht bestellt. Ihre Musik macht melancholisch, traurig und läßt an zu Hause denken. Die Mehrzahl der Kameraden wehrt sich gegen solche Erinnerungen.

Die Tage vor dem 24. Dezember kennen nur zwei Gesprächsthemen: Wird es frei geben, gar zwei Tage frei geben? Und: was werden wir zu essen bekommen? Am 24. Dezember treten wir schon um zwölf Uhr zum Schluß-Appell an: an beiden Weihnachtsfeiertagen ist kein Arbeitsdienst, aber damit wir nicht übermütig werden, wird je drei Stunden exerziert. Für die Homosexuellen hat der Lagerführer den taktvollen Rat, sie mögen die zwei freien Tage nicht unrecht benutzen und uns läßt Eisfeld als Weihnachtsgruß bestellen, wir sollten nicht schwermütig werden, der Draht sei Weihnachten auch am Tage geladen. Weil Weihnachten ein Fest ist, an dem sich alle Menschen Gutes erweisen, schärft uns unser Blockführer Betten-

bau ein; er würde noch heute, am Heiligen Abend, die Betten revidieren. Wir bauen also Betten, dösen, und ich, der ich nicht entlassen bin, nehme den Propheten Karl Fichtmann beim Wort:

„Na, was sagst du nun, Karl?“

„Also erst trink mal einen Schluck guten Bohnenkaffee. Wie ich höre, bist du morgen auch bei Karl Harzen zum Kaffee eingeladen. Hast doch das schönste Leben hier!“

„Karl, hast du schon mal von Diogenes gehört?“

„Nö, was ist mit dem?“

Und nun erzähle ich ihm die Geschichte von Diogenes und seiner Menschensuche und sage ihm, wie dankbar ich ihm bin in dieser Öde ohne ‚Menschen‘. Er spricht zu mir seinen Lebensgang. „Wat soll ich dir da viel sagen. Ich bin aus Elbing, mein Vater war Sattlermeister, Volksanwalt und Reichstagsabgeordneter bei die Sozialdemokraten. Wir haben alle ein Handwerk gelernt. Vor dem Krieg hab ich mir als Friseur in Rogasen selbständig gemacht, 1920 haben mir die Polen rausgeschmissen und denn bin ich als Gehilfe gegangen. Als keine Arbeit mehr war, bin ich in Westfalen und in Hessen und auch oben an der Küste bei die Juden rasieren gegangen. Aber wenn nischt zu rasieren war, da bin ich auch so bei sie gegangen, das sag ich ganz offen. In Wilhelmshaven haben sie mir geschnappt – wegen Arbeitsscheu. Dabei bin ich keinem zur Last gefallen. Na und nu bleibe ich hier...“

„So lange, bis auch der Kommandant geht. Ich weiß schon. – Glaubst du, daß der Blockführer heute Abend wirklich kommt?“ – „Nö, ich glaube nicht. Weihnachten machen die ja nich, aber besoffen sind sie heut abend alle. Voriges Jahr haben sie zu Weihnachten in Block X geschossen, so besoffen waren sie. Wie durch ein Wunder ist nischt passiert. Die Einschußstellen kannst du noch sehen.“

Am Abend gibt es tatsächlich Bockwurst und Kartoffelsalat. Die ‚alten‘ Juden schlingen gierig einen ganzen Liter Salat und noch mehr herunter, wenn sei einen Rest in einer Schüssel erwischen. In der Nacht stürzen sie dann zur Latrine. Um halb acht Uhr steht der Blockführer in der Tür. Er revidiert die Betten, schnauzt und kritisiert unflätig. Einen Imbezillen, dem seine Geistesschwäche ins Gesicht geschrieben ist, überschüttet er mit einer Schimpfkanonade. Wir müssen uns das Gebrüll in strammer Haltung anhören. Plötzlich öffnet sich die Blocktür. Wir erkennen Eisfeld, dessen Gesicht noch feuriger glüht als sonst. Der Blockführer meldet, daß das Bett eines Mannes nicht in Ordnung ist.

„Nu, stell’n Sie ihn doch ‚ins Tor!‘“

Der Imbezille muß zum Tor rasen, Eisfeld torkelt – er kann vor Trunkenheit kaum stehen – in die nächsten Baracken, um auch dort seinen Weihnachtssegen auszuteilen.

„Komm mal raus“, ruft mich einer, „Draußen feiern sie schöne Weihnacht, Eisfeld läßt rollen.“ Am Tor frieren in dieser ‚Weihe-Nacht‘ 20 oder 30 arme Schächer, die Asozialen-Baracke 13 muß sich im Schnee wälzen, nirgendwo her kommt ein Weihnachtslied, aber über den Appell-Platz leuchtet eine hohe Tanne, mit Glühbirnen besteckt. Es ist kein Christbaum, es ist ein deutscher Baum. Die ‚Stille Nacht‘, hier ist sie keine ‚Heilige Nacht‘; hier wird das Christentum bewußt ge-

schändet, und ‚der deutsche Glaube‘ glüht aus den Gesichtern der Trunkenbolde und Prügelhelden.

Wenn ich sonst das Lied von der ‚Stillen, heiligen Nacht‘ höre, kommen mir die Bilder meines Jugendlands. Ich sehe mich in den stillen ausgestorbenen Straßen meiner Heimatstadt durch den Schnee traben, aus allen Fenstern leuchtet der Baum und von den guten Freunden meiner Eltern, die unter uns wohnen, dringt das Lied zu uns herauf. Es ließ im Kind ein Gefühl der Wehmut, der Einsamkeit aufsteigen, daß wir kein Kinderfest hatten, ausgeschlossen waren von einem großen Erlebnis. Hier im Lager sind wir auch einsam, ausgestoßen von der Freude der Welt, aber nicht nur wir Juden. Die Christen im Lager, auch die, die es sein wollen, singen nicht. Die Haft preßt ihnen die Kehle zu. Neudeutsche Weihnacht, neu-deutsches Friedensfest!

Unser Blockältester Karl hat sich jedes Geschenk und jeden Glückwunsch verboten; er will so seine atheistisch-politische Haltung dokumentieren. Am ersten Weihnachtstage sitzt er gedrückt an seinem Tisch, starrt unverwandt ins Leere, als ich ihn anspreche:

„Wie ist dir zumute?“

„Heut früh wäre ich am liebsten in den Draht gegangen. Fünf Jahre, fünf Jahre!“

Tillich und Ehrenberg, die beiden Pfarrer, gehen auf der Lagerstraße auf und ab. In ihren Familien wartet man auf sie. In vielen deutschen Pfarrhäusern wartet man so. Als einziger deutscher Bürger hat der deutsche Pfarrer erfahren, was es bedeutet, gegen die Alleinherrschaft des Moloch Staat zu protestieren.

Wir exerzieren drei Stunden. Ein scharfer Wind jagt uns allen Staub des Appellplatzes ins Gesicht, und wir kommen schmutzig bis zur Unkenntlichkeit und durchfrozen zu unserem Mittagessen, das besser ist als gewöhnlich. An diesem Tag gibt es eine Art Amnestie: es werden ein paar Mann aus der Strafkompagnie freigegeben, ins Lager entlassen. Sie saßen darin, weil sie sich demständigen Drängen eines Vorarbeiters ihm Geld zu geben, nicht hatten entziehen können. Sie kommen in den Block zurück, ausgemergelt, hohl und bleich und erzählen, wie es ihnen in der Hölle der SK ergangen ist. Unsere ‚alten‘ Juden denken: ‚Wie gut, daß ich nicht da hineingekommen bin‘, und sie sagen: „Na, da ist’s richtig, ist alles dran! Junge, Junge, Junge!“ Das ist alles. Neugier, Angst, Befriedigung, daß sie selbst verschont geblieben sind. Kein wärmendes Wort, keine freundliche Tat für die Kameraden, die die Hölle des Lagers drei Monate gesehen haben. Hier ist jeder allein.

Am Nachmittag gibt Karl Harzen seine Kaffeetafel. Ich bin ‚eingeladen‘ – von einer Ecke des Tagesraums in die andere, wo Harzen ein Laken über einen Tisch gelegt, fünf Tassen zusammengebracht, ein Kaffeekännchen in der Kantine gekauft und eine Kanne Kaffee aufgebrüht hat. Ehrenberg, ein kommunistischer Sanitärer, ein westfälischer Redakteur, der wegen Devisenvergehens hier ist, sind mit mir die Gäste. Ich frage meine Tischgenossen, die schon lange Insassen des Lagers sind, nach ihren Erfahrungen mit dem Erziehungswert der ‚Institution besonderer Art‘. Sie lachen: „Erziehung? Politische Belehrung? – Abschreckung, Abschreckung, das ist das Ziel dieser Haft. Und es wird erreicht. Wer durch die Schule von Sachsenhausen geht, lernt schweigen und fürchten.“